DC266.5
.H49

G/ L: II

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Prof. H. [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Franzöſiſche

Zuſtände,

von

H. Heine.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

Digitized by Google

744260

DC 266.5
.H49

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

Vorrede.

„Diejenigen, welche leſen können, werden in dieſem Buche von ſelbſt merken, daß die größten Gebrechen deſſelben nicht meiner Schuld beigemeſſen werden dürfen, und diejenigen, welche nicht leſen können, werden gar nichts merken.“ Mit dieſen einfachen Vernunftſchlüſſen, die der alte Scarron ſeinem komiſchen Romane voranſetzt, kann ich auch dieſe ernſteren Blätter bevorworten.

Ich gebe hier eine Reihe Artikel und Tagesberichte, die ich, nach dem Begehr des

Digitized by Google

Augenblicks, in ſtürmiſchen Verhältniſſen aller Art, zu leicht errathbaren Zwecken, unter noch leichter errathbaren Beſchränkungen, für die Augsburger Allgemeine Zeitung geſchrieben habe. Dieſe anonymen, flüchtigen Blätter ſoll ich nun unter meinem Namen als feſtes Buch herausgeben, damit kein Anderer, wie ich bedroht worden bin, ſie nach eigener Laune zuſammenſtellt, und nach Willkühr umgeſtaltet, oder gar jene fremden Erzeugniſſe hineinmiſcht, die man mir irthümlich zuſchreibt.

Ich benutze dieſe Gelegenheit, um aufs Beſtimmteſte zu erklären, daß ich, ſeit zwei Jahren, in keinem politiſchen Journal Deutſchlands, außer der Allgemeinen Zeitung, eine Zeile drucken laſſen. Letztere, die ihre weltberühmte Autorität ſo ſehr verdient und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, ſchien mir eben wegen

ihres Anſehens und ihres unerhört großen Abſatzes, das geeignete Blatt für Berichterſtattungen, die nur das Verſtändniß der Gegenwart beabſichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart verſteht, ſo laſſen die Völker ſich nicht mehr von den Lohnſchreibern der Ariſtokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechſelſeitigem Mißtrauen keine ſtehenden Heere von vielen hunderttauſend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Roſſe, und wir erlangen Friede und Wohlſtand und Freiheit. Dieſer Wirkſamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es iſt mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgſchaft gelten, daß ich dieſes Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes

Haſſes immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenſchaften, meine beſonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieſer Zeit, werden ſie mich weniger verkennen, als damals, wo ſie am Ziel ihrer Wünſche zu ſtehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken ſchwellte, an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimath zurückkehren, ſolange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzugroßer Begeiſterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend, weilen muß. Ich würde lieber bei dem ärmſten Franzoſen um eine Kruſte Brod betteln, als daß ich Dienſt nehmen möchte bei jenen vornehmen Gönnern im deutſchen Vaterland, die jede

Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludirenden Uebergang zum Servilismus, und die unſere beſte Tugend, den Glauben an die ehrliche Geſinnung des Gegners, für plebejiſche Erbdummheit anſehen. Ich werde mich nie ſchämen betrogen worden zu ſeyn von jenen, die uns ſo ſchöne Hoffnungen ins Herz lächelten. „Wie alles aufs friedlichſte zugeſtanden werden ſollte, wie wir hübſch gemäßigt bleiben müßten, damit die Zugeſtändniſſe nicht erzwungen und dadurch ungedeihlich würden, wie ſie wohl ſelbſt einſähen, daß man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne — — —.“ Ja, wir ſind wieder Dupes geworden, wir müſſen eingeſtehn, daß die Lüge einen großen Triumph erfochten. Ihr habt wieder neue Lorbeeren eingeärndtet auf dem Felde der Lüge! In der That, wir ſind die Beſiegten, und ſeit die

heroiſche Ueberliſtung auch offiziell beurkundet worden, ſeit der Promulgation jener — — — Bundestagsbeſchlüſſe, erkrankt uns das Herz in der Bruſt vor Kummer und Zorn.

Armes, unglückliches Vaterland! welche Schande ſteht dir bevor wenn du ſie erträgſt, dieſe Schmach! welche Schmerzen, wenn du ſie nicht erträgſt!

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Ich will nicht die konſtitutionellen deutſchen Fürſten anklagen; ich kenne ihre Nöthen, ich weiß, ſie ſchmachten in den Ketten ihrer kleinen Camarillen, und ſind nicht zurechnungsfähig. Dann ſind ſie auch, durch Zwang aller Art, von Oeſtreich und Preußen embauchirt worden. Wir wollen ſie nicht ſchmähen, wir wollen ſie bedauern.

— — — — — — — —.

— — In der That, wir können gegen Oeſtreich kämpfen, und todeskühn kämpfen, mit dem Schwert in der Hand; aber wir fühlen in tiefſter Bruſt, daß wir nicht berechtigt ſind, mit Scheltworten dieſe Macht zu ſchmähen. Oeſtreich war immer ein offner ehrlicher Feind, der nie ſeinen Ankampf gegen den Liberalismus geläugnet oder auf eine kurze Zeit eingeſtellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angſt des Herzens den Demagogen geſpielt, er hat nie Arndts Lieder geſungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Haſenheide geturnt, er hat nie pietiſtiſch geſrömmelt, er hat nie mit den Feſtungsarreſtanten geweint, gewein, während er ſie an der Kette feſthielt; — man wußte immer, wie man mit ihm dran war, man wußte, daß man ſich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete

ſich vor ihm. Er war immer ein ſicherer Mann, der uns weder durch gnädige Blicke täuſchte noch durch Privatmalizen empörte. Man wußte, daß er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Haſſe, ſondern großartig im Geiſte eines Syſtems handelte, welchem Oeſtreich ſeit drei Jahrhunderten treu geblieben. „Es iſt daſſelbe Syſtem, für welches Oeſtreich gegen die Reformation geſtritten; es iſt daſſelbe Syſtem, wofür es mit der Revolution in den Kampf getreten. Für dieſes Syſtem fochten nicht bloß die Männer, ſondern auch die Töchter vom Hauſe Habsburg. Für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Marie Antoinette in den Tuilerien zum kühnſten Kampfe die Waffen ergriffen; für die Erhaltung dieſes Syſtems hatte Maria Luiſa, die als erklärte Regentin für Mann und Kind ſtreiten ſollte, in denſelben Tuillerien den Kampf unterlaſſen

und die Waffen niedergelegt. Kaiſer Franz hat für die Erhaltung dieſes Syſtems den theuerſten Gefühlen entſagt und unſägliches Herzleid erduldet, eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten blühenden Enkel, den er jenem Syſteme geopfert, dieſer neue Kummer hat tief gebeugt das greiſe Haupt, welches einſt die deutſche Kaiſerkrone getragen — dieſer arme Kaiſer iſt noch immer der wahre Repräſentant des unglücklichen Deutſchlands!

Von Preußen dürfen wir in einem anderen Tone ſprechen. Hier hemmt uns wenigſtens keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutſchen Kaiſerhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Boruſſenreichs träumen, und die Hegemonie und Schirmherrlichkeit Preußens proklamiren.

Es iſt wahr, noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünſcht, ſie wünſchten in deſſen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutſchlands zu ſehen, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewußt, und es gab wieder einen preußiſchen Liberalismus, und die Liberalen blickten ſchon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. — Was mich betrifft, ich habe mich nie zu ſolchem Vertrauen verſtehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Beſorgniß dieſen preußiſchen Adler, — — — — — — — — — — — — — — —.

Unlängſt las ich in der Allg. Zeitung, daß der Geh. Regierungsrath Friedrich von Raumer, welcher ſich unlängſt die Renommee eines königl. Preuß. Revolutionärs erworben, indem er als Mitglied der Cenſurkommiſſion gegen deren allzuunterdrückungsſüchtige

Strenge ſich aufgelehnt: jetzt den Auftrag erhalten hat, das Verfahren der preußiſchen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen. Die Schrift iſt vollendet und der Verfaſſer hat bereits ſeine 200 Thaler Preußiſch Courant dafür in Empfang genommen. Indeſſen, wie ich höre, iſt ſie nach der Meinung der ukkermärkſchen Camarilla noch immer nicht ſervil genug geſchrieben. — So gringfügig auch dieſes kleine Begebniß ausſieht, ſo iſt es doch eben groß genug, den Geiſt der Gewalthaber und ihrer Untergebenen zu charakteriſiren. Ich kenne zufällig den armen Friedrich von Raumer, ich habe ihn zuweilen, in ſeinem blau-grauen Röckchen und grau-blauen Militärmützchen, unter den Linden ſpatzieren ſehen; ich ſah ihn mahl auf dem Katheder, als er den Tod Ludwigs **XVI.** vortrug und dabei einige königl. Preuß. Amtsthränen vergoß; dann

habe ich, in einem Damenalmanache ſeine Geſchichte der Hohenſtaufen geleſen; ich kenne auch ſeine „Briefe aus Paris," worin er der Madame Crelinger und ihrem Gatten über die hieſige Politik und das hieſige Theater ſeine Anſichten mittheilt; es iſt ein friedlebiger Mann, der ruhig Queue macht, er iſt von allen Schriftſtellern noch der beſte, — — — — — — — — — und dabei iſt er nicht ganz ohne Salz, und er hat eine gewiſſe äußere Gelehrſamkeit, — — — — — — — — — — — — — — —.

O, ich kenne ſie, dieſe Jeſuiten des Nordens! Wer nur jemals aus Noth oder Leichtſinn, das Mindeſte von ihnen angenommen hat, iſt ihnen auf immer verfallen. Wie die Hölle Proſerpinen nicht losgibt, weil ſie den Kern eines Granatapfels dort genoſſen: ſo geben jene Jeſuiten keinen Men=

ſchen los, der nur das Mindeſte von ihnen genoſſen hat, und ſey es auch nur einen einzigen Kern des goldenen Apfels, oder, um proſaiſch zu ſprechen, einen einzigen Louisd'or; — kaum erlauben ſie ihm, wie die Hölle der Proſerpine, die eine Hälfte des Jahrs im oberweltlichen Lichte zuzubringen; — in ſolcher Periode erſcheinen dieſe Leute wie Lichtmenſchen, und ſie nehmen Platz unter uns anderen Olympiern, und ſprechen und ſchreiben ambroſiſch liberal; doch zur gehörigen Zeit findet man ſie wieder im hölliſchen Dunkel, im Reiche des Obſcurantismus, und ſie ſchreiben preußiſche Apologien, Erklärungen gegen den Meſſager, Cenſurgeſetzentwürfe, — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — —

— — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — —

Monarchiſch geſinnt, wie ich es immer war und wohl auch immer bleibe, widerſtrebt es meinen Grundſätzen und Gefühlen, daß ich die Perſon der Fürſten ſelber einer allzuherben Rüge unterwürfe. Es liegt vielmehr in meinen Neigungen, ſie ob ihrer guten Eigenſchaften zu rühmen. Ich rühme daher gern die perſönlichen Tugenden des Monarchen, deſſen Regierungsſyſtem, oder vielmehr deſſen Cabinet, ich eben ſo unumwunden beſprochen. Ich beſtätige mit Vergnügen, daß Friedrich Wilhelm **III.** als Menſch die hohe Verehrung und Liebe verdient, die ihm der größte Theil des preußiſchen Volkes ſo reichlich ſpendet. Er iſt gut und tapfer. Er hat ſich ſtandhaft im Unglück, und was viel ſeltener iſt, milde im

Digitized by Google

Glück gezeigt. Er iſt von keuſchem Herzen, rührend beſcheidenem Weſen, bürgerlicher Prunkloſigkeit, häuslichen, guten Sitten, ein zärtlicher Vater, beſonders zärtlich für die ſchöne Zarewna, welcher Zärtlichkeit wir vielleicht die Cholera und ein noch größeres Uebel, womit erſt unſere Nachkommen kämpfen werden, ſchönſtens verdanken. Außerdem iſt der König von Preußen ein ſehr religiöſer Mann, er hält ſtreng auf Religion, er iſt ein guter Chriſt, er hängt feſt am evangeliſchen Bekenntniſſe, er hat ſelbſt eine Liturgie geſchrieben, er glaubt an die Symbole —.

Von allen Tugenden Friedrich Wilhelms rühmt man jedoch am meiſten ſeine Gerechtigkeitsliebe. Man erzählt davon die rührendſten Geſchichten. Noch jüngſt hat

er 11227 Thaler 13 gute Groſchen aus ſeiner Privatkaſſe geopfert, um den Rechtsanſprüchen eines Kyritzer Bürgers zu genügen. Man erzählt, der Sohn des Müllers von Sansſouci habe, aus Geldnoth, die berühmte Windmühle verkaufen wollen, worüber ſein Vater mit Friedrich dem Großen prozeſſirt hat. Der jetzige König ließ aber dem benöthigten Mann eine große Geldſumme vorſtrecken, damit die berühmte Windmühle in dem alten Zuſtande ſtehen bleibe, als ein Denkmahl preußiſcher Gerechtigkeitsliebe. — — — — — — — — — — — —. —.

Der Napoleon iſt jetzt todt, und liegt, wohlverſchloſſen in ſeinem bleiernen Sarg,

unter dem Sand von Longwood, auf der Inſel Sankt Helena. Rund herum iſt Meer. Den braucht Ihr alſo nicht mehr zu fürchten. Auch die letzten drei Götter, die noch im Himmel übrig geblieben, den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt, braucht Ihr nicht zu fürchten; denn Ihr ſteht gut mit ihrer heiligen Dienerſchaft. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten; denn Ihr ſeid mächtig und weiſe. Ihr habt Gold und Flinten, und was feil iſt könnt Ihr kaufen und was ſterblich iſt könnt Ihr tödten. Eurer Weisheit kann man eben ſo wenig widerſtehen. Jeder von Euch iſt ein Salomo, und es iſt Schade, daß die Königinn von Saba, die ſchöne Frau, nicht mehr lebt; Ihr hättet ſie bis auf's Hemd enträthſelt. Dann habt Ihr auch eiſerne Töpfe, worin Ihr diejenigen einſperren könnt, die Euch etwas zu rathen aufgeben, wovon

Ihr nichts wiſſen wollt, und Ihr könnt ſie verſiegeln und in's Meer verſenken; alles wie König Salomo. Gleich dieſen verſteht Ihr auch die Sprache der Vögel. Ihr wißt alles was im Lande gezwitſchert und gepfiffen wird, und mißfällt Euch der Geſang eines Vogels, ſo habt Ihr eine große Scheere, womit ihr ihm den Schnabel zurecht ſchneidet und, wie ich höre, wollt Ihr Euch eine noch größere Scheere anſchaffen für die, welche über zwanzig Bogen ſingen. Dabei habt Ihr die klügſten Vögel in Eurem Dienſte, alle Edelfalken, alle Raben, nemlich die ſchwarzen, alle Pfauen, alle Eulen. Auch lebt noch der alte Simurgh, und er iſt Euer Großvezier, und er iſt der geſcheuteſte Vogel der Welt. Er will das Reich wieder ganz ſo herſtellen, wie es unter den präadamitiſchen Sultanen beſtanden, und er legt deßhalb unermüdlich Eyer, Tag

und Nacht, —.

Nur vor eins möchte ich Euch warnen, nemlich vor dem Moniteur von 1793. Das iſt ein Höllenzwang, den ihr nicht an die Kette legen könnt, und es ſind Beſchwörungsworte darin, die viel mächtiger ſind als Gold und Flinten, Worte womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod ſchickt, Worte womit man die Zwerge zu Rieſen macht und die Rieſen zerſchmettert, Worte die Eure ganze Macht zerſchneiden wie das Fallbeil einen Königshals.

Ich will Euch die Wahrheit geſtehen. Es giebt Leute, die Muth genug beſitzen jene Worte auszuſprechen, und die ſich nicht gefürchtet hätten vor den grauenhafteſten

Geiſtererſcheinungen; aber ſie wußten eben nicht das rechte Wort im Buche zu finden, und hätten es auch mit ihren dicken Lippen nicht ausſprechen können; ſie ſind keine Hexenmeiſter. Andre, die, vertraut mit der geheimnißvollen Wünſchelruthe, das rechte Wort wohl aufzufinden wüßten und auch mit zauberkundiger Zunge es auszuſprechen vermöchten: dieſe waren zagen Herzens und fürchteten ſich vor den Geiſtern, die ſie beſchwören ſollten; — denn ach! wir wiſſen nicht das Sprüchlein, womit man die Geiſter wieder zähmt, wenn der Spuk allzu toll wird; wir wiſſen nicht wie man die begeiſterten Beſenſtiele wieder in ihre hölzerne Ruhe zurückbannt, wenn ſie mit allzu viel rothem Waſſer das Haus überſchwemmen; wir wiſſen nicht wie man das Feuer wieder beſpricht, wenn es allzu raſend umherleckt; wir fürchteten uns.

Verläßt Euch aber nicht auf Ohnmacht und Furcht von unſerer Seite. Der verhüllte Mann der Zeit, der eben ſo kühnen Herzens wie kundiger Zunge iſt, und der das große Beſchwörungswort weiß und es auch auszuſprechen vermag, er ſteht vielleicht ſchon in Eurer Nähe. Vielleicht iſt er in knechtiſcher Livree oder gar in Harlekinstracht vermummt, und Ihr ahnet nicht, daß es Euer Verderber iſt, welcher Euch unterthänig die Stiefel auszieht oder durch ſeine Schnurren Euer Zwergfell erſchüttert. Graut Euch nicht manchmal, wenn Euch die ſervilen Geſtalten mit faſt ironiſcher Demuth umwedeln, und Euch plötzlich in den Sinn kommt: das iſt vielleicht eine Liſt, — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
—? Habt Ihr des Nachts nicht manchmal

***

Träume, die Euch vor den kleinſten, windigſten Würmern warnen, die Ihr am Tage zufällig kriechen geſehen? — — — — — — — — — — — — — — — — — —. Geſchrieben zu Paris den 18. October 1832.

Heinrich Heine.

Digitized by Google

Franzöſiſche Zuſtände.

Digitized by Google

Vive la France! quand même —

Digitized by Google

Artikel I.

Paris, 28. Dec. 1831.

Die erblichen Pairs haben jetzt ihre **last speeches** gehalten, und waren geſcheidt genug, ſich ſelber für todt zu erklären, um nicht vom Volke umgebracht zu werden. Dieſer Bewegungsgrund iſt ihnen von Caſimir Perier ganz beſonders ans Herz gelegt worden. Von ſolcher Seite iſt alſo kein Vorwand zu Emeuten mehr vorhanden. Der Zuſtand des niedern Volks von Paris iſt indeſſen, wie man ſagt, ſo troſtlos, daß bei dem geringſten Anlaſſe, der von Außen her gegeben

Digitized by Google

würde, eine mehr als ſonſt bedrohliche Emeute ſtatt finden kann. Ich glaube aber dennoch nicht, daß wir ſolchen Ausbrüchen ſo nahe ſind, wie man in dieſem Augenblicke behauptet. Nicht als ob ich die Regierung für gar zu mächtig hielte, oder die Gegenparteien für gar zu kraftlos, im Gegentheil, die Regierung bekundet ihre Schwäche bei jeder Gelegenheit; namentlich geſchah dies zur Zeit der Lyoner Unruhen, und was die Gegenparteien betrifft, ſo ſind ſie hinreichend erbittert, und dürften obendrein bei Tauſenden, die vor Elend ſterben, die tollkühnſte Unterſtützung finden; — aber es iſt jetzt kaltes, neblichtes Winterwetter.

„Sie werden heute Abend nicht kommen, denn es regnet", ſagte Pethion, nachdem er das Fenſter geöffnet und wieder ruhig geſchloſſen, während ſeine Freunde, die Girondiſten, von dem Volke, welches die Bergpartei verhetzte, einen Ueberfall erwarteten. Man erzählt dieſe Anekdote in den Revolutionsgeſchichten, um Pethions Phlegma zu zeigen. Aber

ſeit ich mit eigenen Augen die Natur der Pariſer Volksaufſtände ſtudirt, ſehe ich ein, wie ſehr man jene Worte mißverſtand. Zu guten Emeuten gehört wirklich gutes Wetter, behaglicher Sonnenſchein, ein angenehm warmer Tag, und daher geriethen ſie im Junius, Juli und Auguſt immer am beſten. Es darf dann auch nicht regnen, denn die Pariſer fürchten nichts mehr als den Regen, und dieſer verſcheucht die Hunderttauſende von Männern, Weibern und Kindern, die meiſtens gepußt und lachend nach den Wahlſtätten ziehen und durch ihre Anzahl den Muth der Agitatoren heben. Auch darf die Luft nicht neblicht ſeyn, ſonſt kann man ja die großen Plakate, die das Gouvernement an die Straßenecken anſchlägt, nicht leſen; und doch muß dieſe Lektüre dazu dienen, die Menſchenmaſſen nach beſtimmten Orten zuſammenzuziehen, wo ſie ſich am beſten drängen, ſtoßen und tumultariſch aufregen können. Guizot, ein faſt deutſcher Pedant, hat, als er Konrektor von Frankreich war, auf ſol-

chen Plakaten auch all ſein philoſophiſch-hiſtoriſches Wiſſen auskramen wollen, und man verſichert, daß eben weil die Volkshaufen mit dieſer Lektüre nicht ſo leicht fertig werden konnten, und ſich daher an den Straßenecken um ſo drängender vermehrten, ſey die Emeute ſo bedenklich geworden, daß der arme Doktrinair, ein Opfer ſeiner eigenen Gelehrſamkeit, ſein Amt niederlegen mußte. Was aber vielleicht die Hauptſache iſt, bei kaltem Wetter können im Palais-royal keine Zeitungen geleſen werden, und doch iſt es hier, wo unter den hübſchen Bäumen ſich die eifrigſten Politiker verſammeln, die Blätter vorleſen, in wüthenden Gruppen debattiren, und ihre Inſpirationen nach allen Richtungen verbreiten.

Es hat ſich jetzt gezeigt, wie ſehr man dem vorigen Orleans, dem Philipp Egalité, Unrecht that, als man ihn der Oberleitung der meiſten Volksaufſtände beſchuldigte, weil man damals entdeckt hatte, daß das Palais-royal, wo er wohnte, der Mittelpunkt derſelben ſey. In dieſem Jahre

zeigte ſich das Palais-royal noch immer als ein ſolcher Mittelpunkt; es war noch immer der Verſammlungsort aller unruhigen Köpfe; es war noch immer das Hauptquartier der Unzufriedenen, und doch hatte ſein jetziger Eigenthümer dergleichen Volk gewiß nicht berufen und beſoldet. Der Geiſt der Revolution wollte das Palais-royal nicht verlaſſen, obgleich ſein Eigenthümer König geworden, und dieſer war deshalb gezwungen ſeine alte Wohnung aufzugeben. Man ſprach von beſonderen Beſorgniſſen, die jene Wohnungsveränderung veranlaßt hätten, namentlich ſprach man von der Furcht vor einer franzöſiſchen Pulververſchwörung. Freilich, da von einem Theile des Pallaſtes, den oben der König bewohnte, das Rez-de-Chauſſée für Boutiken vermiethet iſt, ſo wäre es leicht geweſen, die Pulverfäſſer dorthin zu bringen, und Se. Majeſtät mit aller Bequemlichkeit in die Luft zu ſprengen. Andere meinten, es ſey nicht anſtändig geweſen, daß Ludwig Philipp oben regierte, während unten Hr.

Chevet ſeine Würſte verkaufe. Letzteres iſt aber doch ein eben ſo honnettes Geſchäft, und ein Bürgerkönig hätte darum juſt nicht auszuziehen gebraucht, zumal Ludwig Philipp, der ſich noch voriges Jahr über alles feudaliſtiſche und cäſarthümliche Herkommen und Koſtümweſen mokirt, und gegen einige junge Republikaner geäußert hatte: „Die goldene Krone ſey zu kalt im Winter und zu heiß im Sommer, ein Scepter ſey zu ſtumpf, um es als Waffe, und zu kurz, um es als Stütze zu gebrauchen, und ein runder Filzhut und ein guter Regenſchirm ſey in jetziger Zeit viel nützlicher.“

Ich weiß nicht, ob Ludwig Philipp ſich dieſer Aeußerungen noch zu beſinnen weiß, denn es iſt ſchon lange her, ſeit er das letztemal, mit rundem Hut und Regenſchirm, durch die Straßen von Paris wanderte, und mit raffinirter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, ſchlichten Hausvaters ſpielte. Er drückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand, und trug dazu, wie man ſagt, einen beſon-

dern ſchmutzigen Handſchuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reineren Glacéhandſchuh vertauſchte, wenn er in ſeine höhere Region, zu ſeinen alten Edelleuten, Banquierminiſtern, Intriganten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufſtieg. Als ich ihn das letztemal ſah, wandelte er auf und nieder zwiſchen den goldenen Thürmchen, Marmorvaſen und Blumen auf dem Dache der Gallerie Orleans. Er trug einen ſchwarzen Rock, und auf ſeinem breiten Geſichte ſpazierte eine Sorgloſigkeit, worüber wir faſt ein Grauen empfinden, wenn wir die ſchwindelnde Stellung des Mannes bedenken. Man ſagt jedoch, ſein Gemüth ſey gar nicht ſo ſorglos wie ſein Geſicht.

Es iſt gewiß tadelnswerth, daß man das Geſicht des Königs zum Gegenſtande der meiſten Witzeleien erwählt, und daß er in allen Karrikaturläden als Zielſcheibe des Spottes ausgehängt iſt. Wollen die Gerichte dieſem Frevel Einhalt thun, dann wird gewöhnlich das Uebel noch vermehrt.

So ſahen wir jüngſt, wie aus einem Prozeſſe der Art ſich ein anderer entſpann, wobei der König nur noch deſto mehr kompromittirt wurde. Nemlich Philippon, der Herausgeber eines Karrikaturjournals, vertheidigte ſich folgendermaaßen: Wolle man in irgend einer Karrikaturfrage eine Aehnlichkeit mit dem Geſichte des Königs finden, ſo fände man dieſe auch, ſobald man nur wolle, in jedem beliebigen, noch ſo heterogenen Bildniſſe, ſo daß am Ende Niemand vor einer Anklage beleidigter Majeſtät ſichergeſtellt ſey. Um den Vorderſatz zu beweiſen, zeichnete er auf ein Stück Papier mehrere Karrikaturengeſichter, wovon das erſte dem Könige frappant glich, das zweite aber dem erſten glich, ohne daß jene königliche Aehnlichkeit allzu bemerkbar blieb, in ſolcher Weiſe glich wieder das dritte dem zweiten, und das vierte dem dritten Geſicht, dergeſtalt aber, daß jenes vierte Geſicht ganz wie eine Birne ausſah, und dennoch eine leiſe, jedoch deſto ſpaßhaftere Aehnlichkeit mit den Zügen des geliebten Monar-

chen darbot. Da nun Philippon trotz dem von der Jury verurtheilt wurde, druckte er in ſeinem Journale ſeine Vertheidigungsrede, und zu den Beweisſtücken gab er lithographirt das Blatt mit den vier Karrikaturgeſichtern. Wegen dieſer Lithographie, die unter dem Namen „die Birne" bekannt iſt, wurde der geiſtreiche Künſtler nun wieder verklagt, und die ergötzlichſten Verwicklungen erwartet man von dieſem Prozeſſe. Ich glaube, Ludwig Philipp iſt kein unedler Mann, der auch gewiß nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, ſein eigenſtes Lebensprinzip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Salluſt tiefſinnig ausſpricht, die Regierungen können ſich nur durch dasjenige erhalten, wodurch ſie entſtanden ſind, ſo z. B. daß eine Regierung, die durch Gewalt geſtiftet worden, ſich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch Liſt, und ſo umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergeſſen, daß ſeine Regierung durch das Prinzip der Volksſouverainetät entſtanden

iſt, und, in trübſeligſter Verblendung, möchte er ſie jetzt durch eine Quaſilegitimität, durch Verbindung mit abſoluten Fürſten, und durch Fortſetzung der Reſtaurationsperiode zu erhalten ſuchen. Dadurch geſchieht es, daß jetzt die Geiſter der Revolution ihm grollen und unter allen Geſtalten ihn befehden. Dieſe Fehde iſt jedenfalls noch gerechter als die Fehde gegen die vorige Regierung, welche dem Volke nichts verdankte, und ſich ihm gleich Anfangs offen feindlich entgegenſetzte. Ludwig Philipp, der dem Volke und den Pflaſterſteinen des Julius ſeine Krone verdankte, iſt ein Undankbarer, deſſen Abfall um ſo verdrießlicher, da man täglich mehr und mehr die Einſicht gewinnt, daß man ſich gröblich täuſchen laſſen. Ja, täglich geſchehen offenbare Rückſchritte, und wie man die Pflaſterſteine, die man in den Juliustagen als Waffe gebrauchte, und die an einigen Orten noch ſeitdem aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einſetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrig bleibe: ſo wird auch

jetzt das Volk wieder an ſeine vorige Stelle, wie Pflaſterſteine, in die Erde zurückgeſtampft, und, nach wie vor, mit Füßen getreten.

Ich habe vergeſſen oben zu erwähnen: unter den Beweggründen, die dem Könige zugeſchrieben worden, als er das Palais-royal verließ und die Tuillerien bezog, gehörte das Gerücht, daß er die Krone nur zum Scheine angenommen, daß er im Herzen ſeinem legitimen Herrn, Karl X., ergeben geblieben, daß er deſſen Rückkehr vorbereite und deshalb auch nicht die Tuillerien beziehe. Die Karliſten hatten dieſes Gerücht ausgeheckt, und es war abſurd genug, um beim Volke Eingang zu finden. Nun, dieſem Gerüchte iſt durch die That widerſprochen, der Sohn Egalité's iſt endlich als Sieger eingezogen durch die Triumphpforte des Carouſſels, und ſpaziert jetzt mit ſeinem ſorgloſen Geſichte und mit Hut und Regenſchirm durch die weltgeſchichtlichen Gemächer der Tuillerien. Man ſagt, die Königin habe ſich ſehr geſträubt, dieſes „Haus des Unglücks“

744260

zu bewohnen. Vom Könige will man wiſſen, er habe dort in der erſten Nacht nicht ſo gut wie gewöhnlich ſchlafen können, und ſey von allerlei Viſionen heimgeſucht worden; z. B. Marie Antoinette habe er mit zornſprühenden Nüſtern, wie einſt am 10. Auguſt, umherrennen ſehen; dann habe er das hämiſche Gelächter jenes rothen Männleins gehört, das ſogar manchmal hinter Napoleons Rücken vernehmlich lachte, wenn dieſer eben ſeine ſtolzeſten Befehle im Audienzſaale ertheilte; endlich aber ſey St. Denys zu ihm gekommen und habe ihn im Namen Ludwigs XVI. auf Guillotinen herausgefordert. St. Denys iſt, wie männiglich weiß, der Schutzpatron der Könige von Frankreich, bekanntlich ein Heiliger, der mit ſeinem eigenen Kopfe in der Hand dargeſtellt wird.

Bedenklicher als alle Geſpenſter, die im Innern des Schloſſes lauern mögen, ſind die Thorheiten, die ſich bei ſeinen Außenwerken offenbaren.

Digitized by Google

Ich rede von den famöſen fossés des Tuileries. Dieſe waren lange Zeit ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung, ſowohl in Salons als in Carrefours, und noch immer liegen ſie im Bereiche der bitterſten und feindſeligſten Beſprechung. Als noch vor der Gartenfaçade der Tuillerien die hohen Bretterwände ſtanden, die den Augen des Publikums jene Arbeiten verhüllten, hörte man darüber die abſurdeſten Hypotheſen. Die meiſten meinten, der König wolle das Schloß befeſtigen und zwar von der Gartenſeite, wo einſt am 10. Auguſt das Volk ſo leicht eindringen konnte. Es hieß ſogar, der Pont-royal würde deshalb abgebrochen. Andere meinten, der König wolle nur eine lange Mauer aufrichten, um ſich ſelbſt die Ausſicht nach der Place de la Concorde zu verdecken; dieſes jedoch geſchehe nicht aus kindiſcher Furcht, ſondern aus Zartgefühl; denn ſein Vater ſtarb auf der Place de Grève, die Place de la Concorde aber war der Hinrichtungsplatz für die ältere Linie. Indeſſen wie dem armen Ludwig

Philipp ſo oft Unrecht geſchieht, ſo auch hier. Als man jene myſtiſchen Bretterwände vor dem Schloſſe wieder niederriß, ſah man weder Befeſtigungswerke noch Schutzmauern, weder Schanzgräben noch Baſtionen, ſondern eitel Dummheit und Blumen. Der König hatte nehmlich, bauſüchtig wie er iſt, den Einfall gehabt, vor dem Schloſſe einen kleinen Garten für ſich und ſeine Familie von dem größern öffentlichen Garten abzuſcheiden, dieſe Abſcheidung war nur durch einen gewöhnlichen Graben und ein Drathgitterwerk von einigen Fuß Höhe ausgeführt worden, und in den ausgeſtochenen Beeten ſtanden ſchon Blumen, eben ſo unſchuldig wie jene Gartenidee des Königs ſelbſt.

Caſimir Perier ſoll aber über dieſe unſchuldige Idee, die ohne ſein Vorwiſſen ausgeführt worden, ſehr ärgerlich geweſen ſeyn. Denn jedenfalls veranlaßt ſie den gerechten Unmuth des Publikums über die Verunſtaltung des ganzen Gartens, eines

Meiſterſtücks von Le Notre, das eben durch ſein großartiges Enſemble ſo ſehr imponirt. Es iſt gerade, als wollte man einige Scenen aus einer Racine'ſchen Tragödie ausſcheiden. Engliſche Gärten und romantiſche Dramen mag man immerhin ohne Schaden, oft ſogar mit Vortheil verkürzen; Racine's poetiſche Gärten aber mit ihren ſüblim langweiligen Einheiten, pathetiſchen Marmorgeſtalten, gemeſſenen Abgängen und ſonſtig ſtrengem Zuſchnitt, eben ſo wenig wie Le Notre's grüne Tragödie, die mit der breiten Tuillerien-Expoſition ſo großartig beginnt, und mit der erhabenen Terraſſe, wo man die Kataſtrophe des Concordeplatzes ſchaut, ſo großartig endigt, kann man nicht im mindeſten verändern, ohne ihre Symmetrie, und alſo ihre eigentliche Schönheit zu zerſtören. Außerdem iſt jener unzeitige Gartenbau noch wegen anderer Gründe dem König ſchädlich. Erſtens kommt er dadurch um ſo öfter ins Gerede, was ihm doch jetzt nicht ſonderlich nützlich iſt; zweitens verſammelt ſich da-

durch in ſeiner perſönlichen Nähe beſtändig viel Gaffervolk, das allerlei bedenkliche Gloſſen macht, das vielleicht ſeinen Hunger durch Schauluſt zu vergeſſen ſucht, für jeden Fall aber lange müßige Hände hat. Da hört man bitter ſcharfe Bemerkungen und rothe Witzeleien, die an die neunziger Jahre erinnern. An der einen Eingangsſeite des neuen Gartens ſteht ein metallener Abguß des Meſſerſchleifers, deſſen Original im der Tribune zu Florenz zu ſehen iſt, und über deſſen Bedeutung verſchiedene Meinungen herrſchen. Hier aber, in Tuilleriengarten, hörte ich über den Sinn dieſes Bildes einige moderne Auslegungen, worüber manche Antiquare mitleidig lächeln und manche Ariſtokraten heimlich erzittern würden.

Gewiß, dieſer Gartenbau iſt eine koloſſale Thorheit und gibt den König den gehäſſigſten Anſchuldigungen preis. Man kann ihn ſogar als eine ſymboliſche Handlung interpretiren. Ludwig Philipp

zieht einen Graben zwiſchen ſich und dem Volke, er trennt ſich von demſelben auch ſichtbar. Oder hat er das Weſen des konſtitutionellen Königthums ſo kleinmüthig aufgefaßt und ſo kurzſinnig begriffen, daß er meint, wenn er dem Volke den größern Theil des Gartens überlaſſe, ſo dürfe er den kleinern Theil deſto ausſchließlicher als Privatgärtchen beſitzen? Nein, das abſolute Königthum mit ſeinem großartig egoiſtiſchen Ludwig **XIV**, der ſtatt des **L'état c'est moi**, auch ſagen konnte **Les tuileries c'est moi**, erſchiene alsdann viel herrlicher als die konſtitutionelle Volsſouverainetät mit ihrem Ludwig Philipp **I.**, der angſtvoll ſein Privatgärtchen abgränzt und ein kümmerliches **chacun chez soi** in Anſpruch nimmt. Man ſagt, daß der ganze Bau im Frühjahre vollendet werde. Alsdann wird auch das neue Königthum, das jetzt noch ſo wenig ausgebaut und noch ſo kalkfriſch iſt, etwas fertiger ausſehen. Seine gegenwärtige Erſcheinung iſt im höchſten Grade ungewöhnlich. In der That, wenn man jetzt die Tuil-

lerien von der Gartenſeite betrachtet, und all jenes Graben und Umgraben, das Verſetzen der Statuen, das Pflanzen der laubloſen Bäume, den alten Steinſchutt, die neuen Baumaterialien, und all die Reparaturen ſieht, wobei ſo viel gehämmert, geſchrien, gelacht und getobt wird: dann glaubt man ein Sinnbild des neuen unvollendeten Königthums ſelbſt vor Augen zu haben.

Digitized by Google

Artikel II.

Paris, 19. Januar 1832.

Der Temps bemerkt heute, daß die Allgemeine Zeitung jetzt Artikel liefere, die feindſelig gegen die königliche Familie gerichtet ſeyen, und daß die deutſche Cenſur, die nicht die geringſte Aeußerung gegen abſolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeſte Schonung ausübe. Der Temps iſt doch die geſcheidteſte Zeitſchrift der Welt! Mit wenigen milden Worten erreicht er ſeine Zwecke viel ſchneller als Andere mit ihrer lauteſten Polemik. Sein

ſchlauer Wink iſt hinreichend verſtanden worden, und ich weiß wenigſtens einen liberalen Schriftſteller, der es jetzt ſeiner Ehre nicht angemeſſen hält, unter Cenſurerlaubniß gegen einen Bürgerkönig die feindliche Sprache zu führen, die man ihm gegen einen abſoluten König nicht geſtatten würde. Aber dafür thue uns Ludwig Philipp auch den einzigen Gefallen, ein Bürgerkönig zu bleiben. Eben weil er den abſoluten Königen täglich ähnlicher wird, müſſen wir ihm grollen. Er iſt gewiß als Menſch ganz ehrenfeſt, und ein achtungswerther Familienvater, zärtlicher Gatte und guter Oekonom; aber es iſt verdrießlich, daß er alle Freiheitsbäume abſchlagen läßt und ſie ihres hübſchen Laubwerks entkleidet, um daraus Stützbalken zu zimmern für das wackelnde Haus Orleans. Deshalb, nur deshalb zürnt ihm die liberale Preſſe, und die Geiſter der Wahrheit verſchmähen ſogar die Lüge nicht, um ihn damit zu befehden. Es iſt traurig, bejammernswerth, daß durch dieſe Taktik ſogar die Familie des Königs leiden

muß, die eben ſo ſchuldlos wie liebenswürdig iſt. Von dieſer Seite wird die deutſche liberale Preſſe, minder geiſtreich, aber gemüthvoller als ihre franzöſiſche ältere Schweſter, ſich keine Grauſamkeiten zu Schulden kommen laſſen. „Ihr ſolltet wenigſtens mit dem Könige Mitleid haben!“ rief jüngſt das ſanftlebende Journal des Debats. „Mitleid mit Ludwig Philipp!“ entgegnete die Tribüne, „dieſer Mann verlangt fünfzehn Millionen und unſer Mitleid! Hat er Mitleid gehabt mit Italien, mit Polen u. ſ. w.?“ — Ich ſah dieſe Tage die unmündige Waiſe des Menotti, der in Modena gehenkt worden. Auch ſah ich unlängſt Sennora Luiſa de Torrijos, eine arme todtblaſſe Dame, die ſchnell wieder nach Paris zurückgekehrt iſt, als ſie an der ſpaniſchen Gränze die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gatten und ſeiner zweiundfünfzig Unglücksgefährten erfuhr. Ach, ich habe wirklich Mitleid mit Ludwig Philipp!

Die Tribune, das Organ der offen republika-

niſchen Partei, iſt unerbittlich gegen ihren könig=lichen Feind, und predigt täglich die Republik. Der National, das rückſichtloſeſte und unabhängigſte Journal Frankreichs, hat unlängſt auf eine befrem=dende Art in dieſen Ton eingeſtimmt. Furchtbar, wie ein Echo aus den blutigſten Tagen der Kon=vention, klangen die Reden jener Häuptlinge der **Société des amis du peuple,** die vorige Woche vor den Aſſiſen ſtanden, angeklagt „gegen die be=ſtehende Regierung konſpirirt zu haben, um dieſelbe zu ſtürzen und eine Republik zu errichten.“ Sie wurden von der Jury freigeſprochen, weil ſie bewie=ſen, daß ſie keineswegs konſpirirt, ſondern ihre Ge=ſinnungen im Angeſichte des ganzen Publikums ausgeſprochen hätten. Ja, wir wünſchen den Um=ſturz dieſer ſchwachen Regierung, wir wollen eine Republik, war der Refrain aller ihrer Reden vor Gericht.

Während auf der einen Seite die ernſthaften Republikaner das Schwert ziehen und mit Don=

verworten grollen! blitzt und lacht Figaro und ſchwingt am wirkſamſten ſeine leichte Geißel. Er iſt unerſchöpflich in Witzen über „die beſte Republik", ein Ausdruck, wodurch zugleich der arme Lafayette geneckt wird, weil er bekanntlich einſt vor dem Hotel de Ville den Ludwig Philipp umarmt und ausgerufen: **Vous êtes la meilleure république!** Dieſer Tage bemerkte Figaro, man verlange keine Republik, ſeit man die beſte geſehen. Eben ſo ſanglant ſagt er, bei Gelegenheit der Debatten über die Civilliſte: **La meilleure république coute quinze millions.**

Die Partei der Republikaner will dem Lafayette ſeinen Mißgriff in Betreff des empfohlenen Königs nimmermehr verzeihen. Sie wirft ihm vor, daß er den Ludwig Philipp lange genug gekannt habe, um voraus wiſſen zu können, was von ihm zu erwarten ſey. Lafayette iſt jetzt krank, kummerkrank. Ach! das größte Herz beider Welten, wie ſchmerzlich muß es jene königliche Täuſchung

empfinden! Vergebens, in der erſten Zeit, mahnte Lafayette beſtändig an das **Programme de l'hôtel de ville,** an die republikaniſchen Inſtitutionen, womit das Königthum umgeben werden ſollte, und an ähnliche Verſprechungen. Aber ihn überſchrien jene doktrinairen Schwätzer, die aus der engliſchen Geſchichte von 1688 beweiſen, daß man ſich im Julius 1830 nur für die Aufrechthaltung der Charte in Paris geſchlagen, und alle Aufopferungen und Kämpfe nur die Einſetzung der jüngern Linie der Bourbone an die Stelle der ältern bezweckt habe, eben ſo, wie einſt in England mit der Einſetzung des Hauſes Oranien an die Stelle der Stuarts Alles abgethan war. Thiers, welcher zwar nicht wie die Doktrinaire denkt, aber jetzt im Sinne die-ſer Partei ſpricht, hat ihr in der letzten Zeit nicht geringen Vorſchub geleiſtet. Dieſer Indifferentiſt von der tiefſten Art, der ſo wunderbar Maaß zu hal-ten weiß in der Klarheit, Verſtändigkeit und Ver-anſchaulichung ſeiner Schreibweiſe, dieſer Goethe der

Politik, iſt gewiß in dieſem Augenblicke der mächtigſte Verfechter des Perier'ſchem Syſtems, und wahrlich, mit ſeiner Broſchüre gegen Chateaubriand vernichtete er faſt jenen Donquixote der Legitimität, der auf ſeiner geflügelten Roſinante ſo pathetiſch ſaß, deſſen Schwert mehr glänzend als ſcharf war, und der nur mit koſtbaren Perlen ſchoß, ſtatt mit guten, eindringlichen Bleikugeln.

In ihrem Unmuthe über die klägliche Wendung der Ereigniſſe laſſen ſich viele Freiheitsenthuſiaſten ſogar zur Verläſterung des Lafayette verleiten. Wie weit man in dieſer Hinſicht ſich vergehen kann, ergibt ſich aus der Schrift des Belmontet, die ebenfalls gegen die bekannte Broſchüre des Chateaubriand gerichtet iſt, und worin mit ehrenwerther Offenheit die Republik geprebigt wird. Ich würde die bittern Urtheile, die in dieſer Schrift über Lafayette vorkommen, hier ganz herſetzen, wären ſie nicht einestheils gar zu gehäſſig, und ſtänden ſie nicht anderntheils in Verbindung mit einer

2*

Digitized by Google

für dieſe Blätter unſtatthaften Apologie der Republik. Ich verweiſe aber in dieſer Hinſicht auf die Schrift ſelbſt und namentlich auf einen Abſchnitt derſelben, der „die Republik" überſchrieben iſt. Man ſieht da, wie Menſchen, die edelſten ſogar, ungerecht werden durch das Unglück.

Den glänzenden Wahn von der Möglichkeit einer Republik in Frankreich will ich hier nicht bekämpfen. Royaliſt aus angeborner Neigung, werde ich es in Frankreich auch aus Ueberzeugung. Ich bin überzeugt, daß die Franzoſen keine Republik, weder die Verfaſſung von Athen, noch die von Sparta, und am allerwenigſten die von Nordamerika ertragen können. Die Athener waren die ſtudirende Jugend der Menſchheit, die Verfaſſung von Athen war eine Art akademiſcher Freiheit, und es wäre thöricht, dieſe in unſerer erwachſenen Zeit, in unſerem greiſen Europa, wieder einführen zu wollen. Und gar wie ertrügen wir die Verfaſſung von Sparta, dieſer großen, langweiligen Patriotismus-

fabrik, dieſer Kaſerne der republikaniſchen Tugend, dieſer erhaben ſchlechten Gleichheitsküche, worin die ſchwarzen Suppen ſo ſchlecht gekocht wurden, daß attiſche Witzlinge behaupteten, die Lakedämonier ſeyen deshalb Verächter des Lebens und todtesmuthige Helden in der Schlacht. Wie könnte ſolche Verfaſſung gedeihen im Foyer der Gourmands, im Vaterlande des Very, der Vefour, des Carrème! Dieſer letztere würde ſich gewiß, wie Vatel, in ſein Schwert ſtürzen, als ein Brutus der Kochkunſt, als der letzte Gaſtronome! Wahrlich, hätte Robespierre nur die ſpartaniſche Küche eingeführt, ſo wäre die Guillotine ganz überflüſſig geweſen; denn die letzten Ariſtokraten wären alsdann vor Schrecken geſtorben oder ſchleunigſt emigrirt. Armer Robespierre! du wollteſt republikaniſche Strenge einführen in Paris, in einer Stadt, worin 150,000 Putzmacherinnen, und 150,000 Peruquiers und Parfümeurs ihr lächelndes, friſirendes und duftendes Gewerbe treiben!

Die amerikaniſche Lebensmonotonie, Farbloſigkeit und Spießbürgerei wäre noch unerträglicher in der Heimath der Schauluſt, der Eitelkeit, der Moden und Novitäten. Wahrlich, nirgends graſſirt die Krankheit der Auszeichnungsſucht ſo ſehr wie in Frankreich. Vielleicht mit Ausnahme von Auguſt Wilhelm Schlegel, gibt es keine Frau in Deutſchland, die ſich ſo gern durch ein buntes Bändchen auszeichnete, wie die Franzoſen; ſogar die Juliushelden, die doch für Freiheit und Gleichheit gefochten, ließen ſich hernach dafür mit einem blauen Bändchen dekoriren, um ſich dadurch von dem übrigen Volke zu unterſcheiden. Wenn ich aber deshalb das Gedeihen einer Republik in Frankreich bezweifele, ſo läßt ſich darum doch nicht läugnen, daß alles zu einer Republik aboutirt, daß die republikaniſche Ehrfurcht für das Geſetz an die Stelle der royaliſtiſchen Perſonen-Verehrung getreten iſt bei den Beſſeren, und daß die Oppoſition eben ſo, wie ſie einſt fünfzehn Jahre lang mit einem

Könige Komödie geſpielt, jetzt dieſelbe Komödie mit dem Königthume ſelber fortſetzt, und daß alſo die Republik wenigſtens für kurze Zeit das Ende des Liedes ſeyn könnte. Die Carliſten befördern ſolches, da ſie es als eine nothwendige Phaſe betrachten, um wieder zum abſoluten Königthume der älteren Linie zu gelangen. Deshalb gebärden ſie ſich jetzt als die eifrigſten Republikaner, ſelbſt Chateaubriand preiſt die Republik, nennt ſich Republikaner aus Neigung, fraterniſirt mit Marraſt, und läßt ſich die Akkolade ertheilen von Beranger. Die Gazette, die heuchleriſche Gazette de France ſchmachtet jetzt nach republikaniſchen Staatsformen, allgemeinem Votum, Primairverſammlungen u. ſ. w. Es iſt ſpaßhaft, wie die verkappten Pfäffchen jetzt in der Sprache des Sansculottismus bramarbaſiren, wie farouſch ſie mit der rothen Jakobinermütze kokettiren, wie ſie dennoch manchmal in Angſt gerathen, ſie hätten etwa ſtatt deſſen aus Zerſtreuung das rothe Prälatenkäppchen aufgeſetzt, wie ſie dann die erborgte

Bedeckung einen Augenblick vom Haupte nehmen, und alle Welt die Tonſur bemerkt. Solche Leute glauben jetzt ebenfalls den Lafayette ſchmähen zu dürfen, und dieſes dient ihnen dann als ſüße Erholung für den ſauren Republikanismus, den Freiheitszwang, den ſie ſich auferlegen müſſen.

Aber was auch die verblendeten Freunde und die heuchleriſchen Feinde ſagen mögen, Lafayette iſt, nächſt Robespierre, der reinſte Charakter der franzöſiſchen Revolution, und nächſt Napoleon iſt er ihr populairſter Held. Napoleon und Lafayette ſind die beiden Namen, die jetzt in Frankreich am ſchönſten blühen. Freilich ihr Ruhm iſt verſchiedener Art; dieſer kämpfte mehr für den Frieden als für den Sieg, und jener kämpfte mehr um den Lorbeer als um den Eichenkranz. Freilich, es wäre lächerlich, wenn man die Größe beider Helden meſſen wollte mit demſelben Maaßſtabe, und den einen hinſtellen wollte auf das Poſtament des andern. Es wäre lächerlich, wenn man das Standbild des Lafayette auf

die Vendomeſäule ſetzen wollte, auf jene Säule, die aus den erbeuteten Kanonen ſo vieler Schlachten gegoſſen worden, und deren Anblick, wie Barbier ſingt, keine franzöſiſche Mutter ertragen kann. Auf dieſe eiſerne Säule ſtellt den Napoleon, den eiſernen Mann, hier wie im Leben fußend auf ſeinen Kanonenruhm, und ſchauerlich iſolirt emporragend in den Wolken, ſo daß jedem ehrgeizigen Soldaten, wenn er ihn dort oben, den Unerreichbaren, erblickt, das gedemüthigte Herz getheilt wird von der eiteln Ruhmſucht, und ſolchermaaßen dieſe koloſſale Metallſäule, als ein Gewitterableiter des Heldenthums, den friedlichſten Nutzen ſtifte in Europa.

Lafayette gründete ſich eine beſſere Säule als die des Vendomeplatzes, und ein beſſeres Standbild als von Metall oder Marmor. Wo gibt es Marmor ſo rein wie das Herz, wo gibt es Metall ſo feſt wie die Treue des alten Lafayette? Freilich, er war immer einſeitig, aber einſeitig wie die

Magnetnadel, die immer nach Norden zeigt, niemals zur Abwechslung einmal nach Süden oder Oſten. So ſagt Lafayette ſeit vierzig Jahren täglich daſſelbe, und zeigt beſtändig nach Nordamerika; er iſt es, der die Revolution eröffnete mit der Erklärung der Menſchenrechte; noch zu dieſer Stunde beharrt er auf dieſer Erklärung, ohne welche kein Heil zu erwarten ſey — der einſeitige Mann mit ſeiner einſeitigen Himmelsgegend der Freiheit! Freilich! er iſt kein Genie, wie Napoleon war, in deſſen Haupte die Adler der Begeiſterung horſteten, während in ſeinem Herzen die Schlangen des Kalkuls ſich ringelten; aber er hat ſich doch nie von Adlern einſchüchtern oder von Schlangen verführen laſſen. Als Jüngling weiſe wie ein Greis, als Greis feurig wie ein Jüngling, ein Schützer des Volks gegen die Liſt der Großen, ein Schützer der Großen gegen die Wuth des Volkes, mitleidend und mitkämpfend, nie übermüthig und nie verzagend, ebenmäßig ſtreng und milde, ſo blieb Lafayette ſich im-

mer gleich; und ſo in ſeiner Einſeitigkeit und Gleichmäßigkeit blieb er auch immer ſtehen auf demſelben Platze, ſeit den Tagen Marie-Antoinettens bis auf heutige Stunde; ein getreuer Eckard der Freiheit, ſteht er noch immer, auf ſeinem Schwerte geſtützt und warnend, vor dem Eingange der Tuillerien, dem verführeriſchen Venusberge, deſſen Zaubertöne ſo verlockend klingen, und aus deſſen ſüßen Netzen die armen Verſtrickten ſich niemals wieder losreißen können.

Es iſt freilich wahr, daß dennoch der todte Napoleon noch mehr von den Franzoſen geliebt wird, als der lebende Lafayette. Vielleicht eben weil er todt iſt, was wenigſtens mir das Liebſte an Napoleon iſt; denn lebte er noch, ſo müßte ich ihn ja bekämpfen helfen. Man hat außer Frankreich keinen Begriff davon, wie ſehr noch das franzöſiſche Volk an Napoleon hängt. Deshalb werden auch die Mißvergnügten, wenn ſie einmal etwas Entſcheidendes wagen, damit anfangen, daß

ſie den jungen Napoleon proklamiren, um ſich der Sympathie der Maſſen zu verſichern. „Napoleon“ iſt für die Franzoſen ein Zauberwort, das ſie elektriſirt und betäubt. Es ſchlafen tauſend Kanonen in dieſem Namen, eben ſo wie in der Säule des Vendomeplatzes, und die Tuillerien werden zittern, wenn einmal dieſe Kanonen erwachen. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel ausſprachen, ſo wird hier Napoleon ſelten bei ſeinem Namen genannt, und er heißt immer „der Mann, l'homme.“ Aber ſein Bild ſieht man überall, in Kupferſtich und Gyps, in Metall und Holz, und in allen Situationen. Auf allen Boulevards und Carrefours ſtehen Redner, die ihn preiſen, den Mann, Volksſänger, die ſeine Thaten beſingen. Als ich geſtern Abend beim Nachhauſegehen in ein einſam dunkles Gäßchen gerieth, ſtand dort ein Kind von höchſtens drei Jahren vor einem Talglichtchen, daß in die Erde geſteckt war, und lallte ein Lied zum Ruhme des großen Kaiſers. Als ich

ihm einen Sou auf das ausgebreitete Taſchen-
tuch hinwarf, rutſchte etwas neben mir, wel-
ches ebenfalls um einen Sou bat. Es war ein
alter Soldat, der ebenfalls von dem Ruhme des
großen Kaiſers ein Liedchen ſingen konnte, denn
dieſer Ruhm hatte ihm beide Beine gekoſtet. Der
arme Krüppel bat mich nicht im Namen Gottes,
ſondern mit gläubigſter Innigkeit flehte er: **au nom
de Napoléon, donnez-moi un sou.** So dient die-
ſer Name auch als das höchſte Beſchwörungswort
des Volkes, Napoleon iſt ſein Gott, ſein Kultus,
ſeine Religion; und dieſe Religion wird am Ende
langweilig, wie jede andere. Dagegen wird La-
fayette mehr als Menſch verehrt, oder als Schutz-
engel. Auch er lebt in Bildern und Liedern, aber
minder heroiſch, und ehrlich geſtanden, es hat ſo-
gar einen komiſchen Effekt auf mich gemacht, als
ich voriges Jahr den 28. Julius, im Geſange der
Pariſienne die Worte hörte: „**Lafayette aux che-
veux blancs**“, während ich ihn ſelbſt mit ſeiner

braunen Perüke neben mir ſtehen ſah. Es war auf dem Baſtillenplatz, der Mann war auf ſeinem rechten Platze, und dennoch mußte ich heimlich lachen. Vielleicht eben ſolche komiſche Beimiſchung bringt ihn unſeren Herzen menſchlich näher. Seine Bonhommie wirkt ſogar auf Kinder, und dieſe verſtehen ſeine Größe vielleicht noch beſſer als die Großen. Hierüber weiß ich wieder eine kleine Bettelgeſchichte zu erzählen, die aber den Charakter des Lafayette'ſchen Ruhms, in ſeiner Unterſcheidung von dem Napoleon'ſchen, bezeichnet. Als ich nehmlich jüngſt an einer Straßenecke vor dem Pantheon ſtillſtand, und, wie gewöhnlich, dieſes ſchöne Gebäude betrachtend, in Nachdenken verſank, bat mich ein kleiner Auvergniate um einen Sou, und ich gab ihm ein Zehnſouſtück, um ſeiner nur gleich los zu werden. Aber da näherte er ſich mir deſto zutraulicher mit den Worten: **est-ce que vous connaissez le général Lafayette?** und als ich dieſe wunderliche Frage bejahte, malte ſich das ſtolzeſte Vergnügen auf dem

naiv-ſchmutzigen Geſichte des hübſchen Buben, und mit drolligem Ernſte ſagte er: **il est de mon pays.** Er glaubte gewiß, ein Mann, der ihm zehn Sous gegeben, müſſe auch ein Verehrer von Lafayette ſeyn, und da hielt er mich zugleich für würdig, ſich mir als Landsmann deſſelben zu präſentiren.

So hegt auch das Landvolk die liebevollſte Ehrfurcht gegen Lafayette, um ſo mehr, da er ſelbſt die Landwirthſchaft zu ſeiner Hauptbeſchäftigung macht. Dieſe erhält ihm die Einfalt und Friſche, die in beſtändigem Stadttreiben verloren gehen könnten. Hierin gleicht er auch jenen großen Republikanern der Vorzeit, die ebenfalls ihren eigenen Kohl bauten, in Zeiten der Noth vom Pfluge zur Schlacht oder zur Tribune eilten, und nach erfochtenen Siegen wieder zu ihren ländlichen Arbeiten zurückkehrten. Auf dem Landſitze, wo Lafayette die mildere Jahreszeit zubringt, iſt er gewöhnlich umringt von ſtrebenden Jünglingen und ſchönen Mädchen, da herrſcht Gaſtlichkeit der Tafel und des Herzens,

da wird viel gelacht und getanzt, da iſt der Hof des ſouverainen Volkes, da iſt jeder hoffähig, der ein Sohn ſeiner Thaten iſt und keine Mesallianz geſchloſſen hat mit der Lüge, und da iſt Lafayette der Ceremonienmeiſter.

Mehr aber noch als unter jeder andern Volksklaſſe herrſcht die Verehrung Lafayette's unter dem eigentlichen Mittelſtande, unter Gewerbsleuten und Kleinhändlern. Dieſe vergöttern ihn. Lafayette, der ordnungſtiftende, iſt der Abgott dieſer Leute. Sie verehren ihn als eine Art Vorſehung zu Pferde, als einen bewaffneten Schutzpatron der öffentlichen Sicherheit, als einen Genius der Freiheit, der zugleich ſorgt, daß beim Freiheitskampfe nichts geſtohlen wird, und jeder das liebe Seinige behält! Die große Armee der öffentlichen Ordnung, wie Caſimir Perier die Nationalgarde genannt hat, die wohlgenährten Helden mit großen Bärenmützen, worin Krämerköpfe ſtecken, ſind außer ſich vor Entzücken, wenn ſie von Lafayette ſprechen, ihrem alten

General, ihrem Friedens-Napoleon. Ja er iſt der Napoleon der petite bourgeosie, jener braven, zahlungsfähigen Leute, jener Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, die zwar des Tages über zu ſehr beſchäftigt ſind, um an Lafayette denken zu können, die ihn aber nachher, des Abends, mit verdoppeltem Enthuſiasmus preiſen, ſo daß man wohl behaupten kann, daß um eilf Uhr, wenn die meiſten Boutiken geſchloſſen ſind, der Ruhm des Lafayette ſeine höchſte Blüthe erreicht.

Ich habe oben das Wort „Ceremonienmeiſter" gebraucht. Es fällt mir ein, daß Wolfgang Menzel, in ſeiner geiſtreichen Frivolität, den Lafayette einen Ceremonienmeiſter der Freiheit genannt hat, als er einſt deſſen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten, und die Deputationen, Adreſſen und feierlichen Reden, die dabei zum Vorſcheine kamen, im Litteraturblatte beſprach. Auch andere, minder witzige Leute hegen den Irrthum, der Lafayette ſey nur ein alter Mann, der zur Schau hingeſtellt

oder als Maſchine gebraucht werde. Indeſſen, wenn dieſe Leute ihn nur ein einzigesmal auf der Rednerbühne ſähen, ſo würden ſie leicht erkennen, daß er nicht eine bloße Fahne iſt, der man folgt, oder wobei man ſchwört, ſondern daß er ſelbſt noch immer der Gonfaloniere iſt, in deſſen Händen das gute Banner, die Oriflamme der Völker. Lafayette iſt vielleicht der bedeutendſte Sprecher in der jetzigen Deputirtenkammer. Wenn er ſpricht, trifft er immer den Nagel auf den Kopf und ſeine vernagelten Feinde auf die Köpfe. Wenn es gilt, wenn eine der großen Fragen der Menſchheit zur Sprache kommt, dann erhebt ſich jedesmal der Lafayette, kampfluſtig wie ein Jüngling. Nur der Leib iſt ſchwach und ſchlotternd, von Zeit und Zeitkämpfen zuſammengebrochen, wie eine zerhackte und zerſchlagene alte Eiſenrüſtung, und es iſt rührend, wie er ſich damit zur Tribüne ſchleppt, und wenn er dieſe, den alten Poſten erreicht hat, tief Athem ſchöpft und lächelt. Dieſes Lächeln, der Vortrag, und das

ganze Weſen des Mannes, während er auf der Tribüne ſpricht, iſt unbeſchreibbar. Es liegt darin ſo viel Holdſeligkeit, und zugleich ſo viel feine Ironie, daß man wie von einer wunderbaren Neugier gefeſſelt wird, wie von einem ſüßen Räthſel. Man weiß nicht, ſind das die feinen Manieren eines franzöſiſchen Marquis, oder iſt das die offene Gradheit eines amerikaniſchen Bürgers? Das Beſte des alten Regimes, das Chevalereske, die Höflichkeit, der Takt, iſt hier wunderbar verſchmolzen mit dem Beſten des neuen Bürgerthums, der Gleichheitsliebe, der Prunkloſigkeit und der Ehrlichkeit. Nichts iſt intereſſanter, als wenn in einer Kammer von den erſten Zeiten der Revolution geſprochen wird, und irgend Jemand, in doktrinairer Weiſe, eine hiſtoriſche Thatſache aus ihrem wahren Zuſammenhange reißt und zu ſeinem Raiſonnement benutzt. Dann zerſtört Lafayette mit wenigen Worten die irrthümlichen Folgerungen, indem er den wahren Sinn einer ſolchen Thatſache durch Anfüh=

rung der dazu gehörigen Umſtände illuſtrirt oder berichtigt. Selbſt Thiers muß, in einem ſolchen Falle, die Segel ſtreichen, und der große Hiſtoriograph der Revolution, beugt ſich vor dem Ausſpruch ihres großen, lebenden Denkmals, ihres Generals Lafayette.

In der Kammer ſitzt, der Rednerbühne gegenüber, ein ſteinalter Mann mit glänzenden Silberhaaren, die über ſeine ſchwarze Kleidung lang herabhängen, ſein Leib iſt von einer ſehr breiten, dreifarbigen Schärpe umwickelt, und das iſt jener alte Meſſager, der ſchon im Anfang der Revolution ein ſolches Amt in der Kammer verwaltet und ſeitdem, in dieſer Stellung, der ganzen Weltgeſchichte beigewohnt hat, von der Zeit der erſten Nationalverſammlung bis zum **juste milieu.** Man ſagt mir, er ſpreche noch oft von Robespierre, den er **le bon Monsieur de Robespierre** nenne. Während der Reſtaurationsperiode litt der alte Mann an der Kolik; aber ſeit er wieder die dreifarbige Schärpe um

den Leib hat, befindet er ſich wieder wohl. Nur an Schläfrigkeit leidet er in dieſer langweiligen **juste milieu** Zeit. Sogar einmal, während Mauguin ſprach, ſah ich ihn einſchlafen. Der Mann hat gewiß ſchon Beſſere gehört als Mauguin, der doch einer der beſten Redner der Oppoſition, und er findet ihn vielleicht gar nicht heftig, er, **qui a beaucoup connu ce bon Monsieur de Robespierre.** Aber wenn Lafayette ſpricht, dann erwacht der alte Meſſager aus ſeiner dämmernden Schläfrigkeit, er wird aufgemuntert wie ein alter Huſarenſchimmel, der eine Trompete hört, und es kommt über ihn wie ſüße Jugenderinnerung, und er nickt dann vergnügt mit dem ſilberweißen Kopfe.

Artikel III.

Paris, 10 Febr.

Den Verfaſſer des vorigen Artikels leitete ein richtiger Takt, als er, die Auszeichnungszucht rügend, die bei den Franzoſen mehr als bei deutſchen Frauen graſſirt, unter den letztern einen deutſchen Schriftſteller, der als Kunſtkritiker und Ueberſetzer berühmt iſt, ausnahmsweiſe erwähnte. Dieſer Ausgenommene, welcher, der deutſchen Unruhen halber, die er ſelbſt durch einige Almanachxenien veranlaßt, voriges Jahr hieher emigrirt, und ſeitdem von Sr. Majeſtät dem König Ludwig Philipp I.

Digitized by Google

den Orden der Ehrenlegion erhielt, iſt, wegen ſei-
nes rührigen Eifers nach Dekorationen, von vielen
Franzoſen leider gar zu ſehr bemerkt worden, als
daß ſie nicht durch Hindeutung auf ihn jeden über-
rheiniſchen Vorwurf der Eitelkeit entkräften könnten.
Perfide, wie ſie ſind, haben ſie dieſe Ordensver-
leihung nicht einmal in den franzöſiſchen Journalen
angezeigt; und da die Deutſchen in ihrem Lands-
manne ſich ſelbſt geehrt fühlen mußten, und aus
Beſcheidenheit nicht gern davon ſprachen, ſo iſt
dieſes für beide Länder gleich wichtige Ereigniß bis
jetzt wenig bekannt worden. Solche Unterlaſſung
und Verſchweigung war für den neuen Ritter um
ſo verdrießlicher, da man in ſeiner Gegenwart laut
flüſterte, der neue Orden, wenn er ihn auch aus
den Händen der Königin erhalten habe, ſey durch-
aus ohne Geltung, ſo lange ſolche Verleihung nicht
im Moniteur angezeigt ſtehe. Der neue Ritter
wünſchte dieſem Mißſtande abgeholfen zu ſehen, aber
leider ergab ſich jetzt ein noch bedenklicherer Einſpruch,

nehmlich daß das Patent eines Ordens, den der König verleiht, ganz ohne Gültigkeit ſey, ſo lange ſolches nicht von einem Miniſter kontraſignirt worden. Unſer Ritter hatte durch die Vermittlung der doktrinairen Verwandten einer berühmten Dame, bei welcher er einſt Kapaun im Korbe war, ſeinen Orden vom Könige erhalten, und man ſagt, dieſer habe in ſeinem ganzen Weſen eine frappante Aehnlichkeit mit ſeiner verſtorbenen Erzieherinn, der Frau v. Genlis, erkannt, und letztere, noch nach ihrem Tode, in ihrem Ebenbilde ehren wollen. Die Miniſter aber, die beim Anblick des Ritters keine ſolche gemüthliche Regungen verſpüren und ihn irrthümlich für einen deutſchen Liberalen halten, fürchten durch Contraſignirung des Patents die abſoluten Regierungen zu beleidigen. Indeſſen wird bald eine verſtändigende Ausgleichung erwartet, und um der Billigung der Continentalmächte ganz verſichert zu ſeyn, ſind Unterhandlungen angeknüpft, die das Cabinet von St. James zu einer ähnlichen Ordens-

verleihung bewegen müſſen, und Suplikant wird ſich deshalb, mit einem Sr. Majeſtät, dem König Wilhelm IV., dedizirten altindiſchen Epos, perſönlich nach England begeben. Für die hieſigen Deutſchen iſt es jedoch ein betrübendes Schauſpiel, ihren hochverehrten ſchwächlichen Landsmann, derlei Verzögerniſſe halber, von Pontius zu Pilatus rennen zu ſehen, in Koth und Kälte, und in beſtürmender Ungeduld, die um ſo unbegreiflicher, da ihm doch alle Beiſpiele indiſcher Gelaſſenheit, der ganze Ramayana und der ganze Mahabarata allertröſtlichſt zu Gebote ſtehen.

Die Art, wie die Franzoſen die wichtigſten Gegenſtände mit ſpöttelndem Leichtſinne behandeln, zeigt ſich auch bei den Geſprächen über die letzten Konſpirationen. Die, welche auf den Thürmen von Notre Dame tragirt wurde, ſcheint ſich ganz als Polizei-Intrigue auszuweiſen. Man äußerte ſcherzend, es ſeyen Klaſſiker geweſen, die aus Haß gegen Viktor Hugo's romantiſchen Roman, Notre

Dame de Paris, die Kirche ſelbſt in Brand ſte-
cken wollten. Rabelais Witze über die Glocken
derſelben kamen wieder zum Vorſchein. Auch das
bekannte Wort „si on m'accuserais d'avoir volé
les cloches de Notre Dame, je commencerais par
prendre la fuite" wurde ſcherzend variirt, als ei-
nige Karliſten, in Folge dieſer Begebenheit die
Flucht ergriffen. Die letzte Konſpiration von der
Nacht des zweiten Februars will man ebenfalls zum
größten Theile den Machinationen der Polizei zu-
ſchreiben. Man ſagt, ſie haben ſich in einer Re-
ſtauration der Rue des Prouvaires eine ſplendide
Verſchwörung zu zweihundert Kouverts beſtellt, und
einige blödſinnige Karliſten zu Gaſte geladen, die
natürlich die Zeche bezahlen mußten. Letztere hatten
kein Geld dabei geſpart, und in den Stiefeln eines
arretirten Verſchwornen fand man 27,000 Francs.
Mit dieſer Summe hätte man ſchon etwas ausrich-
ten können. In den Memoiren von Marmontel
las ich einmal eine Aeußerung von Chamfort, daß

man mit tauſend Louis'dor ſchon einen ordentlichen Lärm in Paris anzetteln könne; und bei den letzten Emeuten iſt mir dieſe Aeußerung immer wieder ins Gedächtniß gekommen. Ich darf, aus wichtigen Gründen, nicht verſchweigen, daß zu einer Revolution immer Geld nothwendig iſt. Selbſt die herrliche Juliusrevolution iſt nicht ſo ganz gratis aufgeführt worden, wie man wohl glaubt. Dieſes Schauſpiel für Götter hat dennoch einige Millionen gekoſtet, obgleich die eigentlichen Akteure, das Volk von Paris, in Heroismus und Uneigennützigkeit gewetteifert. Die Sachen geſchehen nicht des Geldes wegen, aber es gehört Geld dazu, um ſie in Gang zu bringen. Die thörichten Karliſten meinen aber, ſie gingen von ſelbſt, wenn ſie nur Geld in den Stiefeln haben. Die Republikaner ſind gewiß bei den Vorgängen der Nacht vom zweiten Februar ganz unſchuldig; denn wie mir jüngſt einer derſelben ſagte: „wenn du hörſt, daß bei einer Verſchwörung Geld vertheilt worden, ſo kannſt du

darauf rechnen, daß kein Republikaner dabei geweſen.“ In der That, dieſe Partei hat wenig Geld, da ſie meiſtens aus ehrlichen und uneigennützigen Menſchen beſteht. Sie werden, wenn ſie zur Macht gelangen, ihre Hände mit Blut beflecken, aber nicht mit Geld. Man weiß das, und hegt daher weniger Scheu vor den Intriganten, denen mehr nach Geld als nach Blut gelüſtet.

Jene Guillotinomanie, die wir bei den Republikanern finden, iſt vielleicht durch die Schriftſteller und Redner veranlaßt worden, die zuerſt das Wort „Schreckensſyſtem“ gebraucht haben, um die Regierung, welche 1793 zur Rettung Frankreichs die äußerſten Mittel aufbot, zu bezeichnen. Der Terrorismus, der ſich damals entfaltete, war aber mehr eine Erſcheinung als ein Syſtem, und der Schrecken war eben ſo ſehr in den Gemüthern der Gewalthaber als des Volkes. Es iſt thöricht, wenn man jetzt, zur Nacheiferung aufreizend, den Geſichtsabguß des Robespierre herumträgt. Thöricht iſt es,

wenn man die Sprache von 1793 wieder herauf- beſchwört, wie die **Amis du peuple** es thun, die dadurch, ohne es zu ahnen, eben ſo retrograde han- deln, wie die eifrigſten Kämpen des alten Regimes. Wer die rothen Blüthen, die im Frühlinge von den Bäumen gefallen, nachher mit Wachs wieder anklebt, handelt eben ſo thöricht, wie derjenige, welcher abgeſchnittene welke Lilien in den Sand pflanzt. Republikaner und Karliſten ſind Plagia- rien der Vergangenheit, und wenn ſie ſich vereini- gen, ſo mahnt das an die lächerlichſten Tollhaus- bündniſſe, wo der gemeinſame Zwang oft die he- terogenſten Narren in ein freundſchaftliches Ver- hältniß bringt, obgleich der eine, der ſich ſelbſt für den Jehova hält, den andern, der ſich für den Ju- piter ausgibt, im tiefſten Herzen verachtet. So ſahen wir dieſe Woche Genoude und Thouret, den Redakteur der Gazette und den Redakteur der Re- volution, als Verbündete vor den Aſſiſen ſtehen, und als Chorus ſtanden hinter ihnen Fitz-James

Digitized by Google

mit ſeinen Karliſten und Cavaignac mit ſeinen Republikanern. Gibt es widerwärtigere Kontraſte! Trotz dem, daß ich dem Republikweſen ſehr abhold bin, ſo ſchmerzt es mich doch in der Seele, wenn ich die Republikaner in einer ſo unwürdigen Gemeinſchaft ſehe. Nur auf demſelben Schafotte dürften ſie zuſammentreffen mit jenen Freunden des Abſolutismus und des Jeſuitismus, aber nimmermehr vor denſelben Aſſiſen. Und wie lächerlich werden ſie durch ſolche Bündniſſe! Es giebt nichts Lächerlicheres, als daß die Journale unter den Verſchwornen des zweiten Februars vier ehemalige Köche von Karl X. und vier Republikaner von der Geſellſchaft der **Amis du peuple** zuſammen erwähnten.

Ich glaube wirklich nicht, daß Letztere in dieſer dummen Geſchichte verwickelt ſind. Ich ſelbſt befand mich denſelben Abend zufällig in der Verſammlung der **Amis du peuple**, und glaube aus vielen Umſtänden ſchließen zu können, daß man

eher an Gegenwehr als an Angriff dachte. Es waren dort über fünfzehnhundert Menſchen in einem engen Saale, der wie ein Theater ausſah, gehörig zuſammengedrängt. Der Citoyen Blanqui, Sohn eines Conventionels, hielt eine lange Rede, voll von Spott gegen die Bourgeoiſie, die Boutiquiers, die einen Louis Philipp, **la boutique incarnée**, zum Könige gewählt, und zwar in ihrem eigenen Intereſſe, nicht im Interreſſe des Volks **du peuple, qui n'était pas complice d'une si indigne usurpation.** Es war eine Rede voll Geiſt, Redlichkeit und Grimm; doch der vorgetragenen Freiheit fehlte der freie Vortrag. Trotz aller republikaniſchen Strenge verläugnete ſich doch nicht die alte Galanterie, und den Damen, den Citoyennes, wurden, mit ächt franzöſiſcher Aufmerkſamkeit, die beſten Plätze, neben der Rednerbühne, angewieſen. Die Verſammlung roch ganz wie ein zerleſenes, klebrichtes Exemplar des Moniteurs von 1793. Sie beſtand meiſtens aus ſehr jungen und ganz alten Leuten. In der erſten Re-

volution war der Freiheitsenthuſiasmus mehr bei den Männern von mittlerm Alter, in welchen der noch jugendliche Unwille über Pfaffentrug und Adelsinſolenz mit einer männlich klaren Einſicht zuſammentrafen; die jüngern Leute und die ganz alten waren Anhänger des verjährten Regimes, Letztere, die ſilberhaarigen Greiſe, aus Gewohnheit, Erſtere, die **Jeunesse dorée,** aus Mißmuth über die bürgerliche Prunkloſigkeit der republikaniſchen Sitten. Jetzt iſt es umgekehrt, die eigentlichen Freiheitsenthuſiaſten beſtehen aus ganz jungen und ganz alten Leuten. Dieſe kennen noch aus eigener Erfahrung die Abſcheulichkeiten des alten Regimes, und ſie denken mit Entzücken zurück an die Zeiten der erſten Revolution, wo ſie ſelber ſo kräftig geweſen und ſo groß. Jene, die Jugend, liebt dieſe Zeiten, weil ſie überhaupt aufopferungsſüchtig und heroiſch geſtimmt iſt, und nach großen Thaten lechzt, und den knickerigen Kleinmuth und die krämerhafte Selbſtſucht der jetzigen Gewalthaber verachtet. Die

Männer mittlern Alters ſind meiſtens ermüdet von dem harcelirenden Oppoſitionsgeſchäfte während der Reſtauration, oder verdorben durch die Kaiſerzeit, deren rauſchende Ruhmſucht und glänzendes Soldatenthum alle bürgerliche Einfalt und Freiheitsliebe ertödtete. Außerdem hat dieſe imperiale Heldenperiode gar Vielen das Leben gekoſtet, die jetzt Männer wären, ſo daß überhaupt unter dieſen Letztern von manchen Jahrgängen nur wenige komplete Exemplare vorhanden ſind.

Bei Jung und Alt aber im Saale der **Amis du peuple** herrſchte der würdige Ernſt, den man immer bei Menſchen findet, die ſich ſtark fühlen. Nur ihre Augen blitzten, und nur manchmal riefen ſie: **c'est vrai! c'est vrai!** wenn der Redner eine Thatſache erwähnte. Als der Citoyen Cavaignac in einer Rede, die ich nicht genau verſtehen konnte, weil er in kurzen, nachläſſig hervorgeſtoßenen Sätzen ſpricht, die Gerichtsverfolgungen erwähnte, denen die Schriftſteller noch immer ausgeſetzt ſind, da ſah

ich, daß mein Nachbar ſich an mir feſthielt vor innerer Bewegung, und daß er ſich die Lippen wund biß, um nicht mitzuſprechen. Es war ein junger Brauſekopf, mit Augen wie zornige Sterne, und er trug den niedrigen breitrandigen Hut von ſchwarzen Wachsleinen, der die Republikaner auszeichnet. „Aber nicht wahr," ſagte er endlich zu mir, „dieſe Schriftſtellerverfolgung iſt ja eine mittelbare Cenſur? Man darf drucken, was man ſagen darf, und man darf Alles ſagen. Marat behauptete, daß es eine Ungerechtigkeit ſey, wenn ein Bürger wegen einer Meinung vor Gericht geladen wird, und daß man wegen einer Meinung nur dem Publikum Rechenſchaft ſchuldig ſey. (**Toute citation devant un tribunal pour une opinion est une injustice; on ne peut citer, en ce cas, un citoyen que devant le public.**) Alles, was man ſagt, iſt nur eine Meinung. Camille Desmoulins bemerkt ebenfalls mit Recht: ſobald die Decemvirn in die Geſetzſammlung, die ſie aus Griechenland mitgebracht, auch ein Ge-

ſetz gegen die Verläumdung eingeſchwärzt hatten, ſo entdeckte man gleich, daß ſie die Abſicht hegten, die Freiheit zu vernichten und ihr Decemvirat permanent zu machen. Ebenfalls, ſobald Octavius, vierhundert Jahre nachher, jenes Geſetz der Decemvirn gegen Schriften und Reden wieder ins Leben rief und der **Lex Julia Laesae Majestatis** noch einen Artikel hinzufügte, konnte man ſagen, daß die römiſche Freiheit ihren letzten Seufzer verhauchte.“

Ich habe dieſe Citate hierher geſetzt, um anzudeuten, welche Autoren bei den **Amis du peuple** citirt werden. Robespierre's letzte Rede vom achten Thermidor iſt ihr Evangelium. Komiſch war es jedoch, daß dieſe Leute über Unterdrückung klagten, während man ihnen erlaubt, ſich ſo offen gegen die Regierung zu verbinden, und Dinge zu ſagen, deren zehnter Theil hinlänglich wäre, um in Norddeutſchland zu lebenslänglicher Unterſuchung verurtheilt zu werden. Denſelben Abend hieß es jedoch, man würde dieſer Ungebühr ein Ende machen, und

den Saal der **Amis du peuple** ſchließen. „Ich glaube, die Nationalgarde und die Linie werden uns heute cerniren," bemerkte mein Nachbar, „haben Sie auch für dieſen Fall Ihre Piſtolen bei ſich?" Ich will ſie holen, gab ich zur Antwort, verließ den Saal, und fuhr nach einer Soirée im Faurbourg St. Germain. Nichts als Lichter, Spiegel, Blumen, nackte Schultern, Zuckerwaſſer, gelbe Glacehandſchuh und Fadaiſen. Außerdem lag eine ſo triumphirende Freude auf allen Geſichtern, als ſey der Sieg des alten Regimes ganz entſchieden, und während mir noch das **Vive la République** der Rue Grenelle in den Ohren nachdröhnte, mußte ich die beſtimmte Verſicherung anhören, daß die Rückkehr des Mirakelkindes mit der ganzen Mirakelſippſchaft ſo gut wie gewiß ſey. Ich kann nicht umhin, zu verrathen, daß ich dort zwei Doktrinaire eine Anglaiſe tanzen ſehen; ſie tanzen nur Anglaiſen. Eine Dame mit einem weißen Kleide, worin grüne Bienen, die wie Lilien ausſahen, fragte mich:

ob man des Beiſtandes der Deutſchen und der Koſaken gewiß ſey? Wir werden es uns wieder zur höchſten Ehre anrechnen, betheuerte ich, für die Wiedereinſetzung der ältern Bourbone unſer Gut und Blut zu opfern. Wiſſen Sie auch, fügte die Dame hinzu, daß heute der Tag iſt, wo Heinrich V. als Herzog von Bordeaux zuerſt kommunizirte? Welch ein wichtiger Tag für die Freunde des Throns und Altars, erwiederte ich, ein heiliger Tag, werth von de la Martine beſungen zu werden!

Die Nacht dieſes ſchönen Tages ſollte roth angeſtrichen werden im Kalender von Frankreich, und die Gerüchte darüber waren des folgenden Morgens das Geſpräch von ganz Paris. Widerſprüche der tollſten Art liefen herum, und noch jetzt liegt, wie ſchon oben angedeutet, ein geheimnißvoller Schleier über jener Verſchwörungsgeſchichte. Es hieß, man habe die ganze königliche Familie, mitſammt der großen Geſellſchaft, die in den Tuillerien verſammelt geweſen, ermorden wollen, man habe

den Concierge des Louvre's gewonnen, um durch die große Gallerie deſſelben unmittelbar in den Tanzſaal der Tuillerien hineindringen zu können, ein Schuß ſey dort gefallen, der dem Könige gegolten, ihn aber nicht getroffen, mehrere hundert Individuen ſeyen arretirt worden u. ſ. w. Den Nachmittag fand ich vor der Gartenſeite der Tuillerien noch eine große Menge Menſchen, die nach den Fenſtern hinaufſchauten, als wollten ſie den Schuß ſehen, der dort gefallen. Einer erzählte, Perier ſey die vorige Nacht zu Pferde geſtiegen und gleich nach der Rue des Prouvaires geritten, als dort die Verſchwornen verhaftet und ein Polizeiagent getödtet worden. Man habe den Pavillon Flore in Brand ſtecken, und von Außen den Pavillon Marſan angreifen wollen. Der König, hieß es, ſey ſehr betrübt. Die Weiber bedauerten ihn, die Männer ſchüttelten unwillig den Kopf. Die Franzoſen verabſcheuen allen nächtlichen Mord. In den ſtürmiſchen Revolutionszeiten wurden die ſchrecklichſten Thaten offenkundig

und bei Tageslicht ausgeführt. Was die Gräuel der Bartholomäusnacht betrifft, ſo waren ſie vielmehr von römiſch-katholiſchen Prieſtern angeſtiftet.

Wie weit der Concierge des Louvre's in der Verſchwörung vom zweiten Februar verwickelt iſt, habe ich noch nicht beſtimmt erfahren können. Die Einen ſagen, er habe der Polizei gleich Anzeige gemacht, als man ihm Geld anbot, damit er die Schlüſſel des Louvre's ausliefere. Andere meinen, er habe ſie wirklich ausgeliefert und ſey jetzt eingezogen. Auf jeden Fall zeigt ſich bei ſolchen Begebenheiten, wie die wichtigſten Poſten in Paris ohne ſonderliche Sicherheitsmaßregeln den unzulänglichſten Perſonen anvertraut ſind. So war der Schatz ſelbſt lange Zeit in den Händen eines Papierſpeculanten, des Hrn. Keßner, den der Staat mit einer Eichenkrone dafür belohnen ſollte, daß er nur ſechs Millionen und nicht hundert Millionen auf der Börſe verſpielt hat. So hätte die Gemäldegallerie des Louvre's, die mehr ein Eigenthum der Menſchheit

als der Franzoſen iſt, der Schauplatz nächtlicher Frevel und dabei zu Grunde gerichtet werden können. So iſt das Medaillenkabinet eine Beute von Dieben geworden, die deſſen Schätze gewiß nicht aus numismatiſcher Liebhaberei geſtohlen haben, ſondern um ſie direkt in den Schmelztiegel wandern zu laſſen. Welch ein Verluſt für die Wiſſenſchaften, da unter den geſtohlenen Antiquitäten nicht blos die ſeltenſten Stücke, ſondern vielleicht auch die einzigen Exemplare waren, die davon übrig geblieben! Der Untergang dieſer alten Münzen iſt unerſetzbar; denn die Alten können ſich doch nicht noch einmal niederſetzen und neue fabriziren. Aber es iſt nicht blos ein Verluſt für die Wiſſenſchaften, ſondern durch den Untergang ſolcher kleinen Denkmäler von Gold und Silber verliert das Leben ſelbſt den Ausdruck ſeiner Realität. Die alte Geſchichte klänge wie ein Mährchen, wären nicht die damaligen Geldſtücke, das Realſte jener Zeiten, übrig geblieben, um uns zu überzeugen, daß die alten Völker und Könige,

wovon wir ſo Wunderbares leſen, wirklich exiſtirt haben, daß ſie keine müſſigen Phantaſiegebilde, keine Erfindungen der Dichter ſind, wie manche Schriftſteller behaupten, die uns überreden möchten, die ganze Geſchichte des Alterthums, alle geſchriebenen Urkunden deſſelben, ſeyen im Mittelalter von den Mönchen geſchmiedet worden. Gegen ſolche Behauptungen enthielt das hieſige Medaillenkabinet die klingendſten Gegenbeweiſe. Aber dieſe ſind jetzt unwiederbringlich verloren, ein Theil der alten Weltgeſchichte wurde eingeſteckt und eingeſchmolzen, und die mächtigſten Völker und Könige des Alterthums ſind jetzt nur Fabeln, an die man nicht zu glauben braucht.

Es iſt ergötzlich, daß man die Fenſter des Medaillenkabinets jetzt mit eiſernen Gitterſtangen verſieht, obgleich es gar nicht zu erwarten ſteht, daß die Diebe das Geſtohlene wieder nächtlicherweile zurückbringen werden. Beſagte eiſerne Stangen werden roth angeſtrichen, welches ſehr gut ausſieht. Jeder Vorübergehende ſchaut hinauf und lacht.

Monſieur Raoul Rochette, der Aufſeher der geſtoh-lenen Medaillen, **le conservateur des exmédailles,** ſoll ſich wundern, daß die Diebe nicht ihn geſtohlen, da er ſich ſelbſt immer für wichtiger als die Medail-len gehalten hat, und Letztere jedenfalls für unbe-nutzbar hielt, wenn man ſeiner mündlichen Erklä-rungen dabei entbehren würde. Er geht jetzt müßig herum, und lächelt wie unſere Köchin, als die Katze ein Stück rohes Fleiſch aus der Küche geſtohlen; ſie weiß ja doch nicht, wie das Fleiſch gekocht wird, ſagte unſere Köchin, und lächelte.

Indeſſen, wie ſehr auch jener Medaillendiebſtahl ein Verluſt für die alte Geſchichte iſt, ſo ſcheint der Keßnerſche Kaſſendefect die Geiſter doch noch mehr zu irritiren. Dieſer iſt wichtiger für die Tagsge-ſchichte. Während ich dieſes ſchreibe, vernimmt man, daß er nicht ſechs, ſondern zehn Millionen betrage. Man glaubt ſogar, er werde ſich am Ende ſogar als eine Summe von zwölf Millionen ausweiſen. Das ſchmälert freilich das Verdienſt des Mannes,

und ich kann ihm keine Eichenkrone mehr zuerkennen. Durch dieſen Kaſſendefekt, wobei es an Iffland'ſchen Rührungsſcenen nicht fehlte, geräth zunächſt der Baron Louis in große Verlegenheit. Er wird wohl am Ende das Kautionnement, das von Keßner nicht gefordert worden, ſelbſt bezahlen müſſen. Er kann dieſen Schaden leicht tragen; denn er iſt enorm reich, zieht jährlich über 200,000 Franken baare Revenuen, und iſt ein alter Abbé, der keine Familie hat. Perier ärgert ſich mehr, als man glaubt, über dieſe Geſchichte, da ſie Geld, welches ſeine Force und ſeine Schwäche, betrifft; wie wenig Schonung ihm die Oppoſition bei dieſer Gelegenheit angedeihen laſſen, iſt aus den Blättern bekannt. Dieſe referiren hinlänglich die Unwürdigkeiten, die in der Kammer vorfallen, und es bedarf ihrer hier keiner beſondern Erwähnung. Wahrlich, die Oppoſition beträgt ſich eben ſo kläglich wie das Miniſterium, und gewährt einen eben ſo widerwärtigen Anblick.

Während aber Bedrängniſſe und Nöthen aller

Art das Innere des Staates durchwühlen, und die äußern Angelegenheiten, ſeit den Ereigniſſen in Italien und Don Pedro's Expedition, bedenklich verwickelter werden; während alle Inſtitutionen, ſelbſt die königlich höchſte, gefährdet ſind; während der politiſche Wirrwarr alle Exiſtenzen bedroht: iſt Paris dieſen Winter noch immer das alte Paris, die ſchöne Zauberſtadt, die dem Jüngling ſo holdſelig lächelt, den Mann ſo gewaltig begeiſtert, und den Greis ſo ſanft tröſtet. Hier kann man das Glück entbehren, ſagte einſt Frau v. Staël, ein treffendes Wort, das aber in ihrem Munde ſeine Wirkung verlor, da ſie ſich lange Zeit nur deshalb unglücklich fühlte, weil ſie nicht in Paris leben durfte, und da alſo Paris ihr Glück war. So liegt in dem Patriotismus der Franzoſen größtentheils die Vorliebe für Paris, und wenn Danton nicht floh, „weil man das Vaterland nicht an den Schuhſohlen mitſchleppen kann," ſo hieß das wohl auch, daß man im Auslande die Herrlichkeiten des ſchönen Paris ent-

behren würde. Aber Paris iſt eigentlich Frankreich; dieſes iſt nur die umliegende Gegend von Paris. Abgerechnet die ſchönen Landſchaften und den liebenswürdigen Sinn des Volks im Allgemeinen, ſo iſt Frankreich ganz öde, auf jeden Fall iſt es geiſtig öde, Alles, was ſich in der Provinz auszeichnet, wandert früh nach der Hauptſtadt, dem Foyer alles Lichts und alles Glanzes. Frankreich ſieht aus wie ein Garten, wo man alle ſchönſten Blumen gepflückt hat, um ſie zu einem Strauße zu verbinden, und dieſer Strauß heißt Paris. Es iſt wahr, er duftet jetzt nicht mehr ſo gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von dieſem Dufte betäubt wurden. Er iſt jedoch noch immer ſchön genug, um bräutlich zu prangen an dem Buſen Europa's. Paris iſt nicht blos die Hauptſtadt von Frankreich, ſondern der ganzen civiliſirten Welt, und iſt ein Sammelplatz ihrer geiſtigen Notabilitäten. Verſammelt iſt hier Alles, was groß iſt durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wiſſen

oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zuſammentreffen, ſo hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunſt, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geſchaffen, und luſtig tummeln ſich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden ſich kleinlich, aber das Volk iſt groß und fühlt ſeine ſchauerlich erhabene Beſtimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die ſo ruhmvoll und heilig ins Grab geſtiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen ſich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterſte Mokerie, und da jetzt Karneval iſt, ſo maskiren ſich Viele als Doktrinaire, und ſchneiden poſſierlich-pedantiſche Geſichter, und behaupten, ſie hätten Furcht vor den Preußen.

Artikel IV.

Paris, 1. März.

Die Vorgänge in England nehmen ſeit einiger Zeit mehr als jemals unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Wir müſſen es uns endlich geſtehen, daß die offene Feindſchaft der abſoluten Könige uns minder gefährlich iſt, als des konſtitutionellen John Bulls zweideutige Freundſchaft. Die völkermeuchelnden Umtriebe der engliſchen Ariſtokratie treten bedrohlich genug ans offizielle Tageslicht, und der Nebel von London verhüllt nur noch ſpärlich die feinen Schlingen und Knoten, die das konferenz-

liche Protokollgeſpinnſt mit den parlamentariſchen Fangfäden verknüpfen. Die Diplomatie hat dort, thätiger als jemals, ihre geburtsthümlichen Intereſſen wahrgenommen und emſiger als jemals das verderblichſte Gewebe geſponnen, und Herr v. Talleyrand ſcheint zugleich Spinne und Fliege zu ſeyn. Iſt der alte Diplomat nicht mehr ſo ſchlau wie weiland, als er, ein zweiter Hephaiſtos, den gewaltigen Kriegsgott ſelbſt in ſeinem feingeſchmiedeten Netzwerk gefangen? Oder erging's ihm diesmal wie dem überklugen Meiſter Merlin, der ſich in dem eigenen Zauber verſtrickt, und wortgefeſſelt und ſelbſtgebannt, im Grabe liegt? Aber warum hat man eben Hrn. v. Talleyrand auf einen Poſten geſtellt, der für die Intereſſen der Julius revolution der wichtigſte, und wo vielmehr die unbeugſame Gradheit eines unbeſcholtenen Bürgers nöthig war? Ich will damit nicht ausdrücklich ſagen, der alte, glatte, ehemalige Biſchof von Autun ſey nicht ehrlich. Im Gegentheil, den Eid, den er jetzt geſchworen hat, den hält

er gewiß; denn er iſt der dreizehnte. Wir haben freilich keine andere Garantie ſeiner Ehrlichkeit, aber ſie iſt hinreichend; denn noch nie hat ein ehrlicher Mann zum dreizehntenmal ſeinen Eid gebrochen. Außerdem verſichert man, daß Ludwig Philipp in der Abſchiedsaudienz noch aus Vorſorge zu ihm geſagt habe: Hr. v. Talleyrand, was man Ihnen auch bieten mag, ich gebe Ihnen immer das Doppelte. Indeſſen, bei treuloſen Menſchen gäbe das dennoch keine Sicherheit; denn im Charakter der Treuloſigkeit liegt es, daß ſie ſich ſelbſt nicht treu bleibt, und daß man auch nicht einmal durch Befriedigung des Eigennutzes auf ſie rechnen kann.

Das Schlimmſte iſt, daß die Franzoſen ſich London als ein andres Paris, das Weſt-End als ein andres St. Germainviertel denken, daß ſie brittiſche Reformers für verbrüderte Liberale, und die Parlamente für eine Pairs- und Deputirtenkammer anſehen, kurz daß ſie alle engliſchen Vorhandenheiten nach franzöſiſchem Maaßſtabe meſſen und beurtheilen.

Dadurch entſtehen Irrthümer, wofür ſie vielleicht in der Folge ſchwer büßen müſſen. Beide Völker haben einen allzuſchroff entgegengeſetzten Charakter, als daß ſie ſich einander verſtehen könnten, und die Verhältniſſe in beiden Ländern ſind zu urſprünglich verſchieden, als daß ſie ſich mit einander vergleichen ließen. Und vollends in politiſcher Beziehung! Die Nachträge zu den Reiſebildern enthalten hierüber manche Belehrungen, die aus der unmittelbaren Anſchauung geſchöpft ſind, und auf dieſe muß ich hier verweiſen, um Wiederholungen zu vermeiden. Auch auf die trefflichen „Briefe eines Verſtorbenen" will ich hier nochmals hindeuten, obgleich das poetiſche Gemüth des Verfaſſers in das ſtarre Brittenthum mehr geiſtige Bewegung hineingeſchaut, als wohl grundwirklich darin zu finden ſeyn möchte. England müßte man eigentlich im Style eines Handbuchs der höhern Mechanik beſchreiben, ungefähr wie eine ungeheuer komplizirte Fabrik, wie ein ſauſendes, brauſendes, ſtockendes, ſtampfendes und ver-

drießlich ſchnurrendes Maſchinenweſen, wo die blank-geſcheuerten Utilitätsräder ſich um alt verroſtete hiſtoriſche Jahrzahlen drehen. Mit Recht ſagen die St. Simoniſten, England ſey die Hand, und Frankreich das Herz der Welt. Ach! dieſes große Weltherz müßte verbluten, wenn es, auf brittiſche Generoſität rechnend, einmal Hülfe verlangte von der kalten, hölzernen Nachbarhand. Ich denke mir das egoiſtiſche England nicht als einen fetten, wohlhabenden Bierwanſt, wie man ihn auf Karrikaturen ſieht, ſondern, nach der Beſchreibung eines Satyrikers, in der Geſtalt eines langen, magern, knöchernen Hageſtolzes, der ſich einen abgeriſſenen Knopf an die Hoſen wieder annäht, und zwar mit einem Zwirnfaden, an deſſen Ende, als Knäul, die Weltkugel hängt — er ſchneidet aber ruhig den Faden ab, wo er ihn nicht mehr braucht, und läßt ruhig die ganze Welt in den Abgrund fallen.

Die Franzoſen meinen, das engliſche Volk hege Freiheitswünſche gleich den ihrigen, es ringe, eben

ſo wie ſie, gegen die Uſurpationen einer Ariſtokratie, und daher gäben nicht blos viele äußern, ſondern auch viele innern Intereſſen die Bürgſchaft einer engen Allianz. Aber ſie wiſſen nicht, daß das engliſche Volk ſelbſt durchaus ariſtokratiſch iſt, daß es nur in engſinniger Korporationsweiſe ſeine Freiheit, oder vielmehr ſeine verbrieften vorrechtlichen Freiheiten, verlangt, und daß die franzöſiſche, allgemein menſchenthümliche Freiheit, deren die ganze Welt nach den Urkunden der Vernunft theilhaftig werden ſoll, ihrem tiefſten Weſen nach den Engländern verhaßt iſt. Sie kennen nur eine engliſche Freiheit, eine hiſtoriſch-engliſche Freiheit, die entweder den königl. großbrittanniſchen Unterthanen patentirt wird, oder auf ein altes Geſetz, etwa aus der Zeit der Königin Anna, baſirt iſt. Burke, der die Geiſter zu burken ſuchte und das Leben ſelbſt an die Anatomie der Geſchichte verhandelte, dieſer machte der franzöſiſchen Revolution zum hauptſächlichen Vorwurfe, daß ſie ſich nicht wie die engliſche aus alten

Inſtitutionen herausgebildet, und er kann nicht begreifen, daß ein Staat ohne Nobility beſtehen könne. Englands Nobility iſt aber auch etwas ganz Anderes als die franzöſiſche Nobleſſe, und ſie verdient, daß ich ihr unterſcheidendes Lob ausſpreche. Der engliſche Adel ſtellte ſich dem Abſolutismus der Könige immer entgegen, in Gemeinſchaft mit dem Volke, um deſſen Rechte nebſt den ſeinigen zu behaupten; der franzöſiſche Adel hingegen ergab ſich den Königen auf Gnade und Ungnade; ſeit Mazarin widerſtrebte er nicht mehr ihrer Gewalt, er ſuchte nur daran Theil zu gewinnen, durch geſchmeidigen Hofdienſt, und, in unterthänigſter Handlangergemeinſchaft mit den Königen, drückte und verrieth er das Volk. Unbewußt hat ſich der franzöſiſche Adel für die frühere Unterdrückung an den Königen gerächt, indem er ſie zu entnervender Sittenloſigkeit verführte, und ſie faſt blödſinnig ſchmeichelte. Freilich er ſelber, geſchwächt und entgeiſtet, mußte dadurch zugleich mit dem ältern Königthume zu Grunde

gehen, der zehnte Auguſt fand in den Tuillérien nur ein greiſenhaft abgelebtes Volk mit gebrechlichen Galanteriedegen, und nicht einmal ein Mann, nur eine Frau war es, die mit Muth und Kraft zur Gegenwehr aufforderte; — aber auch dieſe letzte Dame des franzöſiſchen Ritterthums, die letzte Repräſentantin des hinſterbenden alten Regime's, auch ſie ſollte nicht in ſo holder Jugendgeſtalt ins Grab ſinken, und eine einzige Nacht hat ſchneeweiß gefärbt die blonden Locken der ſchönen Antoinette.

Anders erging es dem engliſchen Adel. Dieſer hat ſeine Kraft erhalten, er wurzelt im Volke, dem geſunden Boden, der die jüngern Söhne der Nobility als edle Schößlinge aufnimmt, und durch dieſe, die eigentliche Gentry, mit dem Adel ſelbſt, der Nobility, verbunden bleibt. Dabei iſt der engliſche Adel voll Patriotismus, er hat bisher, mit unerlogenem Eifer, das alte England wahrhaft repräſentirt, und jene Lords, die ſo viel koſten, haben auch, wenn es Noth that, dem Vaterlande Opfer

gebracht. Es iſt wahr, ſie ſind hochmüthig, mehr noch als der Adel auf dem Kontinente, der ſeinen Hochmuth zur Schau trägt und ſich äußerlich vom Volke auszeichnet durch Koſtüme, Bänder, ſchlechtes Franzöſiſch, Wappen, Sterne und ſonſtige Spielereien; der engliſche Adel verachtet den Bürgerſtand zu ſehr, als daß er es für nöthig hielte, ihm durch äußere Mittel zu imponiren, die bunten Zeichen der Macht öffentlich zur Schau zu tragen; im Gegentheile, wie Götter inkognito ſieht man den engliſchen Adel, ſchlicht bürgerlich gekleidet, und daher unbemerkt, in den Straßen, Routs und Theatern Londons; mit ſeinen feudaliſtiſchen Dekorationen und ſonſtigem Prachtflitterſtaate bekleidet er ſich nur bei Hoffeſten und altherkömmlichen Hofceremonien. Daher bewahrt er auch bei dem Volke mehr Ehrfurcht als unſere Kontinentalgötter, die ſo wohlbekannt mit allen ihren Attributen umherlaufen. Auf der Waterloo-Brücke zu London hörte ich einſt, wie ein Knabe zu dem Andern ſagte: **have you ever**

seen a nobleman? (Haſt du je einen Edelmann geſehen?) worauf der andere antwortete: **No, but I have seen the coach of the Lord Mayor.** (Nein, aber ich habe die Kutſche des Lord Mayors geſehen.) Dieſe Kutſche iſt nemlich ein abenteuerlich großer Kaſten, überreich vergoldet, fabelhaft bunt bemalt, mit einem rothſammetnen, ſteifgoldenen Haarbeutelkutſcher auf dem Bock und drei ditto Haarbeutellakaien hinten auf dem Schlage. Wenn das engliſche Volk jetzt mit ſeinem Adel hadert, ſo geſchieht das nicht der bürgerlichen Gleichheit wegen, woran es nicht denkt, am wenigſten der bürgerlichen Freiheit wegen, deren es vollauf genießt, ſondern wegen baarer Geldintereſſen; indem der Adel, im Beſitze aller Sinekuren, geiſtlichen Pfründen und übereinträglicher Aemter, frech und üppig ſchwelgt, während der größte Theil des Volks, überlaſtet mit Abgaben, im tiefſten Elende ſchmachtet und verhungert. Daher verlangt es eine Parlamentsreform, und die adeligen Beförderer derſelben haben wahr-

lich nicht im Sinne, ſie zu etwas Anderem zu benutzen, als zu materiellen Verbeſſerungen.

Ja, der Adel von England iſt noch immer mit dem Volke verbundener als mit den Königen, von denen er ſich immer unabhängig zu erhalten gewußt, im Gegenſatze zu dem franzöſiſchen Adel. Er lieh den Königen nur ſein Schwert und ſein Wort, jedoch an dem Privatleben derſelben, in Luſt und Lüſten, nahm er nur gleichgültig vertraulichen Antheil. Dies gilt ſogar von den verdorbenſten Zeiten. Hamilton in ſeinen Memoiren des Duc de Grammont gibt ein anſchauliches Bild dieſes Verhältniſſes. Solcherweiſe, bis auf die letzte Zeit, blieb der engliſche Adel, zwar der Etiquette nach handküſſend und knieend, jedoch faktiſch auf gleichheitlichem Fuße mit den Königen, denen er ſich ernſthaft genug widerſetzte, ſobald ſie ſeine Vorrechte antaſten oder ſich ſeinem Einfluſſe entziehen wollten. Dieſes Letztere geſchah vor einigen Jahren am offenkundigſten, als Canning Miniſter wurde; zur

Zeit des Mittelalters wären die engliſchen Barone in einem ſolchen Falle behelmt und gepanzert, mit dem Schwerte in der Fauſt und im Geleite ihrer Lehnsmannen, aufs Schloß des Königs geſtiegen, und hätten mit ironiſcher Demuth, mit bewaffneter Courtoiſie ihren Willen ertrozt. In unſerm Jahrhunderte mußten ſie zu minder ritterthümlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, und, wie männiglich bekannt, ſuchten die Edelleute, die damals das Miniſterium bildeten, dem Könige dadurch zu imponiren, daß ſie unvermuthet und in perfid abgekarteter Weiſe ſämmtlich ihre Dimiſſionen gaben. Die Folgen ſind ebenfalls hinlänglich bekannt, Georg IV. ſtüzte ſich alsdann auf Georg Canning, den heiligen Georg von England, der nahe daran war, den mächtigſten Lindwurm der Erde niederzuſchlagen. Nach ihm kam Lord Goderich mit ſeinem rothbäckig behaglichen Geſichte und affektirt heftigem Advokatentone, und ließ bald die überlieferte Lanze aus den ſchwachen Händen fallen, ſo daß der arme König ſich wieder,

auf Gnade und Ungnade, ſeinen alten Baronen übergeben mußte, und der Feldherr der heiligen Allianz wieder den Kommandoſtab erhielt. Ich habe an einem andern Orte nachgewieſen, warum kein liberaler Miniſter in England etwas beſonders Gutes bewirken kann, und deshalb abtreten muß, um jenen Hochtories Platz zu machen, die eine große Verbeſſerungsbill natürlicherweiſe um ſo leichter durchſetzen, da ſie den parlamentariſchen Widerſtand ihrer eigenen Halsſtarrigkeit nicht zu beſiegen brauchen. Der Teufel hat von jeher die beſten Kirchen gebaut. Wellington erfocht jene Emanzipation, wofür Canning vergebens kämpfte, und vielleicht iſt er auch der Mann, der dazu beſtimmt iſt, jene Reformbill durchzuſetzen, woran Lord Grey wahrſcheinlich ſcheitert. Ich glaube an deſſen baldigen Sturz, und dann gelangen wieder ans Regiment jene unverſöhnlichſten Ariſtokraten, die ſeit vierzig Jahren das franzöſiſche Volk, als den Repräſentanten der demokratiſchen Ideen, auf Tod und Leben befehden. Dies-

mal wird freilich der alte Groll den materiellen Intereſſen nachgeſtellt werden, und den gefährlichern Feind im Oſten und ſeine Anhängſel wird man gern von franzöſiſchen Waffen bekämpft ſehen. Um ſo mehr, da ſich die Feinde alsdann wechſelſeitig ſchwächen. Ja, die Engländer werden den galliſchen Hahn noch beſonders anſpornen zum Kampfe mit den abſoluten Adlern, und ſie werden ſchaubegierig, mit ihren langen Hälſen, über den Kanal herüberſchauen und applaudiren, wie im Cok-pit, und ob des Ausgangs des Kampfes viele tauſend Guineen verwetten.

Werden die Götter dort oben im blauen Zelte eben ſo gleichgültig dieſes Schauſpiel betrachten; werden ſie, Engländer des Himmels, unbekümmert ob unſeres Hülferufs und unſeres Verblutens, herzlos und mit bleiernem Blick auf den Todeskampf der Völker herabſchauen? Oder hat der Dichter Recht, welcher behauptet hat, ſo wie wir die Affen haſſen, weil ſie von allen Säugethieren uns ſelber am ähnlichſten ſchauen und dadurch unſern Stolz kränken:

ſo ſeyen den Göttern auch die Menſchen verhaßt, die, nach ihrem eigenen Bildniſſe erſchaffen, mit ihnen ſelber ſo viel beleidigende Aehnlichkeit haben; ſo daß die Götter, je größer, ſchöner, gottgleicher die Menſchen ſind, ſie deſto grimmiger durch Mißgeſchick verfolgen und zu Grunde richten, während ſie die kleinen, häßlichen, ſäugethierlicheren Menſchen gnädigſt verſchonen und im Glücke gedeihen laſſen. Wenn dieſe letzte traurige Anſicht wahr iſt, ſo ſind freilich die Franzoſen ihrem Untergange näher als Andere! Ach, möge das Ende ihres Kaiſers noch frühzeitig die Franzoſen belehren, was von dem Großſinn Englands zu erwarten iſt! Hat der Bellerophon dieſe Chimäre nicht längſt entführt? Möge Frankreich ſich niemals auf England verlaſſen, wie Polen auf Frankreich!

Sollte ſich jedoch das Entſetzliche begeben, und Frankreich, das Mutterland der Civiliſation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtſinn und Verrath, und die potsdämiſche Junkerſprache ſchnarrte wieder durch die Straßen von Paris, und ſchmutzige Teu-

tonenſtiefel beſleckten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und der Palais-Royal röche wieder nach Juchten — — — dann gäbe es einen Mann in der Welt, der elender wäre, als jemals ein Menſch geweſen, einen Mann, der durch ſeinen kläglichen, krämerhaften Kleinſinn das Verderben des Vaterlandes verſchuldet hätte, und alle Schlangen der Reue im Herzen, und alle Flüche der Menſchheit auf dem Haupte trüge. Die Verdammten in der Hölle würden ſich alsdann, um ſich einander zu tröſten, die Qualen dieſes Mannes erzählen, die Qualen des Caſimir Perier.

Welch eine ſchauerliche Verantwortlichkeit laſtet auf dieſem einzigen Manne! Ein Grauen erfaßt mich jedesmal, wenn ich in ſeine Nähe trete. Wie gebannt von einem unheimlichen Zauber ſtand ich jüngſt eine Stunde lang neben ihm, und betrachtete dieſe trübe Geſtalt, die ſich zwiſchen den Völkern und der Sonne des Julius ſo kühn geſtellt hat. Wenn dieſer Mann fällt, dachte ich, hat die große

Sonnenfinſterniß ein Ende, und die dreifarbige Fahne auf dem Pantheon erglänzt wieder begeiſtert, und die Freiheitsbäume erblühen wieder! Dieſer Mann iſt der Atlas, der die Börſe und das Haus Orleans und das ganze europäiſche Staatengebäude auf ſeinen Schultern trägt, und wenn er fällt, ſo fällt die ganze Bude, worin man die edelſten Hoffnungen der Menſchheit verſchachert, und es fallen die Wechſeltiſche, und die Kurſe, und die Eigenſucht und die Gemeinheit!

Es iſt nicht ſo ganz uneigentlich, wenn man ihn einen Atlas nennt, Perier iſt ein ungewöhnlich großer, breitſchultriger Mann von ſtarkem Knochenbau und gewaltig ſtämmigem Anſehen. Man hat gewöhnlich irrige Begriffe von ſeinem Aeußern, theils weil die Journale beſtändig von ſeiner Kränklichkeit reden, um ihn, der durchaus geſund und Präſident des Konſeils bleiben will, zu irritiren, theils auch weil man von ſeiner Irritation ſelbſt die übertriebenſten Anekdoten erzählt und die Leidenſchaftlichkeit,

womit man ihn auf der Rednerbühne agiren ſieht, als ſeinen gewöhnlichen Zuſtand betrachtet. Aber der Mann iſt ein ganz anderer, ſo bald man ihn in ſeiner Häuslichkeit, in Geſellſchaft, überhaupt in einem befriedeten Zuſtande erblickt. Dann gewinnt ſein Geſicht, ſtatt des begeiſtert erhöhten oder erniedrigten Ausdrucks, den ihm die Tribune verleiht, eine wahrhaft impoſante Würde, ſeine Geſtalt erhebt ſich noch männlich ſchöner und edler, und man betrachtet ihn mit Wohlgefallen, beſonders ſo lange er nicht ſpricht. In dieſer Hinſicht iſt er ganz das Gegentheil der Femme du Bureau im Caffe Colbert, die faſt unſchön erſcheint, ſo lange ſie ſchweigt, deren Geſicht aber von Holdſeligkeit überſtrahlt wird, ſobald ſie zum Sprechen den Mund öffnet. Nur daß Perier, wenn er lange ſchweigt und Andere mit Bedächtigkeit anhört, die dünnen Lippen tief einwärts zieht, und der Mund dadurch wie eine Grube im Geſichte anzuſchauen iſt. Dann pflegt er auch mit dem horchend gebeugten Haupte leiſe

auf und nieder zu nicken, wie Einer, der zu ſagen ſcheint: das wird ſich ſchon geben. Seine Stirne iſt hoch, und ſcheint es um ſo mehr, da das Vorderhaupt nur mit wenigen Haaren bedeckt iſt. Dieſe ſind grau, beinahe weiß, glatt anliegend, und bedecken nur ſpärlich den übrigen Theil des Kopfes, deſſen Wölbung ſchön und ebenmäßig, und woran die kleinen Ohren faſt anmuthig genannt werden können. Das Kinn iſt aber kurz und ordinär. Wild und wüſt hängt das ſchwarze Buſchwerk ſeiner Braunen herab bis zu den tiefen Augenhöhlen, worin die kleinen dunkeln Augen tief verſteckt auf der Lauer liegen; nur zuweilen blitzt es da hervor, wie ein Stilet. Die Farbe des Geſichts iſt graugelblich, das gewöhnliche Kolorit der Sorge und Verdroſſenheit, und es irren allerlei wunderliche Falten darüber hin, die zwar nicht gemein ſind, aber auch nicht edel, vielleicht Juſtemilieu-, anſtändig grämliche Juſtemilieu-Falten. Man will dem Manne das Banquierhafte anmerken, ſogar in ſeiner Haltung

das Kaufmänniſche herausfinden, und einer meiner Freunde gibt vor, daß er immer in Verſuchung gerathe, ihn über den jetzigen Preis des Kaffee's oder den Stand des Diskonto's zu befragen. Wenn man aber von Jemandem weiß, daß er blind iſt, ſagt Lichtenberg, ſo glaubt man es ihm von hinten anſehen zu können. Ich finde in der ganzen Erſcheinung Caſimir Periers freilich nichts, was an Adel der Geburt erinnert, aber in ſeinem Weſen liegt viel von ſchöner Ausbildung der Bürgerlichkeit, wie man ſie bei Männern findet, die mit den thatſächlichſten Staatsſorgen belaſtet ſind, und ſich mit chevaleresken Manieren und ſonſtigem Toilettengeſchäfte nicht viel befaſſen können.

Nach ſeinen Reden kann man Perier noch am beſten beurtheilen, es iſt das auch ſeine beſte Seite, wenigſtens während der Reſtaurationsperiode, wo er, einer der beſten Sprecher der Oppoſition, gegen windiges Pfaffen- und Schranzenthum den edelſten Krieg führte. Ich weiß nicht, ob er damals ſchon

ſo körperlich ungeſtüm war wie jetzt; ich las damals nur ſeine Reden, die, ein Muſter von Haltung und Würde, auch zugleich ſo ruhig und beſonnen waren, daß ich ihn für einen ganz alten Mann hielt. In dieſen Reden herrſchte die ſtrengſte Logik, es war darin etwas Starres, ſtarre Vernunftgründe neben einander grad aufgerichtet, gleich unzerbrechbar eiſernen Stangen, und dahinter lauſchte manchmal eine leiſe Wehmuth, wie eine blaſſe Nonne hinter klöſterlichem Sprachgitter. Die ſtarren Vernunftgründe, die eiſernen Stangen ſind in ſeinen Reden geblieben, aber jetzt ſchaut man dahinter nur einen unmächtigen Zorn, der wie ein wildes Thier hin und her ſpringt.

Viele der neueſten Reden Periers, welche Geſetzentwürfe beſprechen, wie z. B. über die Pairie, ſind nicht von ihm ſelbſt abgefaßt; zu ſolchen großen Ausarbeitungen fehlt es dem Miniſter an Zeit. Er muß jetzt täglich reizbarer, kleinlicher und leidenſchaftlicher in ſeinen eigenen Reden werden, je be-

denklicher, würdeloſer und unedler das Syſtem iſt, das er zu vertheidigen hat. Was ihm in der öffentlichen Meinung am förderlichſten, das iſt ſeine Stellung neben Herrn Sebaſtiani, dem alten koketten Menſchen mit dem aſchgrauen Herzen und dem gelben Geſichte, worauf noch manchmal ein Stückchen Röthe zu ſchauen, wie bei herbſtlichen Bäumen, aus deren gelbem Laubwerk einige grellrothe Blätter hervorgrinſen. Wahrlich, es gibt nichts Widerwärtigeres als dieſe aufgeblaſene Nichtigkeit, die, obgleich für krank erklärt, noch oft in die Kammer kommt und ſich auf die Miniſterbank ſetzt, ein fades Lächeln um die Lippen, und eine Dummheit auf der Zunge. Ich kann kaum begreifen, daß dieſes wohl gantirte, niedlich chauſſirte, ſchwächliche Männlein mit verſchwimmenden Vapeuräuglein jemals große Dinge verrichten konnte, im Felde und im Rathe, wie uns die Berichterſtatter des ruſſiſchen Rückzuges und der türkiſchen Geſandtſchaft erzählen. Seine ganze Wiſſenſchaft beſteht jetzt nur noch aus einigen altabge-

nutzten Diplomatenſtückchen, die in ſeinem blechernen Gehirne beſtändig klappern. Seine eigentlich politiſchen Ideen gleichen dem großen Riemen, welchen Karthago's Königin aus einer Kuhhaut ſchnitt, und womit ſie ein ganzes Land umſpannte; der Ideenkreis des guten Mannes iſt groß, umfaßt viel Land, aber er iſt dennoch von Leder. Perier ſagte einſt von ihm: er hat eine große Idee von ſich ſelbſt, und das iſt die einzige Idee, die er hat.

Ich habe den Cupido der Kaiſerperiode, wie man Sebaſtiani genannt, neben dem Herkules der Juſtemilieu-Zeit, wie man Perier bezeichnet, nur deshalb hingeſtellt, damit dieſer in völliger Größe erſcheine. Wahrlich, ich möchte ihn lieber vergrößern als verkleinern, und dennoch kann ich nicht umhin, zu geſtehen, daß bei ſeinem Anblicke mir eine Geſtalt ins Gedächtniß heraufſteigt, woneben er eben ſo klein erſcheint, wie Sebaſtiani neben ihm. Iſt es der Geiſt der Satyre, der an die Gegenſätze erinnert? Oder hat Caſimir Perier wirklich eine Aehn-

lichkeit mit dem größten Miniſter, der jemals in England regierte, mit Georg Canning? Aber auch andere Leute geſtehen, daß er ſonderbarerweiſe an dieſen erinnere, und irgend eine verborgene Verwandtſchaft zwiſchen beiden vorhanden ſey.

Vielleicht in der Bürgerlichkeit der Geburt und der Erſcheinung, in der Schwierigkeit der Lage, in der unerſchütterlichen Thatkraft, und im Widerſtande gegen feudalariſtokratiſchen Ankampf zeigt ſich jene Aehnlichkeit zwiſchen Perier und Canning. Nimmermehr in ihrer Laufbahn und entfalteten Geſinnung. Erſterer, geboren und erzogen auf den weichen Polſtern des Reichthums, konnte ruhig ſeine beſten Neigungen entwickeln, und ruhig Theil nehmen an jener wohlhabenden Oppoſition, die der Bürgerſtand während der Reſtaurationszeit gegen Ariſtokratie und Jeſuitenſchaft führte. Der andere hingegen, Georg Canning, geboren von unglücklichen Eltern, war das arme Kind einer armen Mutter, die ihn des Tags über traurig und weinend

pflegte, und des Abends, um Brod für ihn zu verdienen, aufs Theater ſteigen und Komödie ſpielen und lachen mußte; ſpäterhin, aus dem kleinen Elend der Armuth in das größere Elend einer glänzenden Abhängigkeit übergehend, erduldete er die Unterſtützung eines Oheims und die Gönnerſchaft eines hohen Adels.

Unterſchieden ſich aber beide Männer durch die Lage, worein das Glück ſie verſetzt und lange Zeit erhalten hatte, ſo unterſchieden ſie ſich noch mehr durch die Geſinnung, die ſie offenbarten, als ſie den Gipfel der Macht erreicht, wo endlich, frei von allem Zwange, das große Wort des Lebens ausgeſprochen werden konnte. Caſimir Perier, der nie abhängig geweſen, der immer die goldenen Mittel beſaß, die Gefühle der Freiheit in ſich zu erhalten, auszubilden, zu erhöhen: dieſer wurde plötzlich kleinſinnig und krämerhaft; er beugte ſich, ſeine Kräfte mißkennend, vor jenen Mächtigen, die er vernichten konnte, und bettelte um den Frieden, den er nur

als Gnade gewähren durfte: er verlezt jezt die Gaſtfreundſchaft und beleidigt das heiligſte Unglück, und, ein verkehrter Prometheus, ſtiehlt er den Menſchen das Licht, um es den Göttern wiederzugeben. Georg Canning hingegen, weiland Gladiator im Dienſte der Tories, als er endlich die Ketten der Geiſtesſklaverei abſchütteln konnte, erhob er ſich in aller Majeſtät ſeines angebornen Bürgerthums, und zum Entſetzen ſeiner ehemaligen Gönner, ein Spartakus von Downing-Street, proklamirte er die bürgerliche und kirchliche Freiheit für alle Völker, und gewann für England alle liberalen Herzen und hierdurch die Obermacht in Europa.

Es war damals eine dunkle Zeit in Deutſchland, nichts als Eulen, Cenſuredikte, Kerkerduft, Entſagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödſinn; als nun der Lichtſchein der Canningſchen Worte zu uns herüberleuchtete, jauchzten die wenigen Herzen, die noch Hoffnung fühlten, und was den Schreiber dieſer Blätter betrifft, er küßte Abſchied

von ſeinen Lieben und Liebſten, und ſtieg zu Schiff, und fuhr gen London, um den Canning zu ſehen und zu hören. Da ſaß ich nun ganze Tage auf der Gallerie der St. Stephanskapelle, und lebte in ſeinem Anblicke, und trank die Worte ſeines Mundes, und mein Herz war berauſcht. Er war mittlerer Geſtalt, ein ſchöner Mann, edel geformtes, klares Geſicht, ſehr hohe Stirne, etwas Glatze, wohlwollend gewölbte Lippen, ſanfte, überzeugende Augen, heftig genug in ſeinen Bewegungen, wenn er zuweilen auf den blechernen Kaſten ſchlug, der vor ihm auf dem Aktentiſche lag, aber in der Leidenſchaft immer anſtandvoll, würdig, gentleman-like. Worin glich alſo ſeine äußere Erſcheinung dem Caſimir Perier? Ich weiß nicht, aber es will mich bedünken, als ſey deſſen Kopfbilduug, obgleich derber und größer, der Canning'ſchen auffallend ähnlich. Eine gewiſſe Krankhaftigkeit, Ueberreizung und Abſpannung, die wir bei Canning ſahen, iſt auch bei Perier auffallend, und mahnte eben an jenen. Was

Talent betrifft, ſo konnten ſich wohl beide die Wage halten. Nur daß Canning das Schwerſte mit einer gewiſſen Leichtigkeit vollbrachte, gleich dem Odyſſeus, der den gewaltigen Bogen ſo leicht ſpannte, als habe er die Saiten einer Leyer aufgezogen; Perier hingegen zeigt bei der geringfügigſten Handlung eine gewiſſe Schwerfälligkeit, er entfaltet bei der unbedeutendſten Maaßregel alle ſeine Kräfte, alle ſeine geiſtige und weltliche Kavallerie und Infanterie, und wenn er die gelindeſten Saiten aufziehen will, gebärdet er ſich dabei ſo anſtrengungsvoll, als ſpannte er den Bogen des Odyſſeus. Seine Reden habe ich oben charakteriſirt. Canning war ebenfalls einer der größten Redner ſeiner Zeit. Nur warf man ihm vor, daß er zu geblümt, zu geſchmückt ſpreche. Aber dieſen Vorwurf verdiente er gewiß nur in ſeiner frühern Periode, als er noch, in abhängiger Stellung, keine eigne Meinung ausſprechen durfte, und er daher, ſtatt deſſen, nur oratoriſche Blumen, geiſtige Arabesken und brillante Witze

geben konnte. Seine Rede war damals kein Schwert ſondern nur die Scheide deſſelben, und zwar eine ſehr koſtbare Scheide, woran das getriebene Goldblumenwerk und die eingelegten Edelſteine aufs reichſte blitzten. Aus dieſer Scheide zog er ſpäterhin die grade, ſchmuckloſe Stahlklinge hervor, und das funkelte noch herrlicher, und war doch ſcharf und ſchneidend genug. Noch ſehe ich die greinenden Geſichter, die ihm gegenüberſaßen, beſonders den lächerlichen Sir Thomas Lethbridge, der ihn mit großem Pathos fragte, ob er auch ſchon die Mitglieder ſeines Miniſteriums gewählt habe? — worauf Georg Canning ſich ruhig erhob, als wolle er eine lange Rede halten, und mit parodirtem Pathos Yes ſagend, ſich gleich wieder niederſetzte, ſo daß das ganze Haus vom Gelächter erdröhnte. Es war damals ein wunderlicher Anblick, faſt die ganze frühere Oppoſition ſaß hinter dem Miniſter, namentlich der wackere Ruſſel, der unermüdliche Brougham, der gelehrte Makintoſh, Cam Hobhouſe mit ſeinem ver-

ſtürmt wüſten Geſichte, der edle ſpitznäſige Robert Wilſon, und gar Francis Burdett, die begeiſtert lange donquixotliche Geſtalt, deſſen liebes Herz ein unverwelklicher Baumgarten liberaler Gedanken iſt, und deſſen magere Kniee damals, wie Cobbet ſagte, den Rücken Cannings berührten. Dieſe Zeit wird mir ewig im Gedächtniſſe blühen, und nimmermehr vergeſſe ich die Stunde, als ich Georg Canning über die Rechte der Völker ſprechen hörte, und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten, und in der Hütte des Mexicaners wie des Hindu ein tröſtendes Echo zurückließen. **That is my thunder!** konnte Canning damals ſagen. Seine ſchöne, volle tiefſinnige Stimme drang wehmüthig kraftvoll aus der kranken Bruſt, und es waren klare, entſchleierte, todbekräftigte Scheideworte eines Sterbenden. Einige Tage vorher war ſeine Mutter geſtorben, und die Trauerkleidung, die er deshalb trug, erhöhte die Feierlichkeit ſeiner Erſcheinung. Ich ſehe ihn noch in einem ſchwarzen

Oberrocke und mit ſeinen ſchwarzen Handſchuhen. Dieſe betrachtete er manchmal, während er ſprach, und wenn er dabei beſonders nachſinnend ausſah, dann dachte ich: jetzt denkt er vielleicht an ſeine todte Mutter und an ihr langes Elend, und an das Elend des übrigen armen Volkes, das im reichen England verhungert, und dieſe Handſchuhe ſind deſſen Garantien, daß Canning weiß, wie ihm zu Muthe iſt, und ihm helfen will. In der Heftigkeit der Rede riß er einmal einen jener Handſchuhe von der Hand, und ich glaubte ſchon, er wollte ihn der ganzen hohen Ariſtokratie von England vor die Füße werfen, als den ſchwarzen Fehdehandſchuh der beleidigten Menſchheit.

Wenn ihn jene Ariſtokratie gerade nicht ermordet hat, eben ſo wenig wie jenen von St. Helena, der an einem Magenkrebſe geſtorben, ſo hat ſie ihm doch genug kleine vergiftete Nadeln ins Herz geſtochen. Man erzählte mir z. B., Canning erhielt in jener Zeit, als er eben ins Parlament

ging, einen mit wohlbekanntem Wappen verſiegelten Brief, den er erſt im Sitzungsſaale öffnete, und worin er einen alten Komödienzettel fand, auf welchem der Name ſeiner verſtorbenen Mutter unter dem Perſonale der Schauſpieler gedruckt war. Bald darauf ſtarb Canning, und jetzt, ſeit fünf Jahren, ſchläft er in Weſtminſter, neben Fox und Sheridan, und über den Mund, der ſo Großes und Gewaltiges geſprochen, zieht vielleicht eine Spinne ihr blödſinnig ſchweigendes Gewebe. Auch Georg IV. ſchläft jetzt dort in der Reihe ſeiner Väter und Vorfahren, die in ſteinernen Abbildungen auf den Grabmälern ausgeſtreckt liegen, das ſteinerne Haupt auf ſteinernen Kiſſen, Weltkugel und Scepter in der Hand; und rings um ſie her, in hohen Särgen, liegt Englands Ariſtokratie, die vornehmen Herzoge und Biſchöfe, Lords und Barone, die ſich im Tode wie im Leben um die Könige drängen; und wer ſie dort ſchauen will in Weſtminſter, zahlt einen Schilling und ſechs Pence. Dieſes Geld empfängt

ein armer, kleiner Aufſeher, deſſen Erwerbszweig es iſt, die todten, hohen Herrſchaften ſehen zu laſſen, und der dabei ihre Namen und Thaten hinſchnattert, als wenn er ein Wachsfigurenkabinet zeigte. Ich ſehe gern dergleichen, indem ich mich dann überzeuge, daß die Großen der Erde nicht unſterblich ſind, mein Schilling und ſechs Pence hat mich nicht gereut, und als ich Weſtminſter verließ, ſagte ich zu dem Aufſeher: ich bin mit deiner Exhibition zufrieden, ich wollte dir aber gern das Doppelte zahlen, wenn die Sammlung vollſtändig wäre.

Das iſt es. So lange Englands Ariſtokraten nicht ſämmtlich zu ihren Vätern verſammelt ſind, ſo lange die Sammlung in Weſtminſter nicht vollſtändig iſt, bleibt der Kampf der Völker gegen Bevorrechtung der Geburt noch immer unentſchieden, und Frankreichs Bürgerallianz mit England bleibt zweifelhaft.

Artikel V.

Paris, 25. März 1832.

Der Feldzug nach Belgien, die Blokade von Liſſabon und die Einnahme von Ancona ſind die drei charakteriſtiſchen Heldenthaten, womit das Juſtemilieu nach außen ſeine Kraft, ſeine Weisheit und ſeine Herrlichkeit geltend gemacht; im Innern pflückte es eben ſo rühmliche Lorbeeren unter den Pfeilern des Palais-royal, zu Lyon und zu Grenoble. Nie ſtand Frankreich ſo tief in den Augen des Auslandes, nicht einmal zur Zeit der Pompadour und der Dubarry. Man merkt jetzt, daß es

noch etwas Kläglicheres gibt, als eine Maitreſſenherrſchaft. In dem Boudoir einer galanten Dame iſt noch immer mehr Ehre zu finden, als in dem Komptoir eines Banquiers. Sogar in der Betſtube Karls X. hat man nicht ſo ganz und gar der Nationalwürde vergeſſen, und von dort aus eroberte man Algier. Dieſe Eroberung ſoll, damit die Demüthigung vollſtändig ſey, jetzt aufgegeben werden. Dieſen letzten Fetzen von Frankreichs Ehre opfert man dem Trugbilde einer Allianz mit England. Als ob die imaginaire Hoffnung derſelben nicht ſchon genug gekoſtet habe! Dieſer Allianz halber werden ſich die Franzoſen auch auf der Citadelle von Ancona blamiren müſſen, wie auf den Ebenen von Belgien und unter den Mauern von Liſſabon.

Im Innern ſind die Beengniſſe und Zerriſſenheiten nach gerade ſo unleidlich geworden, daß ſogar ein Deutſcher die Geduld verlieren könnte. Die Franzoſen gleichen jetzt jenen Verdammten in Dante's Hölle, denen ihr dermaliger Zuſtand ſo uner-

träglich geworden, daß ſie nur dieſem entzogen zu werden wünſchen, und ſollten ſie auch dadurch in einen noch ſchlechtern Zuſtand gerathen. So erklärte ſich, daß den Republikanern das legitime Regime und den Legitimiſten die Republik viel wünſchenswerther geworden, als der Sumpf, der in der Mitte liegt und worin ſie eben jetzt ſtecken. Die gemeinſame Qual verbindet ſie. Sie haben nicht denſelben Himmel, aber dieſelbe Hölle, und da iſt Heulen und Zähnklappern — **Vive la République! Vive Henry V!**

Die Anhänger des Miniſteriums, d. h. Angeſtellte, Banquiers, Gutsbeſitzer und Boutiquiers, erhöhen das allgemeine Mißbehagen noch durch die lächelnden Verſicherungen, daß wir ja Alle im ruhigſten Zuſtande leben, daß das Thermometer des Volksglücks, der Staatspapierkours, geſtiegen, und daß wir dieſen Winter in Paris mehr Bälle als jemals, und die Oper in ihrer höchſten Blüthe geſehen haben. Dieſes war wirklich der Fall; denn

jene Leute haben ja die Mittel, Bälle zu geben, und da tanzten ſie nun, um zu zeigen, daß Frankreich glücklich ſey; ſie tanzten für ihr Syſtem, für den Frieden, für die Ruhe Europa's; ſie wollten die Kurſe in die Höhe tanzen, ſie tanzten **à la hausse.** Freilich manchmal, während den erfreulichſten Entrechats, brachte das diplomatiſche Korps allerlei Hiobsdepeſchen aus Belgien, Spanien, England und Italien; aber man ließ keine Beſtürzung merken, und tanzte verzweiflungsvoll luſtig weiter; ungefähr wie Aline, Königin von Golkonda, ihre ſcheinbar fröhlichen Tänze fortſetzt, wenn auch das Chor der Eunuchen mit einer Schreckensnachricht nach der andern heranquäkt. Wie geſagt, die Leute tanzten für ihre Renten, je gemäßigter ſie geſinnt waren, deſto leidenſchaftlicher tanzten ſie, und die dickſten, moraliſchſten Banquiers tanzten den verruchten Nonnenwalzer aus Robert-le-Diable, der berühmten Oper. — Mayerbeer hat das Unerhörte erreicht, indem er die flatterhaften Pariſer einen

ganzen Winter lang zu feſſeln gewußt; noch immer ſtrömt Alles nach der Academie de Muſique, um Robert-le-Diable zu ſehen; aber die enthuſiaſtiſchen Mayerbeerianer mögen mir verzeihen, wenn ich glaube, daß Mancher, nicht blos von der Muſik angezogen wird, ſondern auch von der politiſchen Bedeutung der Oper! Robert-le-Diable, der Sohn eines Teufels, der ſo verrucht war, wie Philipp Egalité, und einer Fürſtin, die ſo fromm war, wie die Tochter Penthièvers, wird von dem Geiſte ſeines Vaters zum Böſen, zur Revolution, und von dem Geiſte ſeiner Mutter zum Guten, zum alten Regime hingezogen, in ſeinem Gemüthe kämpfen die beiden angeborenen Naturen, er ſchwebt in der Mitte zwiſchen den beiden Prinzipien, er iſt Juſte-milieu; — vergebens wollen ihn die Wolfſchluchtſtimmen der Hölle ins Mouvement ziehen, vergebens verlocken ihn — die Geiſter der Convention, die, als revolutionaire Nonnen, aus dem Grabe ſteigen, vergebens giebt Robespierre in der Geſtalt der Made-

moiſelle Taglioni, ihm die Akkolade: — er wider-ſteht allen Anfechtungen, allen Verführungen, ihn leitet die Liebe zu einer Prinzeſſinn beider Sicilien, die ſehr fromm iſt, und auch er wird fromm, und wir erblicken ihn am Ende im Schooße der Kirche, umſummt von Pfaffen und umnebelt von Weihrauch. Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß bei der erſten Vorſtellung dieſer Oper, durch ein Verſehen des Machiniſten, das Brett der Verſenkung, worin der alte Vater Teufel zur Hölle fuhr, ungeſchloſſen geblieben, und daß der Teufel Sohn, als er zufällig darauf trat, ebenfalls hinabſank. — Da in der Deputirtenkammer von dieſer Oper ſo viel geſprochen worden, ſo war die Erwähnung derſelben keineswegs dieſen Blättern unangemeſſen. Die geſellſchaftlichen Erſcheinungen ſind hier durchaus nicht politiſch unwichtig, und ich begreife jetzt ſehr gut, wie Napoleon in Moskau ſich damit beſchäftigen konnte, das Reglement für die pariſer Theater auszuarbeiten. — Auf letztere hatte die Regierung während

des verfloſſenen Faſchings ihr beſonderes Augen- merk, wie denn überhaupt dieſe Zeit um ſo mehr ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, da man ſogar die Maskenfreiheit fürchtete, und beſonders am Mardi-gras eine Emeute erwartete. Wie leicht ein Mummenſchanz dazu Gelegenheit geben kann, hat ſich in Grenoble erwieſen. Voriges Jahr ward der Mardi-gras durch Demolirung des erzbiſchöfli- chen Pallaſtes gefeiert.

Da dieſer Winter der erſte war, den ich in Paris zubrachte, ſo kann ich nicht entſcheiden, ob der Karneval dieſes Jahr ſo brillant geweſen, wie die Regierung prahlt, oder ob er ſo triſt ausſah, wie die Oppoſition klagt. Sogar bei ſolchen Außen- dingen kann man der Wahrheit hier nicht auf die Spur kommen. Alle Parteien ſuchen zu täuſchen, und ſelbſt den eigenen Augen darf man nicht trauen. Einer meiner Freunde, ein Juſtemillionair, hatte die Güte, letzten Mardi-gras mich in Paris herum zu führen, und mir durch den Augenſchein zu zei-

gen, wie glücklich und heiter das Volk ſey. Er ließ an jenem Tage auch alle ſeine Bedienten ausgehen, und befahl ihnen ausdrücklich, ſich recht viel Vergnügen zu machen. Vergnügt faßte er meinen Arm und rannte vergnügt mit mir durch die Straßen, und lachte zuweilen recht laut. An der Porte St. Martin, auf dem feuchten Pflaſter, lag ein todtblaſſer, röchelnder Menſch, von welchem die umſtehenden Gaffer behaupteten, er ſterbe vor Hunger. Mein Begleiter aber verſichert mir, daß dieſer Menſch alle Tage auf einer andern Straße vor Hunger ſterbe, und daß er davon lebe, indem ihn nämlich die Karliſten dafür bezahlten, durch ſolches Schauſpiel das Volk gegen die Regierung zu verhetzen. Dieſes Handwerk muß jedoch ſchlecht bezahlt werden, da Viele dabei wirklich vor Hunger ſterben. Es iſt eine eigene Sache mit dem Verhungern; man würde hier täglich viele tauſend Menſchen in dieſem Zuſtand ſehen, wenn ſie es nur längere Zeit darin aushalten könnten. So aber, gewöhnlich nach drei

Tagen, welche ohne Nahrung verbracht worden, ſterben die armen Hungerleider, einer nach dem andern, und ſie werden ſtill eingeſcharrt, und man bemerkt ſie kaum.

Sehen Sie, wie glücklich das Volk iſt, bemerkte mein Begleiter, indem er mir die vielen Wagen voll Masken zeigte, die laut jubelten, und die luſtigſten Narretheien trieben. Die Boulevards gewährten wirklich einen überaus ergötzlich bunten Anblick, und ich dachte an das alte Sprüchwort: Wenn der liebe Gott ſich im Himmel langweilt, dann öffnet er das Fenſter und betrachtet die Boulevards von Paris. Nur wollte es mich bedünken, als ſey dabei mehr Gendarmerie aufgeſtellt, als zu einem harmloſen Vergnügen eben nothwendig geweſen. Ein Republikaner, der mir begegnete, verdarb mir den Spaß, indem er mir verſicherte, die meiſten Masken, die ſich am luſtigſten gebärdeten, habe die Polizei eigens dafür bezahlt, damit man nicht klage, das Volk ſey nicht mehr vergnügt. In wie weit

dieſes wahr ſeyn mag, will ich nicht beſtimmen; die maskirten Männer und Weiber ſchienen ſich ganz von Innen heraus zu beluſtigen, und wenn die Polizei ſie noch beſonders dafür bezahlte, ſo war das ſehr artig von der Polizei. Was ihre Einwirkung beſonders verrathen konnte, waren die Geſpräche der maskirten gemeinen Kerle und öffentlichen Dirnen, die in ertrödelten Hoftrachten, mit Schönpfläſterchen auf den geſchminkten Geſichtern, die Vornehmheit der vorigen Regierung parodiſtiſch nachäfften, ſich mit karliſtiſchen Namen titulirten und ſich dabei ſo hoffährtig fächerten und ſpreizten, daß ich mich unwillkürlich der hohen Feſtivitäten erinnerte, die ich als Knabe die Ehre hatte von der Gallerie herab zu betrachten; nur daß die Pariſer Poiſſarden ein beſſeres Franzöſiſch ſprachen als die Kavaliere und gnädigen Fräulein meines Vaterlandes.

Um dieſem letztern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, geſtehe ich, daß der diesjährige Boeuf-gras gar kein Aufſehen in Deutſchland gemacht haben

würde. Ein Deutſcher mußte über dieſen unbedeutenden Ochſen lächeln, ob deſſen Größe man ſich hier beſonders wunderte. Mit Anſpielungen auf dieſen armen Ochſen waren eine Woche lang die kleinen Blätter gefüllt; daß er **gros, gras et bête** geweſen, war ein ſtehender Witz, und in Karrikaturen parodirte man auf die gehäſſigſte Weiſe den Zug dieſes quaſi fetten Ochſen. Schon hieß es, man würde dieſes Jahr den Zug verbieten; aber man beſann ſich eines Beſſeren. Von ſo vielen überlieferten Volksſpäßen iſt faſt allein der Zug des Boeuf-gras in Frankreich übrig geblieben. Der abſolute Thron, der Parc des cerfs, das Chriſteuthum, die Baſtille, und andere ähnliche Inſtitute aus der guten alten Zeit, hat die Revolution niedergeriſſen; der Ochs allein iſt geblieben. Darum wird er auch im Triumphe durch die Stadt geführt, bekränzt mit Blumen, und umgeben von Metzgerknechten, die meiſtens mit Helm und Harniſchen bekleidet ſind, und die dieſen eiſernen Plunder von den verſtorbenen Rittern, als

nächſte Wahlverwandte, geerbt haben. Es iſt ſehr leicht, die Bedeutung der öffentlichen Mummereien einzuſehen. Schwerer iſt es, die geheime Maskerade zu durchſchauen, die hier in allen Verhältniſſen zu finden iſt. Dieſer größere Karneval beginnt mit dem erſten Januar, und endigt mit dem einunddreißigſten December. Die glänzendſten Redouten deſſelben ſieht man im Palais-Bourbon, im Luxemburg und in den Tuillerien. Nicht blos in der Deputirtenkammer, ſondern auch in der Pairskammer und im königlichen Kabinette, ſpielt man jetzt eine heilloſe Komödie, die vielleicht tragiſch enden wird. Die Oppoſitionsmänner, welche nur die Komödie der Reſtaurationszeit fortſetzen, ſind vermummte Republikaner, die mit ſichtbarer Ironie oder mit auffallendem Widerwillen als Komparſen des Königthums agiren. Die Pairs ſpielen jetzt die Rolle von unerblichen, durch Verdienſt berufenen Amtsleuten; wenn man ihnen aber hinter die Maske ſchaut, ſo ſieht man meiſtens die wohlbekannten noblen

Geſichter; und wie modern ſie ſich auch koſtümiren, ſo ſind ſie doch immer die Erben der alten Ariſtokratie, und ſie tragen ſogar die Namen, die an die alte Miſere erinnern, ſo daß man darunter ſogar einen Dreux-Brézé findet, von dem der National ſagt, er ſey nur dadurch ausgezeichnet, daß einmal einem ſeiner Vorfahren eine gute Antwort gegeben worden. Was Ludwig Philipp betrifft, ſo ſpielt er noch immer ſeinen Roi-citoyen, und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkoſtüm; unter ſeinem beſcheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuſchnitte, und in ſeinem Regenſchirme verbirgt er das abſoluteſte Scepter. Nur wenn die liebſten Intereſſen, zur Sprache kommen, oder wenn einer mit dem gehörigen Stichworte die Leidenſchaften aufreizt, dann vergeſſen die Leute ihre einſtudirte Rolle und offenbaren ihre Perſönlichkeit. Jene Intereſſen ſind zunächſt die des Geldes, und dieſe müſſen allen andern weichen, wie man bei

den Diskuſſionen über das Budget wahrnehmen konnte. . . . Die Stichworte, bei denen in der Deputirtenkammer die republikaniſche Geſinnung ſich verrieth, ſind bekannt. Nicht ſo unbedeutend und zufällig, wie man etwa in Deutſchland glaubt, waren die Diskuſſionen über das Wort sujet. Letzteres hat ſchon im Beginne der franzöſiſchen Revolution Veranlaſſung zu Expektorationen gegeben, wobei ſich die republikaniſche Tendenz der Zeit ausſprach. Wie leidenſchaftlich tobte man, als einſt dem armen Ludwig XVI. in einer Rede dieſes Wort entſchlüpfte. Ich habe zur Vergleichung mit der Gegenwart die damaligen Journale in dieſer Beziehung nachgeleſen; der Ton von 1790 iſt nicht verhallt, ſondern nur veredelt. Die Philippiſten ſind nicht ſo ganz arglos, wenn ſie durch Stichworte oberwähnter Art die Oppoſition in Leidenſchaft bringen. Voriges Jahr hütete man ſich wohl, die Tuillerien mit dem Namen Chateau zu benennen, und der Moniteur erhielt ausdrücklich die Weiſung,

ſich des Wortes Palais zu bedienen. Später nahm man es nicht mehr ſo genau. Jetzt wagt man ſchon mehr, und die Debats ſprechen von dem Hofe, la cour! Wir gehen mit großen Schritten zur Reſtauration zurück! klagte mir ein allzu ängſtlicher Freund, als er las, daß die Schweſter des Königs „Madame“ titulirt würden. Dieſer Argwohn gränzt faſt ans Lächerliche. Wir gehen noch weiter zurück, als zur Reſtauration! rief jüngſt derſelbe Freund, vor Schrecken erbleichend. Er hatte in einer gewiſſen Soirée etwas Entſetzliches geſehen, nehmlich eine ſchöne junge Dame mit Puder in den Haaren. Ehrlich geſtanden, es ſah gut aus; die blonden Locken waren wie von leiſem Froſthauch angereift, und die warmen friſchen Blumen ſchauten um ſo rührend lieblicher daraus hervor.

„Der 21. Januar“ war, in ähnlicher Weiſe, das Stichwort, wobei ſich in der Pairskammer die vermummten Erbleidenſchaften und der kraſſeſte Ariſtokratismus enthüllten. Was ich längſt vorausge-

ſehen, geſchah; auch parlamentariſch gebärdete ſich die Ariſtokratie als ſey ſie beſonders bevorrechtet, den Tod Ludwigs XVI. zu bejammern, und ſie verhöhnte das franzöſiſche Volk durch die Beſchönigung jenes Bußtagsgeſetzes, wodurch der eingeſetzte Statthalter der heiligen Allianz, Ludwig XVIII., dem ganzen franzöſiſchen Volke, wie einem Verbrecher, eine Pönitenz auferlegt hatte. Der 21. Januar war der Tag, wo das regicide Volk, zum Abſchrecken der umſtehenden Nachbarvölker, in Sack und Aſche und mit der Kerze in der Hand, vor Notre-Dame ſtehen ſollte. Mit Recht ſtimmten die Deputirten für die Aufhebung eines Geſetzes, welches mehr dazu diente, die Franzoſen zu demüthigen, als ſie zu tröſten ob des Nationalunglücks, das ſie am 21. Januar 1793 betroffen hat. Indem die Pairskammer die Aufhebung jenes Geſetzes verwarf, verrieth ſie ihren unverſöhnlichen Groll gegen das neue Frankreich, und entlarvte ſie alle ihre adelige Vendetta gegen die Kinder der Revo-

lution und gegen die Revolution ſelbſt. Minder für die nächſten Intereſſen des Tages, als vielmehr gegen die Grundſätze der Revolution, kämpfen jetzt die lebenslänglichen Herren des Luxemburg. Daher verwarfen ſie nicht den Briqueville'ſchen Geſetzesvorſchlag; ſie verläugneten ihre Ehre und unterdrückten ihre grimmigſte Abneigung. Jener Geſetzesvorſchlag betraf ja nicht im Geringſten die Grundſätze der Revolution. Aber das Geſetz wegen Eheſcheidung, das darf nicht angenommen werden; denn es iſt durchaus revolutionairer Natur, wie jeder chriſtkatholiſche Edelmann, begreifen wird.

Das Schisma, das bei ſolcher Gelegenheit zwiſchen der Deputirtenkammer und der Pairie entſteht, wird die unerquicklichſten Erſcheinungen hervorbringen. Man ſagt, der König beginne ſchon die Bedeutung dieſes Schisma's in ſeiner ganzen Troſtloſigkeit einzuſehen. Das iſt nun die Folge jener Halbheit, jenes Schwankens zwiſchen Himmel und Hölle, jenes Robert-le-Diable'ſchen Juſtemilieuwe-

ſens. Ludwig Philipp ſollte ſich vorſehen, daß er nicht einmal unverſehens auf das verſinkende Brett geräth. Er ſteht auf einem ſehr unſichern Boden. Er hat, durch eigene Schuld, ſeine beſte Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Mißgriff zagender Menſchen, die mit ihren Feinden gut ſtehen wollen, und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajolirte die Ariſtokratie, die ihn haßt, und beleidigte das Volk, das ſeine beſte Stütze war. Seine Sympathie für die Erblichkeit der Pairſchaft hat ihm die gleichheitsſüchtigen Herzen vieler Franzoſen entfremdet, und ſeine Nöthen mit den Lebenslänglichen werden ihnen ein ſchadenfrohes Ergötzen gewähren. Nur wenn die Frage aufs Tapet kommt, „was die Juliusrevolution bedeutet habe?“ verfliegt der ſcherzende Mißmuth, und der düſtere Groll bricht hervor in bedrohlichen Reden. Das iſt das gewaltigſte jener Stichworte, wobei die verborgene Leidenſchaft ans Tageslicht tritt, und die Parteien ihre Masken gänzlich fallen laſſen. Ich glaube, man

könnte die Todten der großen Woche, die unter den Mauern des Louvres begraben liegen, aus ihrem Schlafe wecken, wenn man ſich früge: ob die Männer der Juliusrevolution wirklich nichts Anderes gewollt haben, als was die Oppoſition in der Kammer während der Reſtaurationszeit ausgeſprochen hat? Dieſes nämlich war die Definition, welche die Miniſteriellen bei den jüngſten Debatten von der Juliusrevolution gegeben haben. Wie kläglich dieſe Erklärung in ſich ſelbſt zerfällt, ergibt ſich ſchon daraus, daß die Oppoſition ſeitdem eingeſtanden, daß ſie während der ganzen Reſtaurationszeit Komödie geſpielt hat. Wie kann alſo hier von beſtimmten Manifeſtationen die Rede ſeyn? Auch was das Volk in den drei Tagen, während des Kanonendonners, gerufen, war nicht der beſtimmte Ausdruck ſeines Willens, wie nachträglich die Philippiſten behauptet haben. Der Ruf **Vive la Charte!** den man nachher, als den allgemeinen Wunſch, die Charte beizubehalten, interpretirte, war damals

nichts Anderes, als ein Loſungswort, als eine Tagesparole, deren man ſich nur als signe de ralliement bediente. Man darf den Ausdrücken, die das Volk in ſolchen Fällen gebraucht, keine allzu beſtimmte Bedeutung verleihen. Dies gilt von allen Revolutionen, die das Volk gemacht. Die „Männer des andern Morgens“ kommen immer hintendrein und klauben Worte. Sie finden nur das tödtende Wort, nicht den lebendig machenden Geiſt. Dieſem, nicht jenem, muß man nachforſchen. Denn das Volk verſteht ſich eben ſo wenig auf Worte, wie es ſich durch Worte verſtändlich machen kann. Es verſteht nur Thatſachen, nur Fakta, und ſpricht durch ſolche. Ein ſolches Faktum war die Juliusrevolution, und dieſes beſteht nicht einzig darin, daß Karl X. aus den Tuillerien nach Holyrood gejagt worden, und Ludwig Philipp ſich dort einquartirt hat; ſolch bloße Perſonalveränderung wäre nur wichtig für den Portier jenes Pallaſtes. Das Volk, indem es Karl X.

verjagte, ſah in ihm nur den Repräſentanten der Ariſtokratie, wie er ſich ſein ganzes Leben hindurch gezeigt hat, ſeit 1788, wo er, als Fürſt vom Geblüte, in einer Vorſtellung an Ludwig XVI. förmlich ausgeſprochen, daß ein Fürſt vor Allem Edelmann ſey, als ſolcher naturgemäß dem Korps des Adels angehöre, und daher deſſen Rechte vor allen andern Intereſſen vertheidigen müſſe; in Ludwig Philipp ſah aber das Volk einen Mann, deſſen Vater ſchon, ſogar in ſeinem Namen, die bürgerliche Gleichheit der Menſchen anerkannt hat, einen Mann, der ſelbſt bei Valmy und Jemappes für die Freiheit gefochten, der von ſeiner früheſten Jugend an bis jetzt die Worte Freiheit und Gleichheit im Munde geführt, und ſich, in Oppoſition gegen die eigene Sippſchaft, als einen Repräſentanten der Demokratie dargegeben hat.

Wie herrlich leuchtete dieſer Mann im Glanze der Juliusſonne, die ſein Haupt wie mit einer Glorie umſtrahlte, und ſelbſt auf ſeine Fehler ſo

viel heiteres Licht ſtreute, daß ſie noch mehr als ſeine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war damals der patriotiſche Refrain aller ſeiner Reden; er ſtreichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er ſtand auf dem Balkone des Palais-royal und ſchlug mit der Hand den Takt zu der Marſeillaiſe, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, **fils d'Egalité**, der **Soldat tricolore** der Freiheit, wie er ſich von Delavigne in der Pariſienne beſingen laſſen, und wie er ſich von Horaz Vernet malen laſſen, auf jenen Gemälden, die in den Gemächern des Palais-royal immer beſonders bedeutungsvoll zur Schau geſtanden. In dieſen Gemächern hatte das Volk während der Reſtauration immer freien Zutritt; und da wandelte es herum des Sonntags, und bewunderte, wie bürgerlich Alles dort ausſah, im Gegenſatze zu den Tuilerien, wo kein armer Bürgersmann ſo leicht hinkommen durfte; und mit beſonderer Vorliebe betrachtete man das Gemälde,

worauf Ludwig Philipp abgebildet iſt, wie er in der Schweiz als Schullehrer vor der Weltkugel ſteht und den Knaben in der Geographie Unterricht ertheilt. Die guten Leute dachten Wunder, wie viel er ſelbſt dabei gelernt haben müſſe! Jetzt ſagt man, Ludwig Philipp habe damals nichts Anderes gelernt, als **faire bonne mine à mauvais jeu** und allzu große Schätzung des Geldes. Die Glorie ſeines Hauptes iſt verſchwunden, und der Unmuth erblickt darin nur eine Birne.

Die Birne iſt noch immer ſtehender Volkswitz, in Spottblättern und Karrikaturen. Jene, namentlich le Revenant, les Cancans, le Brid-Oiſon, la Mode, und wie das karliſtiſche Ungeziefer ſonſt heißen mag, mißhandeln den König mit einer Unverſchämtheit, die um ſo widerwärtiger iſt, da man wohl weiß, daß das edle Faux-bourg ſolche Blätter bezahlt. Man ſagt, die Königin leſe ſie oft und weine darüber; die arme Frau erhält dieſe Blätter durch den unermüdlichen Dienſteifer jener

ſchlimmſten Feinde, die unter dem Namen „die guten Freunde" in jedem großen Hauſe zu finden ſind. Die Birne iſt, wie geſagt, ein ſtehender Witz geworden, und hunderte von Karrikaturen, worauf man ſie erblickt, ſind überall ausgehängt. Hier ſieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreiſ't und an den Meiſtbietenden für achtzehn Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne, gleich einem Alp, auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet ſteht, von der beſten Republik träumt. Dann ſieht man auch Perier und Sebaſtiani, jener als Pierrot, dieſer als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefſten Koth waten und auf den Schultern eine Querſtange tragen, woran eine ungeheuere Birne hängt. Den jungen Heinrich ſieht man als frommen Wallfahrter, in Pilgertracht, mit Muſchelhut und Stab, woran oben eine Birne hängt, gleich einem abgeſchnittenen Kopfe.

Ich will wahrlich den Unfug dieſer Fratzenbilder nicht vertreten, am allerwenigſten wenn ſie die Perſon des Fürſten ſelbſt betreffen. Ihre unaufhörliche Menge iſt aber eine Volksſtimme und bedeutet etwas. Einigermaaßen verzeihlich werden ſolche Karrikaturen, wenn ſie keine bloße Beleidigung der Perſönlichkeit beabſichtigend, nur die Täuſchung rügen, die man gegen das Volk verübt. Dann iſt auch ihre Wirkung gränzenlos. Seit eine Karrikatur erſchienen iſt, worauf ein dreifarbiger Papagai dargeſtellt iſt, der auf jede Frage, die man an ihn richtete, abwechſelnd „Valmy" oder „Jemappes" antwortet, ſeitdem hütet ſich Ludwig Philipp, dieſe Worte ſo wiederholentlich wie ſonſt vorzubringen. Er fühlt wohl, in dieſen Worten lag immer ein Verſprechen, und wer ſie im Munde führte, durfte keine Quaſi-Legitimität nachſuchen, durfte keine ariſtokratiſchen Inſtitutionen beibehalten, durfte nicht auf dieſe Weiſe den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungeſtraft beleidigen laſſen, durfte nicht die Freiheit

der übrigen Welt ihren Henkern preisgeben. Ludwig Philipp mußte vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Throu ſtützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er mußte ihn mit republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugniß des unbeſcholtenſten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte mußten vernichtet, Valmy und Jemappes aber mußten eine Wahrheit werden. Ludwig Philipp mußte erfüllen, was ſein ganzes Leben ſymboliſch verſprochen hatte. Wie einſt in der Schweiz, mußte er wieder als Schulmeiſter vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: ſeht dieſe hübſchen Länder, die Menſchen darin ſind alle frei, ſind alle gleich, und wenn ihr Kleinen das nicht im Gedächtniſſe behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp mußte an die Spitze der europäiſchen Freiheit treten, die Intereſſen derſelben mit ſeinen eigenen verſchmelzen, ſich ſelbſt und die Freiheit identifiziren, und wie einer ſeiner Vorgänger ein kühnes l'État c'est moi! aus-

ſprach, ſo mußte er mit noch größerem Selbſtbe=
wußtſeyn ausrufen: la liberté c'est moi!

Er hat es nicht gethan. Wir wollen nun die Fol=
gen abwarten. Sie ſind unausbleiblich, und nur
über die Länge der Zeit läßt ſich nichts Beſtimmtes
vorausſagen. Vor den ſchönen Frühlingstagen wird
gewarnt. Die Karliſten meinen, erſt im Herbſte
werde der neue Thron zuſammenbrechen; geſchehe
es nicht, ſo werde er ſich alsdann noch vier bis fünf
Jahre halten. Die Republikaner wollen ſich auf
beſtimmte Prophezeihungen nicht mehr einlaſſen; ge=
nug, ſagen ſie, die Zukunft gehört uns. Und
darin haben ſie vielleicht Recht. Obgleich ſie bis
jetzt immer die Düpes der Karliſten und Bonapar=
tiſten geweſen, ſo mag doch die Zeit kommen, wo
die Thätigkeit dieſer beiden Parteien nur den In=
tereſſen der Republikaner gefrommt haben wird.
Sie rechnen auch auf dieſe Thätigkeit der Karliſten
und Bonapartiſten um ſo mehr, da ſie ſelbſt we=
der durch Geld noch durch Sympathie die Maſſen

in Bewegung ſetzen können. Das Geld aber fließt jetzt in goldenen Strömen aus dem Faux-bourg St. Germain, und was feil iſt, wird gekauft. Leider iſt deſſen zu Paris immer viel am Markte, und man glaubt, daß die Karliſten in dieſem Monate große Fortſchritte gemacht. Viele Männer, die immer großen Einfluß auf das Volk ausgeübt, ſollen gewonnen ſeyn. Die frommen Umtriebe der Schwarzröckchen in den Provinzen ſind bekannt; das ſchleicht und ziſcht überall herum, und lügt im Namen Gottes. Ueberall wird das Bild des Mirakeljungen aufgeſtellt, und man ſieht ihn in den ſentimentalſten Poſituren, hier liegt er auf den Knieen und betet für das Heil Frankreichs und ſeiner unglücklichen Unterthanen ſehr rührend. Dort klettert er auf den Bergen Schottlands, gekleidet in hochländiſcher Tracht, ohne Beinkleider. **Matin!** ſagte ein Ouvrier, der mit mir dieſes Bild an einem Kupferſtichladen betrachtete, **on le représente sans culotte, mais nous savons bien qu'il est**

jésuite. Auf einem ähnlichen Bild iſt er weinend mit ſeinem Schweſterchen dargeſtellt, und darunter ſtehen gefühlvolle Verſe: **O! que j'ai douce souvenance — De ce beau pays de France** u. ſ. w. Lieder und Gedichte, die den jungen Heinrich feiern, cirkuliren in großer Anzahl, und ſie werden gut bezahlt. Wie es einſt in England eine jakobitiſche Poeſie gab, ſo gibt es jetzt hier eine karliſtiſche.

Indeſſen die bonapartiſtiſche Poeſie iſt weit bedeutender und wichtiger und bedrohlicher für die Regierung. Es gibt keine Griſette in Paris, die nicht Berangers Lieder ſingt und fühlt. Das Volk verſteht am beſten dieſe bonapartiſtiſche Poeſie, und darauf ſpekuliren die Dichter und auf die Dichter ſpekuliren wieder andere Leute. Viktor Hugo ſchreibt jetzt ein großes Heldengedicht auf den alten Napoleon, und die väterlichen Verwandten des jungen Napoleons ſtehen in Briefwechſel mit eben ſolchen Volksdichtern, die als Tyrteen des Bonapar-

tismus bekannt ſind, und deren begeiſternde Leyer man zur rechten Zeit zu benutzen hofft. Man iſt nämlich der Meinung, daß der Sohn des Mannes nur zu erſcheinen brauche, um der jetzigen Regierung ein Ende zu machen. Man weiß, daß der Name Napoleon das Volk hinreißt und die Armee entwaffnet. Die beſonnenen, ächten Demokraten ſind jedoch keineswegs geneigt, in die allgemeine Huldigung einzuſtimmen. Der Name Napoleon iſt ihnen freilich lieb und werth, weil er faſt ſynonym geworden mit dem Ruhme Frankreichs und dem Siege der dreifarbigen Fahne. In Napoleon ſehen ſie den Sohn der Revolution; in dem jungen Reichſtadt ſehen ſie nur den Sohn eines Kaiſers, durch deſſen Anerkennung ſie dem Prinzipe der Legitimität huldigen würden. Dieſes wäre jedenfalls eine lächerliche Inkonſequenz. Eben ſo lächerlich iſt die Meinung, daß der Sohn, wenn er auch nicht die Größe ſeines Vaters erreiche, doch gewiß nicht ganz aus der Art geſchlagen, und immer ein klei-

9*

ner Napoleon ſey. Ein kleiner Napoleon! Als ob die Vendomeſäule nicht eben durch ihre Größe unſere Bewunderung erregte. Eben weil ſie ſo groß iſt und ſtark, will ſich das Volk an ſie lehnen, in dieſer vagen, ſchwankenden Zeit, wo die Vendomeſäule das Einzige in Frankreich iſt, was feſt ſteht.

Um dieſe Säule drehen ſich alle Gedanken des Volks. Sie iſt ſein unverwüſtliches eiſernes Geſchichtsbuch, und es lieſt darauf ſeine eigenen Heldenthaten. Beſonders aber lebt in ſeiner Erinnerung die ſchmähliche Art, wie von den Deutſchen das Standbild dieſer Säule mißhandelt worden, wie man dem armen Kaiſer die Füße abgeſägt, wie man ihm gleich einem Diebe, einen Strick um den Hals gebunden, und ihn herabgeriſſen von ſeiner Höhe. Die guten Deutſchen haben ihre Schuldigkeit gethan. Jeder hat ſeine Sendung auf dieſer Erde, unbewußt erfüllt er ſie und hinterläßt ein Symbol dieſer Erfüllung. So ſollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfech-

ten; aber uneingedenk dieſer Sendung, wollte er durch den Sieg ſich ſelbſt verherrlichen, und egoiſtiſch erhaben ſtellt er ſein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zuſammengegoſſenen Kanonen der Vendomeſäule. Da hatten die Deutſchen nun die Sendung, die Revolution zu rächen, und den Imperator wieder herabzureißen von der uſurpirten Höhe, von der Höhe der Vendomeſäule. Nur der dreifarbigen Fahne gebührt dieſer Platz, und ſeit den Juliustagen flattert ſie dort ſiegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufſetzt auf die Vendomeſäule, ſo ſteht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäſar, ſondern als ein durch Unglück geſühnter und durch Tod gereinigter Repräſentant der Revolution, als ein Sinnbild der ſiegenden Volksgewalt.

Da ich eben von dem jungen Napoleon und dem jungen Heinrich geſprochen, ſo muß ich auch des jungen Herzogs von Orleans Erwähnung thun.

In den Bilderladen ſieht man ſie hier gewöhnlich neben einander hängen, und unſere Pamphletiſten diskutiren beſtändig dieſe drei ſonderbaren Legitimitäten. Daß letztere auch außerdem ein Hauptthema des öffentlichen Geſchwätzes ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Es iſt zu weitläuftig und unfruchtbar, als daß ich es auch hier erörtern möchte. Jede Auskunft über die perſönlichen Eigenſchaften des Herzogs von Orleans ſcheint mir wichtiger zu ſeyn, da ſich an die Perſönlichkeit des jungen Fürſten ſo viele Intereſſen der nächſten Wirklichkeit knüpfen. Die praktiſchere Frage iſt nicht, ob er das Recht hat, den Thron zu beſteigen, ſondern ob er die Kraft dazu hat, ob ſeine Partei dieſer Kraft vertrauen darf, und was, da er in jedem Falle eine wichtige Rolle ſpielen muß, von ſeinem Charakter zu erwarten ſteht. Ueber letztern ſind aber die Meinungen verſchieden, ja entgegengeſetzt. Die Einen ſagen, der Herzog von Orleans ſey gänzlich bornirt, geiſtesblöde, ſtumpfſinnig, ſogar in ſeiner

Familie heiße er grand poulot, dabei ſey er dennoch mit abſolutiſtiſchen Neigungen behaftet, manchmal bekomme er ſogar Anfälle von Herrſchwuth, ſo habe er z. B. halsſtarrig darauf beſtanden, daß ihn ſein Vater zur Zeit der Ouvrier-Emeuten nach Lyon gehen laſſe, denn ſonſt käme ihm der Herzog von Reichsſtadt zuvor u. ſ. w. Andere hingegen ſagen: Se. königliche Hoheit der Kronprinz ſey lauter Herzensgüte, Wohlgeſinnung und Beſcheidenheit; er ſey ein ſehr vernünftiger junger Menſch, der die angemeſſenſte Erziehung und den beſten Unterricht genoſſen; er ſey voll Muth, Ehrgefühl und Freiheitsliebe, wie er denn oft ſeinem Vater ein liberaleres Syſtem dringend anrathe; er ſey ganz ohne Falſch und Groll; er ſey die Liebenswürdigkeit ſelbſt, und räche ſich an ſeinen Feinden am liebſten dadurch, daß er ihnen beim Tanze die hübſchen Mädchen wegkapere. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß ſolch wohlwollendes Urtheil von den Anhängern der Dynaſtie, das böswillige aber

von deſſen Gegnern herrührt. Dieſen iſt eben ſo wenig wie jenen zu trauen.

Ich kann alſo über den jungen Fürſten nichts Beſtimmtes mittheilen, als was ich ſelbſt geſehen habe, nämlich wie ſein Aeußeres beſchaffen iſt. Hier muß ich, der Wahrheit gemäß, eingeſtehen, er ſieht gut aus. Eine etwas längliche, nicht eigentlich magere, ſondern vielmehr ſtakige Geſtalt; ein länglicher, ſchmaler Kopf an einem langen Halſe; ebenfalls längliche, aber ganz regelmäßige, edle Geſichtszüge; brave, freie Stirne; gerade gutgemeſſene Naſe; ein ſchöner, friſcher Mund, mit ſanftgewölbten, bittenden Lippen; kleine, bläuliche, ſonderbar unbedeutende gedankenloſe Augen, die wie kleine Dreiecke geformt ſind; braunes Haar und ein lichtblonder Backenbart, der unter dem Kinne fortlaufend, faſt wie ein goldner Rahmen das roſig geſunde, blühende Jünglingsgeſicht umſchließt. Ich glaube in den Lineamenten dieſer Geſtalt viel Zukunft leſen zu können, jedoch nicht allzu heitere

Zukunft. Glücklichſten Falls geht dieſer junge Menſch einem ſehr großen Martyrthume entgegen; er ſoll König werden. Wenn er auch mit dem Geiſte die Dinge nicht durchſchaut, ſo ſcheint er ſie doch inſtinktartig zu ahnen; die thieriſche Natur, ſo zu ſagen der Leib, ſcheint von trüber Vorahnung befangen zu ſeyn, und daher offenbart ſich eine gewiſſe Melancholie in ſeinem äußern Weſen. Trübſam träumeriſch läßt er zuweilen das ſchmale längliche Haupt von dem langen Halſe herabhängen. Der Gang iſt ſchläfrig und hinzögernd, wie der eines Menſchen, der immer noch zu früh zu kommen glaubt. Seine Sprache iſt ſchleppend oder in kurzen Lauten abgebrochen, wie im Halbſchlummer. Hierin liegt jene angedeutete Melancholie, oder vielmehr die melancholiſche Signatur der Zukunft. Uebrigens hat ſein Aeußeres etwas ſchlicht Bürgerliches. Dieſe Eigenſchaft tritt vielleicht um ſo bedeutender hervor, da man bei ſeinem Bruder, dem Herzog von Nemours, das Gegentheil zu be-

merken glaubt. Dieſer iſt ein hübſcher, ſehr geſcheidter Junge; ſchlank, aber nicht groß; äußerſt zart gebaut; weißes nettes Geſichtchen; geiſtreich leicht hingeworfener Blick; etwas bourboniſch gebogene Naſe; ein feiner Blondin von einem altadeligen Anſehen. Es ſind nicht die anmaaßenden Züge eines hannöveriſchen Krautjunkers, ſondern eine gewiſſe Vornehmheit des Erſcheinens und des Gebahens, wie ſie nur unter dem gebildetſten hohen Adel gefunden wird. Da dieſe Sorte täglich an Zahl abnimmt oder durch Mesallianzen ausartet, ſo iſt das ariſtokratiſche Ausſehen des Herzogs von Nemours ſehr bemerkbar. Bei ſeinem Anblicke hörte ich mal Jemand ſagen: dieſes Geſicht wird in einigen Jahren groſes Aufſehen in Amerika machen.

Artikel VI.

Paris, 19. April 1832.

Nicht den Werkſtätten der Parteien will ich ihren banalen Maaßſtab entborgen, um Menſchen und Dinge damit zu meſſen, noch viel weniger will ich Werth und Größe derſelben nach träumenden Privatgefühlen beſtimmen, ſondern ich will ſo viel als möglich parteilos das Verſtändniß der Gegenwart befördern, und den Schlüſſel der lärmenden Tagesräthſel zunächſt in der Vergangenheit ſuchen. Die Salons lügen, die Gräber ſind wahr. Aber

ach! die Todten, die kalten Sprecher der Geſchichte, reden vergebens zur tobenden Menge, die nur die Sprache der Leidenſchaft verſteht.

Freilich, nicht vorſätzlich lügen die Salons. Die Geſellſchaft der Gewalthaber glaubt wirklich an die ewige Dauer ihrer Macht, wenn auch die Annalen der Welthiſtorie und das feurige Mene-Tekel der Tagesblätter, und ſogar die laute Volksſtimme auf der Straße ihre Warnungen ausſprechen. Auch die Oppoſitionskotterien lügen eigentlich nicht mit Abſicht; ſie glauben ganz beſtimmt zu ſiegen, wie überhaupt die Menſchen immer das glauben, was ſie wünſchen; ſie berauſchen ſich im Champagner ihrer Hoffnungen; jedes Misgeſchick deuten ſie als ein nothwendiges Ereigniß, das ſie dem Ziele deſto näher bringe; am Vorabende ihres Untergangs ſtrahlt ihre Zuverſicht am brillanteſten, und der Gerichtsbote, der ihnen ihre Niederlage geſetzlich ankündigt, findet ſie gewöhnlich im Streite über die Vertheilung der Bärenhaut. Daher die einſeitigen Irrthümer,

denen man nicht entgehen kann, wenn man der einen oder der andern Partei nahe ſteht; jede täuſcht uns, ohne es zu wollen, und wir vertrauen am liebſten unſern gleichgeſinnten Freunden. Sind wir ſelber vielleicht ſo indifferenter Natur, daß wir, ohne ſonderliche Vorneigung, mit allen Parteien beſtändig verkehren, ſo verwirrt uns die ſüffiſante Sicherheit, die wir bei jeder Partei erblicken, und unſer Urtheil wird aufs unerquicklichſte neutraliſirt. Indifferentiſten ſolcher Art, die ſelbſt ohne eigene Meinung ſind, ohne Theilnahme an den Intereſſen der Zeit, und die nur erlauſchen wollen, was eigentlich vorgehe, und daher das Geſchwätze aller Salons erhorchen, und die Chronique-ſcandaleuſe jeder Partei bei der andern aufgabeln, ſolchen Indifferentiſten begegnet's wohl, daß ſie überall nur Perſonen und keine Dinge, oder vielmehr in den Dingen nur die Perſonen ſehen, daß ſie den Untergang der erſtern prophezeihen, weil ſie die Schwäche der letztern erkannt haben, und daß ſie dadurch ihre reſpektiven

Kommittenten zu den bedenklichſten Irniſſen und Fehlgriffen verleiten.

Ich kann nicht umhin, auf das Mißverhältniß, das jetzt in Frankreich zwiſchen den Dingen (d. h. den geiſtigen und materiellen Intereſſen) und den Perſonen (d. h. den Repräſentanten dieſer Intereſſen) ſtatt findet, hier beſonders aufmerkſam zu machen. Dies war ganz anders zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Menſchen noch koloſſal bis zur Höhe der Dinge hinaufragten, ſo daß ſie in den Revolutionsgeſchichten gleichſam das heroiſche Zeitalter bilden, und als ſolches jetzt von unſrer republikaniſchen Jugend gefeiert und geliebt werden. Oder täuſcht uns in dieſer Hinſicht derſelbe Irrthum, den wir bei Madame Roland finden, die in ihren Memoiren gar bitter klagt, daß unter den Männern ihrer Zeit kein einziger bedeutend ſey? Die arme Frau kannte nicht ihre eigene Größe, und merkte daher nicht, daß ihre Zeitgenoſſen ſchon groß genug waren, wenn ſie ihr ſelbſt nichts an geiſtiger Statur

nachgaben. Das ganze franzöſiſche Volk iſt jezt ſo gewaltig in die Höhe gewachſen, daß wir vielleicht ungerecht ſind gegen ſeine öffentlichen Repräſentanten, die nicht ſonderlich aus der Menge hervorragen, aber darum doch nicht klein genannt werden dürfen. Man kann jezt vor lauter Wald die Bäume nicht ſehen. In Deutſchland erblicken wir das Gegentheil, eine überreichliche Menge Krüppelholz und Zwergtannen, und dazwiſchen hie und da eine Rieſeneiche, deren Haupt ſich bis in die Wolken erhebt — während unten am Stamme die Würmer nagen.

Der heutige Tag iſt ein Reſultat des geſtrigen. Was dieſer gewollt hat, müſſen wir erforſchen, wenn wir zu wiſſen wünſchen, was jener will. Die Revolution iſt eine und dieſelbe; nicht, wie uns die Doktrinaire einreden möchten, nicht für die Charte ſchlug man ſich in der großen Woche, ſondern für dieſelben Revolutionsintereſſen, denen man ſeit vierzig Jahren das beſte Blut Frankreichs geopfert hatte. Damit man aber den Schreiber dieſer Blätter nicht

für einen jener Prädikanten anſehe, die unter Revolution nur Umwälzung und wieder Umwälzung verſtehen, und die zufälligen Erſcheinungen für das Weſentliche der Revolution halten, will ich, ſo genau als möglich, den Hauptbegriff feſtſtellen.

Wenn die Geiſtesbildung und die daraus entſtandenen Sitten und Bedürfniſſe eines Volks nicht mehr im Einklange ſind mit den alten Staatsinſtitutionen, ſo tritt es mit dieſen in einen Nothkampf, der die Umgeſtaltung derſelben zur Folge hat und eine Revolution genannt wird. So lange die Revolution nicht vollendet iſt, ſo lange jene Umgeſtaltung der Inſtitutionen nicht ganz mit der Geiſtesbildung und den daraus hervorgegangenen Sitten und Bedürfniſſen des Volks übereinſtimmt: ſo lange iſt gleichſam das Staatsſiechthum nicht völlig geheilt, und das krank überreizte Volk wird zwar manchmal in die ſchlaffe Ruhe der Abſpannung verſinken, wird aber bald wieder in Fieberhitze gerathen, die feſteſten Bandagen und die gutmüthigſte Charpie von den

alten Wunden abreißen, die edelſten Krankenwärter zum Fenſter hinauswerfen, und ſich ſo lange, ſchmerzhaft und mißbehaglich, hin und her wälzen, bis es ſich in die angemeſſenen Inſtitutionen von ſelbſt hineingefunden haben wird.

Die Fragen, ob Frankreich jetzt zur Ruhe gelangt, oder ob wir neuen Staatsveränderungen entgegenſehen, und endlich, welch ein Ende das Alles nehmen wird? dieſe Fragen ſollten eigentlicher lauten: Was trieb die Franzoſen, eine Revolution zu beginnen, und haben ſie das erreicht, was ſie bedurften? Die Beantwortung dieſer Fragen zu befördern, will ich den Beginn der Revolution in meinen nächſten Artikeln beſprechen. Es iſt dieſes ein doppelt nützliches Geſchäft, da, indem man die Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären ſucht, zu gleicher Zeit offenbar wird, wie dieſe, die Vergangenheit, erſt durch jene, die Gegenwart, ihr eigentlichſtes Verſtändniß findet, und jeder neue Tag ein neues Licht auf ſie wirft, wovon unſere bisheri-

gen Handbuchſchreiber keine Ahnung hatten. Dieſe glaubten, die Akten der Revolutionsgeſchichte ſeyen geſchloſſen, und ſie hatten ſchon über Menſchen und Dinge ihr letztes Urtheil gefällt: da brüllten plötzlich die Kanonen der großen Woche, und die Göttinger Fakultät merkte, daß von ihrem akademiſchen Spruchkollegium an eine höhere Inſtanz appellirt worden, und daß nicht blos die franzöſiſche Spezialrevolution noch nicht vollendet ſey, ſondern daß erſt die weit umfaſſendere Univerſalrevolution ihren Anfang genommen habe. Wie mußten ſie erſchrecken, dieſe friedlichen Leute, als ſie eines frühen Morgens die Köpfe zum Fenſter hinausſteckten und den Umſturz des Staates und ihrer Kompendien erblickten, und trotz der Schlafmützen die Töne der Marſeiller Hymne in ihre Ohren drangen. Wahrlich, daß 1830 die dreifarbige Fahne einige Tage lang auf den Thürmen von Göttingen flatterte, das war ein burſchikoſer Spaß, den ſich die Weltgeſchichte gegen das hochgelahrte Philiſterthum der Georgia

Auguſta erlaubt hat. In dieſer allzu ernſten Zeit bedarf es wohl ſolcher aufheiternden Erſcheinungen.

So viel zur Bevorwortung eines Artikels, der ſich mit vergangenheitlichen Beleuchtungen beſchäftigen mag. Die Gegenwart iſt in dieſem Augenblicke das Wichtigere, und das Thema, das ſie mir zur Beſprechung darbietet, iſt von der Art, daß überhaupt jedes Weiterſchreiben davon abhängt.

(Ich will ein Fragment des Artikels, der hier angekündigt worden, in der Beilage mittheilen. In einem nächſten Buche mag dann die ſpäter geſchriebene Ergänzung nachfolgen. Ich wurde in dieſer Arbeit viel geſtört, zumeiſt durch das grauenhafte Schreien meines Nachbars, welcher an der Cholera ſtarb. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die damaligen Umſtände auch auf die folgenden Blätter mißlich eingewirkt; ich bin mir zwar nicht bewußt, die mindeſte Unruhe empfunden zu haben, aber es iſt doch ſehr ſtörſam, wenn einem beſtändig das Sichelwetzen des Todes allzuvernehmbar ans Ohr klingt. Ein mehr

körperliches als geiſtiges Unbehagen, deſſen man ſich doch nicht erwehren konnte, würde mich mit den andern Fremden ebenfalls von hier verſcheucht haben; aber mein beſter Freund lag hier krank darnieder. Ich bemerke dieſes, damit man mein Zurückbleiben in Paris für keine Bravade anſehe. Nur ein Thor konnte ſich darin gefallen, der Cholera zu trotzen. Es war eine Schreckenszeit, weit ſchauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen ſo raſch und ſo geheimnißvoll ſtatt fanden. Es war ein verlarvter Henker, der mit einer unſichtbaren **Guillotine ambulante** durch Paris zog. „Wir werden einer nach dem andern in den Sack geſteckt!" ſagte ſeufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verſcheiden eines Bekannten meldete. Das Wort „in den Sack ſtecken" war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen, und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche einem öffentlichen Gebäude vorbei ging und in der geräu-

migen Halle das luſtige Volk ſah, die ſpringend munteren Französchen, die niedlichen Plaudertaſchen von Franzöſinnen, die dort lachend und ſchäkernd ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich: daß hier, während der Cholerazeit, hoch auf einander geſchichtet, viele hundert weiße Säcke ſtanden, die lauter Leichname enthielten; und daß man hier ſehr wenige, aber deſto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter, mit unheimlicher Gleichgültigkeit, ihre Säcke den Todtengräbern zuzählten, und dieſe wieder, während ſie ſolche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten, oder gar ſich grell laut beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert; wobei nicht ſelten ein ſonderbares Gezänk entſtand. Ich erinnere mich, daß zwei kleine Knäbchen mit betrübter Miene neben mir ſtanden, und der eine mich frug: ob ich ihm nicht ſagen könne, in welchem Sacke ſein Vater ſey?

Die folgende Mittheilung hat vielleicht das

Verdienſt, daß ſie gleichſam ein Bülletin iſt, welches auf dem Schlachtfelde ſelbſt, und zwar während der Schlacht, geſchrieben worden, und daher unverfälſcht die Farbe des Augenblicks trägt. Thuzydides der Hiſtorienſchreiber, und Boccacio, der Novelliſt, haben uns freilich beſſere Darſtellungen dieſer Art hinterlaſſen; aber ich zweifle, ob ſie genug Gemüthsruhe beſeſſen hätten, während die Cholera ihrer Zeit am entſetzlichſten um ſie her wüthete, ſie gleich, als ſchleunigen Artikel für die Allgemeine Zeitung von Korinth oder Piſa, ſo ſchön und meiſterhaft zu beſchreiben.

Ich werde bei den folgenden Blättern einem Grundſatz treu bleiben, den ich auch bei dem ganzen Buche ausübe, nämlich: daß ich nichts an dieſen Artikeln ändere, daß ich ſie ganz ſo abdrucken laſſe, wie ich ſie urſprünglich geſchrieben, daß ich nur hie und da irgend ein Wort einſchalte oder ausmerze, wenn dergleichen, in meiner Erinnerung, dem urſprünglichen Manuſcript entſpricht. Solche kleine

Reminiſzenzen kann ich nicht abweiſen, aber ſie ſind ſehr ſelten, ſehr geringfügig, und betreffen nie eigentliche Irrthümer, falſche Prophezeiungen und ſchiefe Anſichten, die hier nicht fehlen dürfen, da ſie zur Geſchichte der Zeit gehören. Die Ereigniſſe ſelbſt bilden immer die beſte Berichtigung.)

Ich rede von der Cholera, die ſeitdem hier herrſcht, und zwar unumſchränkt, und die, ohne Rückſicht auf Stand und Geſinnung, tauſendweiſe ihre Opfer niederwirft.

Man hatte jener Peſtilenz um ſo ſorgloſer entgegen geſehn, da aus London die Nachricht angelangt war, daß ſie verhältnißmäßig nur wenige hingerafft. Es ſchien anfänglich ſogar darauf abgeſehen zu ſeyn, ſie zu verhöhnen, und man meinte, die Cholera werde, eben ſo wenig wie jede andere große Reputazion, ſich hier in Anſehn erhalten können. Da war es nun der guten Cholera nicht zu verdenken, daß ſie, aus Furcht vor dem Ridikül, zu einem Mittel griff, welches ſchon Robespierre

und Napoleon als probat befunden, daß ſie nämlich, um ſich in Reſpect zu ſetzen, das Volk dezimirt. Bei dem großen Elende, das hier herrſcht, bei der koloſſalen Unſauberkeit, die nicht blos bei den ärmern Klaſſen zu finden iſt, bei der Reizbarkeit des Volks überhaupt, bei ſeinem grenzenloſen Leichtſinne, bei dem gänzlichen Mangel an Vorkehrungen und Vorſichtsmaaßregeln, mußte die Cholera hier raſcher und furchtbarer als anderswo um ſich greifen. Ihre Ankunft war den 29. März offiziell bekannt gemacht worden, und da dieſes der Tag des **Demi Carême** und das Wetter ſonnig und lieblich war, ſo tummelten ſich die Pariſer um ſo luſtiger auf den Boulevards, wo man ſogar Masken erblickte, die, in karrikirter Mißfarbigkeit und Ungeſtalt, die Furcht vor der Cholera und die Krankheit ſelbſt verſpotteten. Deſſelben Abends waren die Redouten beſuchter als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte faſt die lauteſte Muſik, man erhitzte ſich beim **Chahut**, einem nicht ſehr zweideutigen Tanze, man

ſchluckte dabei allerlei Eis und ſonſtig kaltes Getrinke: als plötzlich der luſtigſte der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verſpürte, und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Geſicht zum Vorſcheine kam. Man merkte bald, daß ſolches kein Spaß ſey, und das Gelächter verſtummte, und mehrere Wagen voll Menſchen fuhr man von der Redoute gleich nach dem Hotel-Dieu, dem Centralhoſpitale, wo ſie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, gleich verſchieden. Da man in der erſten Beſtürzung an Anſteckung glaubte, und die ältern Gäſte des Hotel-Dieu ein gräßliches Angſtgeſchrei erhoben, ſo ſind jene Todten, wie man ſagt, ſo ſchnell beerdigt worden, daß man ihnen nicht einmal die buntſcheckigen Narrenkleider auszog, und luſtig, wie ſie gelebt haben, liegen ſie auch luſtig im Grabe.

Nichts gleicht der Verwirrung, womit jetzt plötzlich Sicherungsanſtalten getroffen wurden. Es bildete ſich eine **Commission sanitaire**, es wurden

überall **Bureaux de secours** eingerichtet, und die Verordnung in Betreff der **Salubrité publique** ſollte ſchleunigſt in Wirkſamkeit treten. Da kollidirte man zuerſt mit den Intereſſen einiger tauſend Menſchen, die den öffentlichen Schmutz als ihre Domaine betrachten. Dieſes ſind die ſogenannten Chiffonniers, die von dem Kehricht, der ſich des Tags über vor den Häuſern in den Kothwinkeln aufhäuft, ihren Lebensunterhalt ziehen. Mit großen Spitzkörben auf dem Rücken, und einem Hakenſtock in der Hand, ſchlendern dieſe Menſchen, bleiche Schmutzgeſtalten, durch die Straßen, und wiſſen mancherlei, was noch brauchbar iſt, aus dem Kehricht aufzugabeln und zu verkaufen. Als nun die Polizei, damit der Koth nicht lange auf den Straßen liegen bleibe, die Säuberung derſelben in Entrepriſe gab, und der Kehricht, auf Karren verladen, unmittelbar zur Stadt hinaus gebracht ward, aufs freie Feld, wo es den Chiffonniers frei ſtehen ſollte, nach Herzensluſt darin herum zu fiſchen: da klagten dieſe

Menſchen, daß ſie, wo nicht ganz brodlos, doch wenigſtens in ihrem Erwerbe geſchmälert worden, daß dieſer Erwerb ein verjährtes Recht ſey, gleichſam ein Eigenthum, deſſen man ſie nicht nach Willkühr berauben könne. Es iſt ſonderbar, daß die Beweisthümer, die ſie, in dieſer Hinſicht, vorbrachten, ganz dieſelben ſind, die auch unſere Krautjunker, Zunftherren, Gildemeiſter, Zehntenprediger, Fakultätsgenoſſen, und ſonſtige Vorrechtsbefliſſene vorzubringen pflegen, wenn die alten Mißbräuche, wovon ſie Nutzen ziehen, der Kehricht des Mittelalters, endlich fortgeräumt werden ſollen, damit durch den verjährten Moder und Dunſt unſer jetziges Leben nicht verpeſtet werde. Als ihre Proteſtationen nichts halfen, ſuchten die Chiffonniers gewaltthätig die Reinigungsreform zu hintertreiben; ſie verſuchten eine kleine Kontrerevolution, und zwar in Verbindung mit alten Weibern, den Revendeuſes, denen man verboten hatte, das übelriechende Zeug, daß ſie größtentheils von den Chiffonniers erhandeln, längs den

Kays zum Wiederverkaufe auszukramen. Da ſahen wir nun die widerwärtigſte Emeute: die neuen Reinigungskarren wurden zerſchlagen und in die Seine geſchmiſſen; die Chiffonniers barrikadirten ſich bei der Porte St. Denis; mit ihren großen Regenſchirmen fochten die alten Trödel-Weiber auf dem Chatelet; der Generalmarſch erſcholl; Caſimir Perier ließ ſeine Myrmidonen aus ihren Boutiquen heraustrommeln; der Bürgerthron zitterte; die Rente fiel; die Karliſten jauchzten. Letztere hatten endlich ihre natürlichſten Alliirten gefunden, Lumpenſammler und alte Trödelweiber, die ſich jetzt mit denſelben Prinzipien geltend machten, als Verfechter des Herkömmlichen, der überlieferten Erbkehrichtsintereſſen der Verfaultheiten aller Art.

Als die Emeute der Chiffonniers durch bewaffnete Macht gedämpft worden, und die Cholera noch immer nicht ſo wüthend um ſich griff, wie gewiſſe Leute es wünſchten, die bei jeder Volksnoth und Volksaufregung, wenn auch nicht den Sieg ihrer

eigenen Sache, doch wenigſtens den Untergang der jeßigen Regierung erhoffen, da vernahm man plötzlich das Gerücht: die vielen Menſchen, die ſo raſch zur Erde beſtattet würden, ſtürben nicht durch eine Krankheit, ſondern durch Gift. Gift, hieß es, habe man in alle Lebensmittel zu ſtreuen gewußt, auf den Gemüſemärkten, bei den Bäckern, bei den Fleiſchern, bei den Weinhändlern. Je wunderlicher die Erzählungen lauteten, deſto begieriger wurden ſie vom Volke aufgegriffen, und ſelbſt die kopfſchüttelnden Zweifler mußten ihnen Glauben ſchenken, als des Polizeipräfekten Bekanntmachung erſchien. Die Polizei, welcher hier, wie überall, weniger daran gelegen iſt, die Verbrechen zu vereiteln, als vielmehr ſie gewußt zu haben, wollte entweder mit ihrer allgemeinen Wiſſenſchaft prahlen, oder ſie gedachte, bei jenen Vergiftungsgerüchten, ſie mögen wahr oder falſch ſeyn, wenigſtens von der Regierung jeden Argwohn abzuwenden: genug, durch ihre unglückſelige Bekanntmachung, worin ſie ausdrücklich ſagte,

daß ſie den Giftmiſchern auf der Spur ſey, ward das böſe Gerücht offiziel beſtätigt, und ganz Paris gerieth in die grauenhafteſte Todesbeſtürzung.

Das iſt unerhört, ſchrieen die älteſten Leute, die ſelbſt in den grimmigſten Revolutionszeiten keine ſolche Frevel erfahren hatten. Franzoſen, wir ſind entehrt! riefen die Männer, und ſchlugen ſich vor die Stirne. Die Weiber, mit ihren kleinen Kindern, die ſie angſtvoll an ihr Herz drückten, weinten bitterlich, und jammerten: daß die unſchuldigen Würmchen in ihren Armen ſtürben. Die armen Leute wagten weder zu eſſen noch zu trinken, und rangen die Hände vor Schmerz und Wuth. Es war als ob die Welt unterginge. Beſonders an den Straßenecken, wo die rothangeſtrichenen Weinläden ſtehen, ſammelten und beriethen ſich die Gruppen, und dort war es meiſtens, wo man die Menſchen, die verdächtig ausſahen, durchſuchte, und wehe ihnen, wenn man irgend etwas verdächtiges in ihren Taſchen fand! Wie wilde Thiere, wie Raſende, fiel dann

das Volk über ſie her. Sehr viele retteten ſich durch Geiſtesgegenwart; viele wurden durch die Entſchloſſenheit der Kommunalgarden, die an jenem Tage überall herumpatrouillirten, der Gefahr entriſſen; Andere wurden ſchwer verwundet und verſtümmelt; sechs Menſchen wurden aufs unbarmherzigſte ermordet. Es gibt keinen gräßlichern Anblick, als ſolchen Volkszorn, wenn er nach Blut lechzt und ſeine wehrloſen Opfer hinwürgt. Dann wälzt ſich durch die Straßen ein dunkles Menſchenmeer, worin hie und da die Ouvriers in Hemdärmeln, wie weiße Sturzwellen, hervorſchäumen, und das heult und brauſt, gnadenlos, heidniſch, dämoniſch. An der Straße St. Denis hörte ich den alt berühmten Ruf „à la lanterne!“ und mit Wuth erzählten mir einige Stimmen, man hänge einen Giftmiſcher. Die Einen ſagten, er ſey ein Karliſt, man habe ein **brevêt de lys** in ſeiner Taſche gefunden; die Andern ſagten, es ſey ein Prieſter, ein ſolcher ſey Alles fähig. Auf der Straße Vaugirard, wo

man zwei Menſchen, die ein weißes Pulver bei ſich gehabt, ermordete, ſah ich einen dieſer Unglücklichen, als er noch etwas röchelte, und eben die alten Weiber ihre Holzſchuhe von den Füßen zogen und ihn damit ſo lange auf den Kopf ſchlugen, bis er todt war. Er war ganz nackt, und blutrünſtig zerſchlagen und zerquetſcht; nicht blos die Kleider, ſondern auch die Haare, die Scham, die Lippen und die Naſe waren ihm abgeriſſen, und ein wüſter Menſch band dem Leichname einen Strick um die Füße, und ſchleifte ihn damit durch die Straße, während er beſtändig ſchrie: **voilà le Cholera-morbus!** Ein wunderſchönes, wuthblaſſes Weibsbild mit entblößten Brüſten und blutbedeckten Händen ſtand dabei, und gab dem Leichname, als er ihr nahe kam, noch einen Tritt mit dem Fuße. Sie lachte, und bat mich, ihrem zärtlichen Handwerke einige Franks zu zollen, damit ſie ſich dafür ein ſchwarzes Trauerkleid kaufe; denn ihre Mutter ſey vor einigen Stunden geſtorben, an Gift.

Des andern Tags ergab ſich aus den öffentlichen Blättern, daß die unglücklichen Menſchen, die man ſo grauſam ermordet hatte, ganz unſchuldig geweſen, daß die verdächtigen Pulver, die man bei ihnen gefunden, entweder aus Campher, oder Chlorüre, oder ſonſtigen Schutzmitteln gegen die Cholera beſtanden, und daß die vorgeblich Vergifteten ganz natürlich an der herrſchenden Seuche geſtorben waren. Das hieſige Volk, das, wie das Volk überall, raſch in Leidenſchaft gerathend, zu Gräueln verleitet werden kann, kehrt jedoch eben ſo raſch zur Milde zurück, und bereut mit rührendem Kummer ſeine Unthat, wenn es die Stimme der Beſonnenheit vernimmt. Mit ſolcher Stimme haben die Journale gleich des andern Morgens das Volk zu beſchwichtigen und zu beſänftigen gewußt, und es mag als ein Triumph der Preſſe ſignaliſirt werden, daß ſie im Stande war, dem Unheile, welches die Polizei angerichtet, ſo ſchnell Einhalt zu thun. Rügen muß ich hier das Benehmen einiger

Leute, die eben nicht zur untern Klaſſe gehören, und ſich doch vom Unwillen ſo weit hinreißen ließen, daß ſie die Partei der Karliſten öffentlich der Giftmiſcherei bezüchtigten. So weit darf die Leidenſchaft uns nie führen; wahrlich, ich würde mich ſehr lange bedenken, ehe ich gegen meine giftigſten Feinde ſolche gräßliche Beſchuldigung ausſpräche. Mit Recht, in dieſer Hinſicht, beklagten ſich die Karliſten. Nur daß ſie dabei ſo laut ſchimpfend ſich gebärdeten, könnte mir Argwohn einflößen; das iſt ſonſt nicht die Sprache der Unſchuld. Aber es hat, nach der Ueberzeugung der Beſtunterrichteten, gar keine Vergiftung ſtatt gefunden. Man hat vielleicht Scheinvergiftungen angezettelt, man hat vielleicht wirklich einige Elende gedungen, die allerlei unſchädliche Pulver auf die Lebensmittel ſtreuten, um das Volk in Unruhe zu ſetzen und aufzureizen; war dieſes letztere der Fall, ſo muß man dem Volke ſein tumultuariſches Verfahren nicht zu hoch anrechnen, um ſo mehr, da es nicht aus Privathaß entſtand, ſondern, „im

Intreſſe des allgemeinen Wohls, ganz nach den Prinzipien der Abſchreckungstheorie.“ Ja, die Karliſten waren vielleicht in die Grube geſtürzt, die der Regierung gegraben; nicht dieſer, noch viel weniger den Republikanern, wurden die Vergiftungen allgemein zugeſchrieben, ſondern jener Parthei, „die immer durch die Waffen beſiegt, durch feige Mittel ſich immer wieder erhob, die immer nur durch das Unglück Frankreichs zu Glück und Macht gelangte, und die jetzt, die Hülfe der Koſaken entbehrend, wohl leichtlich zu gewöhnlichem Gifte ihre Zuflucht nehmen konnte.“ So ungefähr äußerte ſich der Conſtitutionel.

Was ich ſelbſt an dem Tage, wo jene Todtſchläge ſtatt fanden, an beſonderer Einſicht gewann, das war die Ueberzeugung daß die Macht der ältern Bourbone nie und nimmermehr in Frankreich gedeihen wird. Ich hatte aus den verſchiedenen Menſchengruppen die merkwürdigſten Worte gehört; ich hatte tief hinabgeſchaut in das Herz des Volkes; es kennt ſeine Leute.

Seitdem iſt hier Alles ruhig; l'ordre règne

à **Paris**, würde Horatius Sebaſtiani ſagen. Eine Todtenſtille herrſcht in ganz Paris. Ein ſteinerner Ernſt liegt auf allen Geſichtern. Mehrere Abende lang ſah man ſogar auf den Boulevards wenig Menſchen, und dieſe eilten einander ſchnell vorüber, die Hand oder ein Tuch vor dem Munde. Die Theater ſind wie ausgeſtorben. Wenn ich in einen Salon trete, ſind die Leute verwundert, mich noch in Paris zu ſehen, da ich doch hier keine nothwendigen Geſchäfte habe. Die meiſten Fremden, namentlich meine Landsleute, ſind gleich abgereiſt. Gehorſame Eltern hatten von ihren Kindern Befehl erhalten, ſchleunigſt nach Hauſe zu kommen. Gottesfürchtige Söhne erfüllten unverzüglich die zärtliche Bitte ihrer lieben Eltern, die ihre Rückkehr in die Heimath wünſchten; ehre Vater und Mutter, damit du lange lebeſt auf Erden! Bei Andern erwachte plötzlich eine unendliche Sehnſucht nach dem theuern Vaterlande, nach den romantiſchen Gauen des ehrwürdigen Rheins, nach den geliebten Bergen, nach dem holdſeligen

Schwaben, dem Lande der frommen Minne, der Frauentreue, der gemüthlichen Lieder und der geſündern Luft. Man ſagt, auf dem Hotel-de-Ville ſeyen ſeitdem über 120,000 Päſſe ausgegeben worden. Obgleich die Cholera ſichtbar zunächſt die ärmere Klaſſe angriff, ſo haben doch die Reichen gleich die Flucht ergriffen. Gewiſſen Parvenüs war es nicht zu verdenken, daß ſie flohen; denn ſie dachten wohl, die Cholera, die weit her aus Aſien komme, weiß nicht, daß wir in der letzten Zeit viel Geld an der Börſe verdient haben, und ſie hält uns vielleicht noch für einen armen Lump, und läßt uns ins Gras beißen. Hr. Aguado, einer der reichſten Banquiers und Ritter der Ehrenlegion, war Feldmarſchall bei jener großen Retirade. Der Ritter ſoll beſtändig mit wahnſinniger Angſt zum Kutſchenfenſter hinausgeſehen, und ſeinen blauen Bedienten, der hinten aufſtand, für den leibhaftigen Tod, den Cholera-morbus, gehalten haben.

Das Volk murrte bitter, als es ſah, wie die

Reichen flohen, und bepackt mit Aerzten und Apotheken ſich nach geſündern Gegenden retteten. Mit Unmuth ſah der Arme, daß das Geld auch ein Schutzmittel gegen den Tod geworden. Der größte Theil des Juſtemilieu und der **haute Finanze** iſt ſeitdem ebenfalls davon gegangen und lebt auf ſeinen Schlöſſern. Die eigentlichen Repräſentanten des Reichthums, die Herren v. Rothſchild, ſind jedoch ruhig in Paris geblieben, hierdurch beurkundend, daß ſie nicht blos in Geldgeſchäften großartig und kühn ſind. Auch Caſimir Perier zeigte ſich großartig und kühn, indem er nach dem Ausbruche der Cholera das Hotel-Dieu beſuchte; ſogar ſeine Gegner mußte es betrüben, daß er in der Folge deſſen, bei ſeiner bekannten Reizbarkeit, ſelbſt von der Cholera ergriffen worden. Er iſt ihr jedoch nicht unterlegen, denn er ſelber iſt eine ſchlimmere Krankheit. Auch der junge Kronprinz, der Herzog von Orleans, welcher in Begleitung Periers das Hoſpital beſuchte, verdient die ſchönſte Anerkennung.

Die ganze königliche Familie hat ſich, in dieſer troſtloſen Zeit, ebenfalls rühmlich bewieſen. Beim Ausbruche der Cholera verſammelte die gute Königin ihre Freunde und Diener, und vertheilte unter ihnen Leibbinden von Flanell, die ſie meiſtens ſelbſt verfertigt hat. Die Sitten der alten Chevalerie ſind nicht erloſchen; ſie ſind nur ins Bürgerliche umgewandelt; hohe Damen verſehen ihre Kämpen jetzt mit minder poetiſchen, aber geſündern Schärpen. Wir leben ja nicht mehr in den alten Helm- und Harniſchzeiten des kriegeriſchen Ritterthums, ſondern in der friedlichen Bürgerzeit der warmen Leibbinden und Unterjacken; wir leben nicht mehr im eiſernen Zeitalter, ſondern im flanellenen. Flanell iſt wirklich jetzt der beſte Panzer gegen die Angriffe des ſchlimmſten Feindes, gegen die Cholera. Venus würde heutzutage, ſagt Figaro, einen Gürtel von Flanell tragen. Ich ſelbſt ſtecke bis am Halſe in Flanell, und dünke mich dadurch cholerafeſt. Auch der König trägt jetzt eine Leibbinde vom beſten Bürgerflanell.

Ich darf nicht unerwähnt laſſen, daß er, der Bürgerkönig, bei dem allgemeinen Unglücke viel Geld für die armen Bürger hergegeben und ſich bürgerlich mitfühlend und edel benommen hat. — Da ich mal im Zuge bin, will ich auch den Erzbiſchof von Paris loben, welcher ebenfalls im Hotel-Dieu, nachdem der Kronprinz und Perier dort ihren Beſuch abgeſtattet, die Kranken zu tröſten kam. Er hatte längſt prophezeiht, daß Gott die Cholera als Strafgericht ſchicken werde um ein Volk zu züchtigen, „welches den allerchriſtlichſten König fortgejagt und das katholiſche Religionsprivilegium in der Charte abgeſchafft hat.“ Jetzt, wo der Zorn Gottes die Sünder heimſucht, will Hr. v. Quelen ſein Gebet zum Himmel ſchicken und Gnade erflehen, wenigſtens für die Unſchuldigen; denn es ſterben auch viele Karliſten. Außerdem hat Hr. v. Quelen, der Erzbiſchof, ſein Schloß Conflans angeboten, zur Errichtung eines Hospitals. Die Regierung hat aber dieſes Anerbieten abgelehnt, da dieſes Schloß

in wüſtem, zerſtörtem Zuſtande iſt, und die Reparaturen zu viel koſten würden. Außerdem hatte der Erzbiſchof verlangt, daß man ihm in dieſem Hoſpitale freie Hand laſſen müſſe. Man durfte aber die Seelen der armen Kranken, deren Leiber ſchon an einem ſchrecklichen Uebel litten, nicht den quälenden Rettungsverſuchen ausſetzen, die der Erzbiſchof und ſeine geiſtlichen Gehülfen beabſichtigten; man wollte die verſtockten Revolutionsſünder lieber ohne Mahnung an ewige Verdammniß und Höllenqual, ohne Beicht und Oelung, an der bloßen Cholera ſterben laſſen. Obgleich man behauptet, daß der Katholizismus eine paſſende Religion ſey für ſo unglückliche Zeiten, wie die jetzigen, ſo wollen doch die Franzoſen ſich nicht mehr dazu bequemen, aus Furcht, ſie würden dieſe Krankheitsreligion alsdann auch in glücklichen Tagen behalten müſſen.

Es gehen jetzt viele verkleidete Prieſter im Volke herum, und behaupten, ein geweihter Roſenkranz ſey ein Schutzmittel gegen die Cholera. Die

Saint-Simoniſten rechnen zu den Vorzügen ihrer Religion, daß kein Saint-Simoniſt an der herrſchenden Krankheit ſterben könne; denn da der Fortſchritt ein Naturgeſetz ſey, und der ſoziale Fortſchritt im Saint-Simonismus liege, ſo dürfe, ſo lange die Zahl ſeiner Apoſtel noch unzureichend iſt, keiner von denſelben ſterben. Die Bonapartiſten behaupten: wenn man die Cholera an ſich verſpüre, ſo ſolle man gleich zur Vendomeſäule hinaufſchauen: man bleibe alsdann am Leben. So hat Jeder ſeinen Glauben in dieſer Zeit der Noth. Was mich betrifft, ich glaube an Flanell. Gute Diät kann auch nicht ſchaden, nur muß man wieder nicht zu wenig eſſen, wie gewiſſe Leute, die des Nachts die Leibſchmerzen des Hungers für Cholera halten. Es iſt ſpaßhaft, wenn man ſieht, mit welcher Poltronerie die Leute jetzt bei Tiſche ſitzen, und die menſchenfreundlichſten Gerichte mit Mißtrauen betrachten, und tiefſeufzend die beſten Biſſen hinunterſchlucken. Man ſoll, haben ihnen die Aerzte geſagt, keine

Furcht haben und jeden Aerger vermeiden; nun aber fürchten ſie, daß ſie ſich mal unverſehens ärgern möchten, und ärgern ſich wieder, daß ſie deshalb Furcht hatten. Sie ſind jetzt die Liebe ſelbſt, und gebrauchen oft das Wort **mon Dieu**, und ihre Stimme iſt hingehaucht milde, wie die einer Wöchnerin. Dabei riechen ſie wie ambulante Apotheken, fühlen ſich oft nach dem Bauche, und mit zitternden Augen fragen ſie, jede Stunde, nach der Zahl der Todten. Daß man dieſe Zahl nie genau wußte, oder vielmehr, daß man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl überzeugt war, füllte die Gemüther mit vagem Schrecken und ſteigerte die Angſt ins Unermeßliche. In der That, die Journale haben ſeitdem eingeſtanden, daß in Einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitauſend Menſchen geſtorben ſind. Das Volk ließ ſich nicht offiziell täuſchen, und klagte beſtändig, daß mehr Menſchen ſtürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, daß eine alte Frau auf dem Faubourg Mont-

Martre die ganze Nacht am Fenſter ſitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; ſie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf ſie ſelbſt, als der Morgen anbrach, von dem Froſte und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verſchied. Wo man nur hinſah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge, oder, was noch melancholiſcher ausſieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zureichten, mußte man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit ſchwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug ausſahen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich ſah Särge in Fiackern fortbringen; man legte ſie in die Mitte, ſo daß aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden herausſtanden. Widerwärtig war es anzuſchauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichſam als Todten-Omnibuſſe, als **omnibus mortuis**, herumfuhren, und ſich in den verſchiedenen Straßen die Särge aufladen ließen, und ſie dutzendweiſe zur Ruheſtätte brachten.

Digitized by Google

Die Nähe eines Kirchhofs, wo die Leichenzüge zuſammentrafen, gewährte erſt recht den troſtloſeſten Anblick. Als ich einen guten Bekannten beſuchen wollte und eben zur rechten Zeit kam, wo man ſeine Leiche auflud, erfaßte mich die trübe Grille, eine Ehre, die er mir mal erwieſen, zu erwiedern, und ich nahm eine Kutſche und begleitete ihn nach Père-la-Chaiſe. Hier nun, in der Nähe dieſes Kirchhofs, hielt plötzlich mein Kutſcher ſtill, und als ich, aus meinen Träumen erwachend, mich umſah, erblickte ich nichts als Himmel und Särge. Ich war unter einige hundert Leichenwagen gerathen, die vor dem engen Kirchhofsthore gleichſam Queue machten, und in dieſer ſchwarzen Umgebung, unfähig mich herauszuziehen, mußte ich einige Stunden ausdauern. Aus langer Weile frug ich den Kutſcher nach dem Namen meiner Nachbarleiche, und, wehmüthiger Zufall! er nannte mir da eine junge Frau, deren Wagen einige Monate vorher, als ich zu Lointier nach einem Balle fuhr, in ähnlicher Weiſe

einige Zeit neben dem meinigen ſtille halten mußte. Nur daß die junge Frau damals mit ihrem haſtigen Blumenköpfchen und lebhaften Mondſcheingeſichtchen öfters zum Kutſchenfenſter hinausblickte, und über die Verzögerung ihre holdeſte Mißlaune ausdrückte. Jetzt war ſie ſehr ſtill und vielleicht blau. Manchmal jedoch, wenn die Trauerpferde an den Leichenwagen ſich ſchaudernd unruhig bewegten, wollte es mich bedünken, als regte ſich die Ungeduld in den Todten ſelbſt, als ſeyen ſie des Wartens müde, als hätten ſie Eile ins Grab zu kommen; und wie nun gar an dem Kirchhofsthore ein Kutſcher dem andern vorauseilen wollte, und der Zug in Unordnung gerieth, die Gendarmen mit blanken Säbeln dazwiſchen fuhren, hie und da ein Schreien und Fluchen entſtand, einige Wagen umſtürzten, die Särge aus einander fielen, die Leichen hervorkamen: da glaubte ich die entſetzlichſte aller Emeuten zu ſehen, eine Todtenemeute.

Ich will, um die Gemüther zu ſchonen, hier nicht erzählen, was ich auf dem Père-la-Chaiſe ge-

ſehen habe. Genug, gefeſteter Mann wie ich bin, konnte ich mich doch des tiefſten Grauens nicht erwehren. Man kann an den Sterbebetten das Sterben lernen und nachher mit heiterer Ruhe den Tod erwarten; aber das Begrabenwerden, unter die Choleraleichen, in die Kalkgräber, das kann man nicht lernen. Ich rettete mich ſo raſch als möglich auf den höchſten Hügel des Kirchhofs, wo man die Stadt ſo ſchön vor ſich liegen ſieht. Eben war die Sonne untergegangen, ihre letzten Strahlen ſchienen wehmüthig Abſchied zu nehmen, die Nebel der Dämmerung umhüllten wie weiße Laken das kranke Paris, und ich weinte bitterlich über die unglückliche Stadt, die Stadt der Freiheit, der Begeiſterung und des Martyrthums, die Heilandſtadt, die für die weltliche Erlöſung der Menſchheit ſchon ſo viel gelitten!

Artikel VII.

Paris, 12. Mai 1832.

Die geſchichtlichen Rückblicke, die der vorige Artikel angekündigt, müſſen vertagt werden. Die Gegenwart hat ſich unterdeſſen ſo herbe geltend gemacht, daß man ſich wenig mit der Vergangenheit beſchäftigen konnte. — Das große allgemeine Uebel, die Cholera, entweicht zwar allmählich, aber es hinterläßt viel Betrübung und Bekümmerniß. Die Sonne ſcheint zwar luſtig genug, die Menſchen gehen wieder luſtig ſpaziren und koſen und lächeln; aber die vielen ſchwarzen Trauerkleider, die man überall ſieht,

laſſen keine rechte Heiterkeit in unſerem Gemüthe aufkommen. Eine krankhafte Wehmuth ſcheint jetzt im ganzen Volke zu herrſchen, wie bei Leuten, die ein ſchweres Siechthum überſtanden. Nicht blos auf der Regierung, ſondern auch auf der Oppoſition liegt eine faſt ſentimentale Mattigkeit. Die Begeiſterung des Haſſes erliſcht, die Herzen verſumpfen, im Gehirne verblaſſen die Gedanken, man betrachtet einander gutmüthig gähnend, man iſt nicht mehr böſe auf einander, man wird ſanftlebig, liebſam, vertröſtet, chriſtlich; deutſche Pietiſten könnten jetzt hier gute Geſchäfte machen.

Man hatte früher Wunder geglaubt, wie ſchnell ſich die Dinge ändern würden, wenn Caſimir Perier ſie nicht mehr leite. Aber es ſcheint, als ſey unterdeſſen das Uebel inkurabel geworden; nicht einmal durch den Tod Periers kann der Staat geneſen.

Daß Perier durch die Cholera fällt, durch ein Weltunglück, dem weder Kraft noch Klugheit wi-

verſtehen kann, muß auch ſeine abgeſagteſten Gegner mißſtimmen. Der allgemeine Feind hat ſich in ihre Bundesgenoſſenſchaft gedrängt, und von ſolcher Seite kann ihnen auch die wirkſamſte Hülfleiſtung nicht ſehr behagen. Perier hingegen gewinnt dadurch die Sympathie der Menge, die plötzlich einſieht, daß er ein großer Mann war. Jetzt wo er durch Andere erſetzt werden ſoll, mußte dieſe Größe bemerkbar werden. Vermochte er auch nicht mit Leichtigkeit den Bogen des Odyſſeus zu ſpannen, ſo hätte er doch vielleicht, wo es Noth that, mit Anſtrengung aller ſeiner Spannkraft, das Werk vollbracht. Wenigſtens können jetzt ſeine Freunde prahlen, er hätte, intervenirte nicht die Cholera, alle ſeine Vorſätze durchgeführt. Was wird aber aus Frankreich werden? Nun ja, Frankreich iſt jene harrende Penelope, die täglich webt und täglich ihr Gewebe wieder zerſtört, um nur Zeit zu gewinnen bis zur Ankunft des rechten Mannes. Wer iſt dieſer rechte Mann? Ich weiß es nicht. Aber ich

weiß, er wird den großen Bogen ſpannen können, er wird den frechen Freiern den Schmaus verleiden, er wird ſie mit tödtlichen Bolzen bewirthen, er wird die doktrinairen Mägde, die mit ihnen Allen gebuhlt haben, aufhängen, er wird das Haus ſäubern von der großen Unordnung, und mit Hülfe der weiſen Göttin eine beſſere Wirthſchaft einführen. Wie unſer jetziger Zuſtand, wo die Schwäche regiert, ganz der Zeit des Direktoriums ähnelt, ſo werden wir auch unſeren achtzehnten Brümair erleben, und der rechte Mann wird plötzlich unter die erblaſſenden Machthaber treten und ihnen die Endſchaft ihrer Regierung ankündigen. Man wird alsdann über Verletzung der Konſtitution ſchreien, wie einſt im Rathe der Alten, als ebenfalls der rechte Mann kam, welcher das Haus ſäuberte. Aber wie dieſer entrüſtet ausrief: „Konſtitution! Ihr wagt es noch, Euch auf die Konſtitution zu berufen, Ihr, die Ihr ſie verletzt habt am 18. Fructidor, verletzt am 22. Floreal, verletzt am 30. Prai-

rial!“ ſo wird der rechte Mann, auch jetzt Tag und Datum anzugeben wiſſen, wo die Juſtemilieu-Miniſterien die Konſtitution verletzt haben.

Wie wenig die Konſtitution nicht blos in die Geſinnung der Regierung, ſondern auch des Volks eingedrungen, ergibt ſich hier jedesmal, wenn die wichtigſten konſtitutionellen Fragen zur Sprache kommen. Beide, Volk und Regierung, wollen die Konſtitution nach ihren Privatgefühlen auslegen und ausbeuten. Das Volk wird hierzu mißleitet durch ſeine Schreiber und Sprecher, die, entweder aus Unwiſſenheit oder Parteiſucht, die Begriffe zu verkehren ſuchen; die Regierung wird dazu mißleitet, durch jene Fraktion der Ariſtokratie, die aus Eigennutz ihr zugethan, den jetzigen Hof bildet und noch immer, wie unter der Reſtauration, das Repräſentativſyſtem als einen modernen Aberglauben betrachtet, woran das Volk nun einmal hänge, den man ihm auch nicht mit Gewalt rauben dürfe, den man jedoch unſchädlich mache, wenn man den

neuen Namen und Formen, ohne daß die Menge es merke, die alten Menſchen und Wünſche unterſchiebt. Nach den Begriffen ſolcher Leute iſt derjenige der größte Miniſter, der mit den neuen konſtitutionellen Formeln eben ſo viel auszurichten vermag, wie man ſonſt mit den alten Formeln des alten Regimes durchzuſetzen wußte. Ein ſolcher Miniſter war Villele, an den man jedoch jetzt, als nämlich Perier erkrankte, nicht zu denken gewagt. Indeſſen man hatte Muth genug, an Decazes zu denken. Er wäre auch Miniſter geworden, wenn der neue Hof nicht gefürchtet hätte, daß er alsdann durch die Glieder des alten Hofes bald verdrängt würde. Man fürchtete, er möchte die ganze Reſtauration mit ſich ins Miniſterium bringen. Nächſt Decazes hatte man Herrn Guizot beſonders im Auge. Auch dieſem wird viel zugetraut, wo es gilt, unter konſtitutionellen Namen und Formen die abſoluteſten Gelüſte zu verbergen. Denn dieſer Quaſi-Vater der neuern Doktrinaire, dieſer Verfaſ-

ſer einer engliſchen Geſchichte und einer franzöſiſchen Synonymik verſteht aufs meiſterhafteſte, durch parlamentariſche Beiſpiele aus England, die illegalſten Dinge mit einem **ordre légal** zu bekleiden, und durch das plump gelehrte Wort den hochfliegenden Geiſt der Franzoſen zu unterdrücken. Aber man ſagt, während er mit dem Könige, welcher ihm ein Portefeuille antrug, etwas feurig ſprach, habe er plötzlich die ignobelſten Wirkungen der Cholera verſpürt, und ſchnell in der Rede abbrechend, ſey er geſchieden mit der Aeußerung, er könne dem Drange der Zeit nicht widerſtehen. Guizots Durchfall bei der Wahl eines neuen Miniſters wird von Andern noch komiſcher erzählt. Mit Dupin, den man immer als Periers Nachfolger betrachtet hatte und dem man viel Kraft und Muth zutraut, begannen jetzt die Unterhandlungen. Aber dieſe ſcheiterten ebenfalls, indem Dupin ſich manche Beſchränkungen nicht gefallen laſſen wollte, die zunächſt die Präſidentur des Konſeils betrafen. Mit der

erwähnten Präſidentur des Konſeils hat es eine eigene Bewandtniß. Der König hat nämlich ſich ſelber ſehr oft dieſe Präſidentur zugetheilt, namentlich im Beginne ſeiner Regierung; dieſes war für die Miniſter immer ein fataler Umſtand, und die damaligen Mißhelligkeiten ſind meiſtens daraus hervorgegangen. Perier allein hat ſich ſolchen Eingriffen zu widerſetzen gewußt; er entzog dadurch die Geſchäfte dem allzu großen Einfluſſe des Hofes, der unter allen Regierungen die Könige lenke; und man ſagt, daß die Nachricht von Periers Krankheit nicht allen Freunden der Tuillerien unangenehm geweſen ſey. Der König ſchien jetzt gerechtfertigt, wenn er ſelbſt die Präſidentur des Konſeils übernahm. Als ſolches offenkundig ward, entſtand in Salons und Journalen die leidenſchaftlichſte Polemik über die Frage: ob der König das Recht habe, dem Konſeil zu präſidiren?

Hiebei kam nun viel Chikane und noch mehr Unwiſſenheit zum Vorſcheine. Da ſchwatzten die Leute, was ſie nur jemals halb gehört und gar

Digitized by Google

nicht verſtanden hatten, und das rauſchte und ſprißte ihnen aus dem Munde wie ein politiſcher Waſſerfall. Die Einſicht der meiſten Journale war ebenfalls nicht von der brillanteſten Art. Nur der National zeichnete ſich aus. Man hörte auch wieder die alte Streitformel, die er in der letzten Zeit der Reſtauration vorgebracht hatte: **Le roi règne, mais ne gouverne pas.** Die drei und ein halb Menſchen, die ſich damals in Deutſchland mit Politik beſchäftigten, überſetzten dieſen Satz, wenn ich nicht irre, mit den Worten: der König herrſcht, aber er regiert nicht. Ich bin jedoch gegen das Wort „herrſchen"; es trägt nach meinen Gefühlen eine Färbung von Abſolutismus. Und doch ſollte eben dieſer Satz den Unterſchied beider Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen bezeichnen.

Worin beſteht dieſer Unterſchied? Wer politiſch reinen Herzens iſt, darf auch jenſeits des Rheins dieſe Frage aufs beſtimmteſte erörtern. Durch das abſichtliche Umgehen derſelben hat man eben

auf der einen Seite dem keckſten Jakobinismus, auf der andern Seite dem feigſten Knechtſinn Vorſchub geleiſtet.

Da die Theorie des Abſolutismus, von dem verächtlichen, gelehrten Salmaſius bis herunter auf den Herren Jarke, der nicht gelehrt iſt, meiſtens von verdächtigen Schriftſtellern vertheidigt worden, ſo hat die Verrufenheit der Anwälte über alle Maaßen der Sache ſelber geſchadet. Wer ſeinen ehrlichen Namen lieb hat, darf kaum wagen ſie öffentlich zu verfechten, und wäre er noch ſo ſehr von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt. Und doch iſt die Lehre von der abſoluten Gewalt eben ſo honnet und eben ſo vertretbar wie jede andere politiſche Meinung. Nichts iſt widerſinniger, als wie jetzt ſo oft geſchieht, den Abſolutismus mit dem Despotismus zu verwechſeln. Der Despot handelt nach der Willkühr ſeiner Laune, der abſolute Fürſt handelt nach Einſicht und Pflichtgefühl. Das Charakteriſtiſche eines abſoluten Königs iſt hiebei, daß

Alles im Staate durch ſeinen Selbſtwillen geſchieht. Da aber nur wenige Menſchen einen Selbſtwillen haben, da vielmehr die meiſten Menſchen, ohne es zu wiſſen, nur das wollen, was ihre Umgebung will, ſo herrſchen gewöhnlich dieſe an der Stelle der abſoluten Könige. Die Umgebung eines Königs nennen wir Hof, und Höflinge ſind es alſo, die in denjenigen abſoluten Monarchien, herrſchen, wo die Fürſten, nicht von allzu ſtörriger Natur und dadurch dem fremden Einfluſſe unzugänglich ſind. Die Kunſt der Höfe beſteht darin, die ſanften Fürſten ſo zu härten, daß ſie eine Keule werden in der Hand des Höflings, und die wilden Fürſten ſo zu ſänftigen, daß ſie ſich willig zu jedem Spiele, zu allen Poſituren und Aktionen hergeben, wie die Löwen des Herrn Martin. Ach! faſt auf dieſelbe Weiſe, wie dieſer den König der Thiere zu zähmen weiß, indem er nämlich des Nachts ſeinem Käfige naht, ihn mit dunkler Hand in menſchliche Laſter einweiht, und nachher, am

Tage, den Geſchwächten ganz gehorſam findet: ſo wiſſen die Höflinge manchen König der Menſchen, wenn er allzu ſträubſam und wild iſt, durch entnervende Lüſte zu zähmen, und ſie beherrſchen ihn durch Maitreſſen, Köche, Komödianten, üppige Muſik, Tanz und ſonſtigen Sinnenrauſch. Nur zu oft ſind abſolute Fürſten die abhängigſten Sklaven ihrer Umgebung, und könnte man die Stimme derjenigen vernehmen, die man in der öffentlichen Meinung am gehäſſigſten beurtheilt ſieht, ſo würde man vielleicht gerührt werden von den gerechteſten Klagen über unerhörte Verführungskünſte und trübſelige Verkehrung der menſchlich ſchönſten Gefühle. Außerdem liegt in der unumſchränkten Gewalt eine ſo ſchauerliche Macht der böſen Verſuchung, daß nur die alleredelſten Menſchen ihr widerſtehen können. Wer keinem Geſetze unterworfen iſt, der entbehrt der heilſamſten Schutzwehr; denn die Geſetze ſollen uns nicht blos gegen Andere, ſondern auch gegen uns ſelbſt ſchützen. Der Glaube, daß ihre Macht

ihnen von Gott verliehen ſey, iſt daher bei den abſoluten Fürſten nicht nur verzeihlich, ſondern auch nothwendig. Ohne ſolchen Glauben wären ſie die unglücklichſten der Sterblichen, die, ohne mehr als Menſchen zu ſeyn, ſich der übermenſchlichſten Verſuchung und übermenſchlichſten Verantwortlichkeit ausgeſetzt hätten. Eben jener Glaube an ein göttliches Mandat gab den abſoluten Königen, die wir in der Geſchichte bewundern, eine Herrlichkeit, wozu das neuere Königthum ſich nimmermehr erheben wird. Sie waren weltliche Vermittler, ſie mußten zuweilen büßen für die Sünden ihrer Völker, ſie waren zugleich Opfer und Opferprieſter, ſie waren heilig, sacer in der antiken Bedeutung der Todesweihe. So ſehen wir Könige des Alterthums, die in Peſtzeiten mit ihrem eigenen Blute das Volk ſühnten, oder das allgemeine Unglück als eine Strafe für eigene Verſchuldung betrachteten. Noch jetzt, wenn eine Sonnenfinſterniß in China eintritt, erſchrickt der Kaiſer, und denkt darüber nach, ob

er etwa durch irgend eine Sünde ſolche allgemeine Verdüſterung verſchuldet habe, und er thut Buße, damit ſich, für ſeine Unterthanen, der Himmel wieder lichte. Bei den Völkern, wo der Abſolutismus noch in ſo heiliger Strenge herrſcht, und das iſt auch bei den nordweſtlichen Nachbarn der Chineſen, bis an die Elbe, der Fall, würde es zu mißbilligen ſeyn, wenn man ihnen die repräſentative Verfaſſungsdoktrin predigen wollte; eben ſo tadelhaft iſt es aber, wenn man im größten Theile des übrigen Europa's, wo der Glaube an das göttliche Recht bei Fürſten und Völkern erloſchen iſt, den Abſolutismus docirt. Indem ich das Weſen des Abſolutismus dadurch bezeichnete, daß in der abſoluten Monarchie der Selbſtwille des Königs regiert, bezeichne ich das Weſen der repräſentativen, der konſtitutionellen Monarchie um ſo leichter, wenn ich ſage: dieſe unterſcheide ſich von jener dadurch, daß an die Stelle des königlichen Selbſtwillens, die Inſtitution getreten iſt. An die Stelle eines Selbſt-

willens, der leicht mißleitet werden kann, ſehen wir hier eine Inſtitution, ein Syſtem von Staatsgrundſätzen, die unveränderlich ſind. Der König iſt hier eine Art moraliſcher Perſon, im juriſtiſchen Sinne, und er gehorcht jetzt weniger den Leidenſchaften ſeiner phyſiſchen Umgebung, als vielmehr den Bedürfniſſen ſeines Volks, er handelt nicht mehr nach den loſen Wünſchen des Hofes, ſondern nach feſten Geſetzen. Deshalb ſind die Höflinge in allen Ländern dem konſtitutionellen Weſen heimlich oder gar öffentlich gram. Letzteres brach ihre vieltauſendjährige Macht, durch die tieferdachte, ingeniöſe Einrichtung: daß der König gleichſam nur die Idee der Gewalt repräſentirt, daß er zwar ſeine Miniſter wählen könne, jedoch nicht er, ſondern dieſe regieren, daß dieſe aber nur ſo lange regieren können, als ſie im Sinne der Majorität der Volksvertreter regieren, indem letztere die Regierungsmittel, z. B. die Steuern, verweigern können. Dadurch, daß der König nicht ſelbſt regiert, kann ihn

auch, bei ſchlechter Regierung der Volksunmuth nicht unmittelbar treffen; dieſer wird, in konſtitutionellen Staaten nur die Folge haben, daß der König andere, und zwar populaire Miniſter erwählt, von denen man ein beſſeres Regiment erwartet; ſtatt daß in abſoluten Staaten, wo der König ſelbſt regiert, ihn unmittelbar ſelbſt der Unmuth des Volks trifft, und dieſes, um ſich zu helfen, genöthigt iſt, den Staat umzuſtürzen. Dadurch daß der König nicht ſelbſt regiert, iſt das Heil des Staates unabhängig von ſeiner Perſönlichkeit, der Staat wird da nicht mehr durch jeden Zufall, durch jede allerhöchſte oder allerniedrigſte Leidenſchaft gefährdet, und gewinnt eine Sicherung, wovon die frühern Staatsweiſen gar keine Ahnung hatten: denn von Xenophon bis Fenelon erſchien ihnen die Erziehung eines Fürſten als die Hauptſache; ſogar der große Ariſtoteles muß in ſeiner Politik darauf hinzielen, und der größere Plato weiß nichts Beſſeres vorzuſchlagen, als die Philoſophen auf den

Thron zu ſetzen, oder die Fürſten zu Philo-ſophen zu machen. Dadurch daß der König nicht ſelbſt regiert, iſt er auch nicht verantwortlich, iſt er unverletzlich, **inviolable**, und nur ſeine Miniſter kön-nen wegen ſchlechter Regierung angeklagt, verurtheilt und beſtraft werden. Der Kommentator der eng-liſchen Konſtitution, Blackſtone, begeht einen Miß-griff, wenn er die Unverantwortlichkeit des Königs zu deſſen Prärogativen zählt. Dieſe Anſicht ſchmei-chelt einem Könige mehr, als ſie ihm nützt. In den Ländern des politiſchen Proteſtantismus, in konſtitutionellen Ländern, will man die Rechte der Fürſten vielmehr in der Vernunft begründet wiſſen, und dieſe gewährt hinlängliche Gründe für ihre Un-verletzlichkeit, wenn man annimmt, daß ſie nicht ſelbſt handeln können, und alſo deshalb nicht zu-rechnungsfähig, nicht verantwortlich, nicht beſtrafbar ſind, wie Jeder, der nicht ſelbſt handelt. Der Grundſatz „**the king cannot do wrong**“ mag alſo, in ſo fern man die Unverantwortlichkeit darauf grün-

det, nur dadurch ſeine Gültigkeit erlangen, daß man hinzuſetzt: **because he does nothing.** Aber an der Stelle des konſtitutionellen Königs handeln die Miniſter, und daher ſind dieſe verantwortlich. Sie handeln ſelbſtſtändig, dürfen jedes königliche Anſinnen, womit ſie nicht übereinſtimmen, geradezu abweiſen, und, im Fall dem Könige ihre Regierungsart mißfällt, ſich ganz zurückziehen. Ohne ſolche Freiheit des Willens wäre die Verantwortlichkeit der Miniſter, die ſie durch die Kontraſignatur bei jedem Regierungsakte ſich aufbürden, eine heilloſe Ungerechtigkeit, eine Grauſamkeit, ein Widerſinn, es wäre gleichſam die Lehre vom Sündenbocke in das Staatsrecht eingeführt. Aus demſelben Grund ſind die Miniſter eines abſoluten Fürſten ganz unverantwortlich, außer gegen dieſen ſelbſt; wie dieſer nur Gott, ſo ſind jene nur ihrem unumſchränkten Herrn Rechenſchaft ſchuldig. Sie ſind nur ſeine untergebenen Gehülfen, ſeine getreuen Diener, und müſſen ihm unbedingt gehorchen. Ihre

13

Kontraſignatur dient nur die Aechtheit der Ausfertigung und der fürſtlichen Unterſchrift zu beglaubigen. Man hat freilich nach dem Tode der Fürſten viele ſolcher Miniſter angeklagt und verurtheilt; aber immer mit Unrecht. Enguerrand-de-Miragny vertheidigte ſich in einem ſolchen Falle mit den rührenden Worten: „Wir als Miniſter ſind nur wie Hände und Füße, wir müſſen dem Haupte, dem Könige, gehorchen; dieſes iſt jetzt todt, und ſeine Gedanken liegen mit ihm im Grabe; wir können und wir dürfen nicht ſprechen.“

Nach dieſen wenigen Andeutungen über den Unterſchied der beiden Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen, wird es Jedem einleuchtend ſeyn, daß der Streit über die Präſidentur, wie er in den hieſigen Verhältniſſen zum Vorſcheine kam, minder die Frage betreffen ſollte: ob der König das Konſeil präſidiren darf? als vielmehr: in wiefern er es präſidiren darf? Es kommt nicht darauf an, daß ihm die Charte die Präſidentur nicht

verbietet, oder ein Paragraph derſelben ihm ſolche ſogar zu erlauben ſcheint; ſondern es kommt darauf an, ob er nur **honoris causa**, zu ſeiner eigenen Belehrung, ganz paſſiv, ohne aktive Theilnahme präſidirt, oder ob er als Präſident ſeinen Selbſtwillen geltend macht in der Leitung und Ausführung der Staatsgeſchäfte? Im erſten Falle mag es ihm immerhin erlaubt ſeyn, ſich täglich einige Stunden lang in der Geſellſchaft von Herrn Barthe, Louis, Sebaſtiani ꝛc. zu ennuyiren, im andern Falle muß ihm jedoch dieſes Vergnügen ſtreng verboten bleiben. In dieſem letztern Falle würde er, durch ſeinen Selbſtwillen regierend, ſich dem abſoluten Königthume nähern, wenigſtens würde er ſelbſt als ein verantwortlicher Miniſter betrachtet werden können. Ganz richtig behaupteten einige Journale, daß es Unrecht wäre, wenn ein Mann, der auf dem Todtbette läge, wie Perier, oder der nicht einmal ſeine Geſichtsmuskeln regieren könne, wie Sebaſtiani, für die ſelbſtwilligen Regierungsakte

des Königs verantwortlich ſeyn müſſe. Das iſt jedenfalls eine ſchlimme Streitfrage, die eine hinlänglich grelle Bedeutung hat; denn Mancher erinnert ſich dabei an das terroriſtiſche Wort: **la responsabilité c'est la mort.** Mit einer Inoffizioſität, die ich nicht billigen darf, wird bei dieſer Gelegenheit, namentlich von dem National, die Verantwortlichkeit des Königs behauptet, und in Folge deſſen ſeine Inviolabilität geläugnet. Dieſes iſt immer für Ludwig Philipp eine mißbehagliche Mahnung, und dürfte wohl einiges Nachſinnen in ſeinem Haupte hervorbringen. Seine Freunde meinten, es wäre wünſchenswerth, daß er gar nichts thue, wobei nur im mindeſten das Prinzip von der Inviolabilität zur Diskuſſion kommen und dadurch in der öffentlichen Meinung erſchüttert werden könnte. Aber Ludwig Philipp, wenn wir ſeine Lage billig ermeſſen, möchte doch nicht unbedingt zu tadeln ſeyn, daß er beim Regieren ein bischen nachzuhelfen ſucht. Er weiß, ſeine Miniſter ſind keine Genies; das

Fleiſch iſt willig, aber der Geiſt iſt ſchwach. Die faktiſche Erhaltung ſeiner Macht ſcheint ihm die Hauptſache. Das Prinzip von der Inviolabilität muß für ihn nur ein ſekundaires Intereſſe haben. Er weiß, daß Ludwig XVI., kopfloſen Andenkens, ebenfalls inviolable geweſen. Es hat überhaupt in Frankreich mit der Inviolabilität eine eigene Bewandtniß. Das Prinzip der Inviolabilität iſt durchaus unverletzlich. Es gleicht dem Edelſtein in dem Ringe des Don Louis Fernando Perez Akaiba, welcher Stein die wunderbare Eigenſchaft hatte: wenn ein Mann, der ihn am Finger trug, vom höchſten Kirchthurme herabfiel, ſo blieb der Stein unverletzt.

Um jedoch dem fatalen Mißſtand einigermaaßen abzuhelfen, hat Ludwig Philipp eine Interimspräſidentur geſtiftet und den Herrn Montalivet damit bekleidet. Dieſer wurde jetzt auch Miniſter des Innern, und an ſeiner Stelle wurde Herr Girod-de-L'Ain Miniſter des Cultus. Man braucht dieſe beiden Leute nur anzuſehen, um mit Sicherheit be-

haupten zu können, daß ſie keiner Selbſtſtändigkeit ſich erfreuen, und daß ſie nur als kontraſignirende Hampelmänner agiren. Der eine, **Monsieur le comte de Montalivet**, iſt ein wohlgeformter junger Mann, faſt ausſehend wie ein hübſcher Schuljunge, den man durch ein Vergrößerungsglas ſieht. Der andere, Herr Girod-de-L'Ain, zur Genüge bekannt als Präſident der Deputirtenkammer, wo er jederzeit, durch Verlängerung oder Abkürzung der Sitzungen, die Intereſſen des Königs zu fördern gewußt, iſt das Devouement ſelbſt. Er iſt ein untergeſetzter Mann von weichem Fleiſche, gehäbigem Bäuchlein, ſteifſamen Beinchen, einem Herzen von Papiermaché, und er ſieht aus wie ein Braunſchweiger, der auf den Märkten mit Pfeifenköpfen handelt, oder auch wie ein Hausfreund, der den Kindern Brezeln mitbringt, und die Hunde ſtreichelt.

Vom Marſchall Soult, dem Kriegsminiſter, will man wiſſen, oder vielmehr man weiß von ihm ganz genau, daß er unterdeſſen beſtändig intriguirt,

um zur Präſidentur des Konſeils zu gelangen. Letztere iſt überhaupt das Ziel vieler Beſtrebniſſe im Miniſterium ſelbſt, und die Ränke, die ſich dabei durchkreuzen, vereiteln nicht ſelten die beſten Anordnungen, und es entſtehen Gegnerſchaft, Zwiſt und Zerwürfniſſe, die ſcheinbar in der verſchiedenen Meinung, eigentlich aber in der übereinſtimmenden Eitelkeit ihren Grund haben. Jeder ehrgeizt nach der Präſidentur. Präſident des Konſeils iſt ein beſtimmter Titel, der von den übrigen Miniſtern etwas allzu ſcharf ſcheidet. So z. B. bei der Frage von der Verantwortlichkeit der Miniſter gilt hier die Anſicht: daß der Präſident für Fehler in der Tendenz des Miniſteriums, jeder andere Miniſter aber nur für die Fehler ſeines Departements verantwortlich ſey. — Dieſe Unterſcheidung und überhaupt die offizielle Ernennung eines Präſidenten des Konſeils iſt ein hemmendes und verwirrendes Gebrechen. Wir finden dieſes nicht bei den Engländern, deren konſtitutionelle Formen doch

immer als Muſter dienen; die Präſidentur, wenn ich nicht irre, exiſtirt bei ihnen keineswegs als offizieller Titel. „Der erſte Lord des Schatzes“ iſt zwar gewöhnlich Präſident, aber nicht als ſolcher. Der natürliche, wenn auch durch kein Geſetz beſtimmte Präſident iſt immer derjenige Miniſter, dem der König den Auftrag gegeben, ein Miniſterium zu bilden, d. h. unter ſeinen Freunden und Bekannten diejenigen als Miniſter zu wählen, die mit ihm in politiſcher Meinung übereinſtimmen und zugleich die Majorität im Parlamente haben würden. — Solchen Auftrag hat jetzt der Herzog von Wellington erhalten; Lord Grey und ſeine Whigs unterliegen — für den Augenblick.

Artikel VIII.

Paris, 27. Mai 1832.

Caſimir Perier hat Frankreich erniedrigt, um die Börſenkurſe zu heben. Er wollte die Freiheit von Europa verkaufen um den Preis eines kurzen ſchmählichen Friedens für Frankreich. Er hat den Sbirren der Knechtſchaft und dem Schlechteſten in uns ſelber, dem Eigennutze, Vorſchub geleiſtet, ſo daß Tauſende der edelſten Menſchen zu Grunde gingen, durch Kummer und Elend und Schimpf und Selbſtentwürdigung. Er hat die Todten in den Juliusgräbern lächerlich gemacht, und er hat

den Lebenden ſo entſetzlich das Leben verleidet, daß ſie ſelbſt dieſe Todten beneiden mußten. Er hat das heilige Feuer gelöſcht, die Tempel geſchloſſen, die Götter gekränkt, die Herzen gebrochen. Und dennoch würde ich dafür ſtimmen, daß Caſimir Perier beigeſetzt werde in das Pantheon, in das große Haus der Ehre, welches die goldne Aufſchrift führt: den großen Männern das dankbare Vaterland. Denn Caſimir Perier war ein großer Mann; er beſaß ſeltene Talente und ſeltene Willenskraft, und was er that, that er in gutem Glauben, daß es dem Vaterlande nutze, und er that es mit Aufopferung ſeiner Ruhe, ſeines Glücks und ſeines Lebens. Das iſt es eben, nicht für den Nutzen und den Erfolg ihrer Thaten muß das Vaterland ſeinen großen Männern danken, ſondern für den Willen und die Aufopferung, die ſie dabei bekundet. Selbſt wenn ſie gar nichts gewollt und gethan hätten für das Vaterland, müßte dieſes ſeine großen Männer nach ihrem Tode ehren; denn ſie haben es durch ihre Größe verherrlicht.

Wie die Sterne eine Zierde des Himmels ſind, ſo zieren große Menſchen ihre Heimath, ja die ganze Erde. Die Herzen großer Menſchen ſind aber die Sterne der Erde, und ich glaube, wenn man von oben herabſähe auf unſern Planeten, würden uns dieſe Herzen wie klare Lichter, gleich den Sternen des Himmels, entgegenſtrahlen. Vielleicht von ſo hohem Standpunkte würde man erkennen, wie viel herrliche Sterne auf dieſer Erde zerſtreut ſind, wie viele derſelben in obſcuren Wüſten unbekannt und einſam leuchten, wie ſchöngeſtirnt unſer deutſches Vaterland, wie glänzend, wie ſtrahlend Frankreich iſt, dieſe Milchſtraße großer Menſchenherzen!

Frankreich hat in der letzten Zeit viele Sterne erſter Größe verloren. Viele Helden aus der Revolutions- und Kaiſer-Zeit hat die Cholera hingerafft. Viele bedeutende Staatsmänner, worunter Martignac der ausgezeichnetſte, ſind durch andere Krankheiten geſtorben. Die Freunde der Wiſſenſchaft betrauerten beſonders den Tod Champollions,

der ſo viele ägyptiſche Könige erfunden hat, und den Tod Cuviers, der ſo viele andere große Thiere entdeckt, die gar nicht mehr exiſtiren, und unſerer alten Mutter Erde aufs Ungalanteſte nachgewieſen hat, daß ſie viele tauſend Jahre älter iſt, als wofür ſie ſich bisher ausgegeben. „Läh tähte ſanne won!“ (**les têtes s'en vont**) quäkte Herr Sebaſtiani, als er den Tod Periers erfuhr, und auch er werde bald ſterben, quäkte er hinzu.

Der Tod Periers hat hier geringere Senſation erregt, als zu erwarten ſtand. Nicht einmal auf der Börſe. Ich konnte nicht umhin, an dem Tage, wo Perier geſtorben, nach der Place de la bourſe zu gehen. Da ſtand der große Marmortempel, wo Perier wie ein Gott und ſein Wort wie ein Orakel verehrt worden, und ich fühlte an die Säulen, die hundert koloſſalen Säulen, die draußen ragen, und ſie waren alle unbewegt und kalt, wie die Herzen jener Menſchen, für welche Perier ſo viel gethan hat. O der trübſeligen Zwerge! Nie wird

wieder ein Rieſe ſich für ſie aufopfern, und um ihre Zwergintereſſen zu fördern, ſeine großen Brüder verlaſſen. Dieſe Kleinen mögen immerhin ſpotten über die Rieſen, die, arm und ungeſchlacht, auf den Bergen ſitzen, während ſie, die Kleinen, begünſtigt durch ihre Statur, in die engen Gruben der Berge hineinkriechen, und dort die edlen Metalle hervorklopfen, oder den noch kleineren Gnomen, den Metallariis, abgewinnen können. Steigt nur immer hinab in eure Gruben, haltet euch nur feſt an der Leiter, und kümmert euch nicht darum, daß die Sproſſen immer ſchmutziger werden, je tiefer ihr hinabſteigt zu den koſtbarſten Stollen des Reichthums!

Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich die Börſe betrete, das ſchöne Marmorhaus, erbaut im edelſten griechiſchen Style, und geweiht dem nichtswürdigſten Geſchäfte, dem Staatspapierenſchacher. Es iſt das ſchönſte Gebäude von Paris; Napoleon hat es bauen laſſen. In demſelben Style und Maaßſtabe ließ er

einen Tempel des Ruhms bauen. Ach, der Tempel des Ruhms iſt nicht fertig geworden; die Bourbonen verwandelten ihn in eine Kirche, und weihten dieſe der reuigen Magdalene; aber die Börſe ſteht fertig in ihrem vollendetſten Glanze und ihrem Einfluſſe iſt es wohl zuzuſchreiben, daß ihre edlere Nebenbuhlerin, der Tempel des Ruhms, noch immer unvollendet und noch immer, in ſchmählichſter Verhöhnung, der reuigen Magdalene geweiht bleibt. Hier, in dem ungeheuren Raume der hochgewölbten Börſenhalle, hier iſt es, wo der Staatspapierenſchacher, mit allen ſeinen grellen Geſtalten und Mißtönen, wogend und brauſend ſich bewegt, wie ein Meer des Eigennutzes, wo aus den wüſten Menſchenwellen die großen Banquiers gleich Haifiſchen hervorſchnappen, wo ein Ungethüm das andere verſchlingt, und wo oben auf der Gallerie, gleich lauernden Raubvögeln auf einer Meerklippe, ſogar ſpeculirende Damen bemerkbar ſind. Hier iſt es jedoch, wo die Intereſſen wohnen, die in dieſer Zeit über Krieg und Frieden entſcheiden.

Daher iſt die Börſe auch für uns Publiziſten ſo wichtig. Es iſt aber nicht leicht, die Natur jener Intereſſen, nach jedem einwirkenden Ereigniſſe, genau zu begreifen, und die Folgen danach würdigen zu können. Der Kurs der Staatspapiere und des Diskonto's iſt freilich ein politiſcher Thermometer, aber man würde ſich irren, wenn man glaubte, dieſer Thermometer zeige den Siegesgrad der einen oder der anderen großen Fragen, die jetzt die Menſchheit bewegen. Das Steigen oder Fallen der Kurſe beweiſt nicht das Steigen oder Fallen der liberalen oder ſervilen Partei, ſondern die größere oder geringere Hoffnung, die man hegt für die Pazifikation Europa's, für die Erhaltung des Beſtehenden, oder vielmehr für die Sicherung der Verhältniſſe, wovon die Auszahlung der Staatsſchuldzinſen abhängt.

In dieſer beſchränkten Auffaſſung, bei allen möglichen Vorkommenheiten, ſind die Börſenſpekulanten bewunderungswürdig. Ungeſtört von allen geiſtigen Aufregungen haben ſie ihren Sinn allein

auf alles Faktiſche gewendet, und faſt mit thieriſchem Gefühle, wie Wetterfröſche, erkennen ſie, ob irgend ein Ereigniß, das ſcheinbar beruhigend ausſieht, nicht eine Quelle künftiger Stürme ſeyn wird, oder ob ein großes Mißgeſchick nicht am Ende dazu diene, die Ruhe zu konſolidiren. Bei dem Falle Warſchau's frug man nicht: Wie viel Unheil wird für die Menſchheit dadurch entſtehen? ſondern: Wird der Sieg des Kantſchu's die Unruheſtifter, d. h. die Freunde der Freiheit, entmuthigen? Durch die Bejahung dieſer Frage ſtieg der Kurs. Erhielte man heute an der Börſe plötzlich die telegraphiſche Nachricht, daß Hr. Talleyrand an eine Vergeltung nach dem Tode glaube, ſo würden die franzöſiſchen Staatspapiere gleich um zehn Procent fallen; denn man könnte fürchten, er werde ſich mit Gott zu verſöhnen ſuchen, und dem Ludwig Philipp und dem ganzen **Juste-milieu** entſagen, und ſie ſakrifiziren, und die ſchöne Ruhe, deren wir jetzt genießen, aufs Spiel ſetzen. Weder Seyn noch Nichtſeyn, ſondern Ruhe

oder Unruhe, iſt die große Frage der Börſe. Danach richtet ſich auch der Diskonto. In unruhiger Zeit iſt das Geld ängſtlich, zieht ſich in die Kiſten der Reichen, wie in eine Feſtung, zurück, hält ſich eingezogen; der Diskonto ſteigt. In ruhiger Zeit wird das Geld wieder ſorglos, bietet ſich preis, zeigt ſich öffentlich, iſt ſehr herablaſſend; der Diskonto iſt niedrig. So ein alter Louisd'or hat mehr Verſtand als ein Menſch, und weiß am beſten, ob es Krieg oder Frieden gibt. Vielleicht durch den guten Umgang mit Geld haben die Leute der Börſe ebenfalls eine Art von politiſchem Inſtinkte bekommen, und während in der letzten Zeit die tiefſten Denker nur Krieg erwarteten, blieben ſie ganz ruhig und glaubten an die Erhaltung des Friedens. Frug man einen derſelben nach ſeinen Gründen, ſo ließ er ſich, wie Sir John, keine Gründe abzwingen, ſondern behauptete immer: Das iſt meine Idee.

In dieſer Idee iſt die Börſe ſeitdem ſehr erſtarkt, und nicht einmal der Tod Periers konnte ſie

auf eine andere Idee bringen. Freilich, ſie war längſt auf dieſen Fall vorbereitet, und zudem bildet man ſich ein, ſein Friedensſyſtem überlebe ihn und ſtehe feſt durch den Willen des Königs. Aber dieſe gänzliche Indifferenz bei der Todesnachricht Periers hat mich widerwärtig berührt. Anſtandshalber hätte die Börſe doch wenigſtens durch eine kleine Baiſſe ihre Betrübniß an den Tag legen müſſen. Aber nein, nicht einmal ein Achtel Prozent, nicht einmal ein Achtel Trauerprozent ſind die Staatspapiere gefallen bei dem Tode Caſimir Periers, des großen Banquierminiſters!

Bei Periers Begräbniß zeigte ſich wie bei ſeinem Tode die kühlſte Indifferenz. Es war ein Schauſpiel wie jedes andere; das Wetter war ſchön, und Hunderttauſende von Menſchen waren auf den Beinen, um den Leichenzug zu ſehen, der ſich lang und gleichgültig, über die Boulevards, nach Pere-La-Chaiſe dahinzog. Auf vielen Geſichtern ein Lächeln, auf andern die laueſte Werkeltagſtimmung, auf den

meiſten nur Ennui. Unzählig viel Militair, wie es ſich kaum ziemte für den Friedensheld des Entwaffnungsſyſtems. Viel Nationalgarden und Gendarmen. Dabei auch die Kanoniere mit ihren Kanonen, welche letztere mit Recht trauern konnten, denn ſie hatten gute Tage unter Perier, gleichſam eine Sinekur. Das Volk betrachtete Alles mit einer ſeltſamen Apathie; es zeigte weder Haß noch Liebe; der Feind der Begeiſterung wurde begraben, und Gleichgültigkeit bildete den Leichenzug. Die einzigen wahrhaft Betrübten unter den Leidtragenden waren die beiden Söhne des Verſtorbenen, die in langen Trauermänteln und mit blaſſen Geſichtern hinter dem Leichenwagen gingen. Es ſind zwei junge Menſchen, etwa in den Zwanzigen, unterſetzt, etwas ründlich, von einem Aeußern, das vielmehr Wohlhabenheit als Geiſt verräth; ich ſah ſie dieſen Winter auf allen Bällen, luſtig und friſchbäckig. Auf dem Sarge lagen dreifarbige Fahnen, mit ſchwarzem Krepp umflort. Die dreifarbige Fahne hätte juſt

nicht zu trauern brauchen bei Caſimir Periers Tod. Wie ein ſchweigender Vorwurf lag ſie traurig auf ſeinem Sarg, die Fahne der Freiheit, die durch ſeine Schuld ſo viele Beleidigungen erlitten. Wie der Anblick dieſer Fahne, ſo rührte mich auch der Anblick des alten Lafayette bei dem Leichenzuge Periers, des abtrünnigen Mannes, der doch einſt ſo glorreich mit ihm gekämpft unter jener Fahne.

Meine Nachbarn, die dem Zuge zuſchauten, ſprachen von dem Leichenbegängniſſe Benjamin Conſtants. Da ich erſt ein Jahr in Paris bin, ſo kenne ich die Betrübniß, die damals das Volk an den Tag legte, nur aus der Beſchreibung. Ich kann mir jedoch von ſolchem Volksſchmerz eine Vorſtellung machen, da ich kurz nachher dem Begräbniſſe des ehemaligen Biſchoffs von Blois, des Conventionnel Grégoire, zugeſehen. Da waren keine hohen Beamten, keine Infanterie und Kavallerie, keine leeren Trauerwagen voll Hoflakaien, keine Kanonen, keine Geſandten mit bunten Livreen, kein

offizieller Pomp. Aber das Volk weinte, Schmerz lag auf allen Geſichtern, und obgleich ein ſtarker Regen wie mit Eimern vom Himmel herabgoß, waren doch alle Häupter unbedeckt, und das Volk ſpannte ſich vor den Leichenwagen, und zog ihn eigenhändig nach dem Mont-Parnaß. Gregoire, ein wahrer Prieſter, ſtritt ſein ganzes Leben hindurch für die Freiheit und Gleichheit der Menſchen jeder Farbe und jedes Bekenntniſſes; er ward immer gehaßt und verfolgt von den Feinden des Volks, und das Volk liebte ihn und weinte, als er ſtarb.

Zwiſchen zwei bis drei Uhr ging der Leichenzug Periers über die Boulevards; als ich um halb acht von Tiſche kam, begegnete ich den Soldaten und Wagen, die vom Kirchhofe zurückkehrten. Die Wagen rollten jetzt raſch und heiter; die Trauerflöre waren von der dreifarbigen Fahne abgenommen; dieſe und die Harniſche der Kuiraſſire glänzten im luſtigſten Sonnenſchein; die rothen Trompeter, auf weißen Roſſen dahintrabend, blieſen luſtig die

Marſeillaiſe; das Volk, bunt geputzt und lachend, tänzelte nach den Theatern; der Himmel, der lange umwölkt geweſen, war jetzt ſo lieblich blau, ſo ſonnenduftig; die Bäume glänzten ſo grünvergnügt; die Cholera und Caſimir Perier waren vergeſſen, und es war Frühling.

Nun iſt der Leib begraben, aber das Syſtem lebt noch. Oder iſt es wirklich wahr, daß jenes Syſtem nicht eine Schöpfung Periers iſt, ſondern des Königs? Einige Philippiſten haben dieſe Meinung zuerſt geäußert, damit man der ſelbſtſtändigen Kraft des Königs vertraue; damit man nicht wähne, er ſtehe rathlos an dem Grabe ſeines Beſchützers; damit man an der Anfrechthaltung des bisherigen Syſtems nicht zweifle. Viele Feinde des Königs bemächtigen ſich jetzt dieſer Meinung; es kommt ihnen ganz erwünſcht, daß man jenes unpopulaire Syſtem früher als den 13. März datirt, und ihm einen allerhöchſten Stifter zuſchreibt, dem dadurch die allerhöchſte Verantwortlichkeit erwächſt. Freunde und

Feinde vereinigen ſich hier manchmal, um die Wahrheit zu verſtümmeln. Entweder ſchneiden ſie ihr die Beine ab, oder ziehen ſie ſo in die Länge, daß ſie ſo dünn wird wie eine Lüge. Der Parteigeiſt iſt ein Prokruſtes, der die Wahrheit ſchlecht bettet. Ich glaube nicht, daß Perier bei dem ſogenannten Syſteme vom 13. März nur ſeinen ehrlichen Namen hergeopfert, und daß Ludwig Philipp der eigentliche Vater ſey. Er läugnet vielleicht die Vaterſchaft bei dieſem bedenklichen Kinde, eben ſo wie jener Bauerburſche, der naiv hinzuſetzte: mais pour dire la vérité, je n'y ai pas nui. Alle Beleidigungen, die Frankreich bisher erdulden mußte, kommen jetzt auf Rechnung des Königs. Der Fußtritt, den der kranke Löwe noch zuletzt in Rom, von der Eſelin des Herrn, erhalten hat, erbittert die Franzoſen aufs unleidlichſte. Man thut ihm aber Unrecht; Ludwig Philipp läßt ungern eine Beleidigung hingehen, und möchte ſich gerne ſchlagen, nur nicht mit jedem; z. B. er würde ſich nicht gern mit

Rußland ſchlagen aber ſehr gern mit den Preußen, mit denen er ſich ſchon bei Valmy geſchlagen, und die er daher nicht ſehr zu fürchten ſcheint. Man will nämlich nie Furcht an ihm bemerkt haben, wenn von Preußen und deſſen bedrohlicher Ritterthümlichkeit die Rede iſt. Ludwig Philipp Orleans, der Enkel des heiligen Ludwig, der Sprößling des älteſten Königſtammes, der größte Edelmann der Chriſtenheit, pflegt dann jovial bürgerlich zu ſcherzen, wie es doch betrübend ſey, daß die Ukkermärk'ſche Camarilla ſo gar vornehm und adelſtolz auf ihn, den armen Bürgerkönig, herabſehe.

Ich kann nicht umhin, hier zu erwähnen, daß man niemals an Ludwig Philipp den Grand Seigneur merkt, und das in der That das franzöſiſche Volk keinen bürgerlicheren Mann zum Könige wählen konnte. Eben ſo wenig liegt ihm daran, ein legitimer König zu ſeyn, und, wie man ſagt, die Guizotſche Erfindung der Quaſilegitimität war gar nicht nach ſeinem Geſchmack. Er beneidet Heinrich V.

nicht im mindeſten ob des Vorzugs der Legitimität, und iſt durchaus nicht geneigt, deshalb mit ihm zu unterhandeln oder gar ihm Geld dafür zu bieten; aber Ludwig Philipp iſt nun einmal der Meinung, daß er das Bürgerkönigthum erfunden habe, er hat ein Patent auf dieſe Erfindung bekommen; er verdient damit jährlich achtzehn Millionen, eine Summe, die das Einkommen der Pariſer Spielhäuſer faſt übertrifft, und er möchte ſolch einträgliches Geſchäft als ein Monopol für ſich und ſeine Nachkommen behalten. Schon im vorigen Artikel habe ich angedeutet, wie die Erhaltung jenes Königmonopols dem Ludwig Philipp über Alles am Herzen liegt, und wie, in Berückſichtigung ſolcher menſchlichen Denkweiſe, ſeine Uſurpation der Präſidentur im Konſeil zu entſchuldigen iſt. Noch immer hat er ſich, der That nach, nicht in die gebührenden Grenzen ſeiner konſtitutionellen Befugniß zurückgezogen, obgleich er, der Form nach, nicht mehr zu präſidiren wagt. Die eigentliche Streitfrage

iſt noch immer nicht geſchlichtet, und wird ſich wohl bis zur Bildung eines neuen Miniſteriums hinzerren. Was aber die Schwäche der Regierung am meiſten offenbart, das iſt eben, daß nicht das innere Landesbedürfniß, ſondern ausländiſche Ereigniſſe die Erhaltung, Erneuerung oder Umgeſtaltung des franzöſiſchen Miniſteriums bedingen. Solche Abhängigkeit von fremdländiſchen Intereſſen zeigte ſich betrübſam und offenkundig genug während der letzten Vorfallenheiten in England. Jedes Gerücht, das uns in dieſer letzten Zeit von dort zuwehte, brachte hier eine neue Miniſterkombination in Vorſchlag und Berathung. Man dachte viel an Odilon-Barrot, und man war auf gutem Wege ſogar an Mauguin zu denken. Als man das brittiſche Staatsſteuer in Wellingtons Händen ſah, verlor man ganz den Kopf, und man war ſchon im Begriff, des militairiſchen Gleichgewichts halber, den Marſchall Soult zum erſten Miniſter zu machen.

Die Freiheit von England und Frankreich wäre

alsdann unter das Kommando zweier alten Soldaten gekommen, die, allem ſelbſtſtändigen Bürgerthume fremd oder gar feindlich, nie etwas andres gelernt haben, als ſklaviſch zu gehorchen oder despotiſch zu befehlen. Soult und Wellington ſind ihrem Charakter nach bloße Condottieri, nur daß erſterer in einer edlern Schule das Waffenhandwerk gelernt hat und eben ſo ſehr nach Ruhm wie nach Sold dürſtet. Nichts Geringeres als eine Krone ſollte ihm einſt als Beute zufallen, und, wie man mir verſichert, Soult war einige Tage lang König von Portugal, unter dem Namen Nikolo I. König der Algarven. Die Laune ſeines ſtrengen Oberherrn erlaubte ihm nicht, dieſen königlichen Spaß länger zu treiben. Aber er kann es gewiß nicht vergeſſen: er hat einſt mit vollen Ohren den ſüßen Majeſtätstitel eingeſogen, mit berauſchten Augen hat er die Menſchen, in unterthänigſter Huldigung, vor ſich knien ſehen, auf ſeinen gnädigen Händen fühlt er noch die brennenden, portugieſiſchen Lippen, — und ihm

ſollte die Freiheit Frankreichs anvertraut werden! Ueber den Andern, über Mylord Wellington, brauche ich wohl nichts zu ſagen. Die letzten Begebenheiten haben bewieſen, daß ich in meinen frühern Schriften noch immer zu milde von ihm geſprochen. Man hat, verblendet durch ſeine täppiſchen Siege, nie geglaubt, daß er eigentlich einfältig ſey; aber auch das haben die jüngſten Ereigniſſe bewieſen. Er iſt dumm wie alle Menſchen, die kein Herz haben. Denn die Gedanken kommen nicht aus dem Kopfe, ſondern aus dem Herzen. Lobt ihn immerhin, feile Hofpoeten und reimende Schmeichler des torieſchen Hochmuths! Beſinge ihn immerhin, kaledoniſcher Barde, bankerottes Geſpenſt mit der bleiernen Harfe, deren Saiten von Spinnweb! Beſingt ihn, fromme Laureaten, bezahlte Heldenſänger, und zumal beſingt ſeine letzten Heldenthaten! Nie hat ein Sterblicher vor aller Welt Augen ſich in ſo kläglicher Blöße gezeigt. Faſt einſtimmig hat ganz England, eine Jury von zwanzig Millionen freier Bürger, ſein

Schuldig ausgeſprochen über den armen Sünder, der, wie ein gemeiner Dieb, nächtlicher Weile und mit Hülfe liſtiger Hehlerinnen, die Kronjuwelen des ſouverainen Volks, ſeine Freiheit und ſeine Rechte, einſtecken wollte. Leſet den Morning-Chronicle, die Times, und ſogar jene Sprecher, die ſonſt ſo gemäßigt ſind, und ſtaunt ob der ſcharfrichterlichen Worte, womit ſie den Sieger von Waterloo geſtäupt und gebrandmarkt. Sein Name iſt ein Schimpf geworden. Durch die feigſten Höflingskünſte ſoll es gelungen ſeyn, ihm auf einige Tage die Gewalt in Händen zu ſpielen, die er doch nicht auszuüben wagte. Leigh Hunt vergleicht ihn deshalb mit einem greiſen Lüſtling, der ein Mädchen verführen wollte, welches, in ſolcher Bedrängniß eine Freundin um Rath frug und zur Antwort erhielt: laß ihn nur gewähren, und er wird außer der Sünde ſeines böſen Willens auch noch die Schande der Ohnmacht auf ſich laden.

Ich habe immer dieſen Mann gehaßt, aber ich dachte nie, daß er ſo verächtlich ſey. Ich habe

überhaupt von denen, die ich haſſe, immer größer gedacht, als ſie es verdienten. Und ich geſtehe, daß ich den Tories von England mehr Muth und Kraft und großſinnige Aufopferung zutraute, als ſie jetzt, wo es Noth that, bewieſen haben. Ja, ich habe mich geirrt in dieſem hohen Adel von England, ich glaubte, ſie würden, wie ſtolze Römer, die Aecker, worauf der Feind kampirt, nicht geringeren Preiſes wie ſonſt verkaufen; ſie würden auf ihren kuruliſchen Stühlen die Feinde erwarten — nein! ein paniſcher Schrecken ergriff ſie, als ſie ſahen, daß John Bull etwas ernſthaft ſich gebärdete, und die Aecker mitſamt den Rotten-boroughs werden jetzt wohlfeiler ausgeboten, und die Zahl der kuruliſchen Stühle wird vermehrt, damit auch die Feinde gefälligſt Platz nehmen. Die Tories vertrauen nicht mehr ihrer eigenen Kraft; ſie glauben nicht mehr an ſich ſelbſt — ihre Macht iſt gebrochen. Freilich, die Whigs ſind ebenfalls Ariſtokraten, Lord Grey iſt eben ſo adelſüchtig wie Lord Wellington;

aber es wird der engliſchen Ariſtokratie wie der franzö-ſiſchen ergehen: der eine Arm ſchneidet den andern ab.

Es iſt unbegreiflich, daß die Tories, auf einen nächtlichen Streich ihrer Königin rechnend, ſo ſehr erſchracken, als dieſer gelang, und das Volk ſich überall mit lautem Proteſt dagegen erhob. Dies war ja vorauszuſehen, wenn man den Charakter der Engländer und ihre geſetzlichen Widerſtandsmittel in Anſchlag brachte. Das Urtheil über die Reform-bill ſtand feſt bei Jedem im Volke. Alles Nach-denken darüber war ein Faktum geworden. Ueber-haupt haben die Engländer, wo es Handeln gilt, den Vortheil, daß ſie, als freie Menſchen immer befugt ſich frei auszuſprechen, über jede Frage ein Urtheil in Bereitſchaft haben. Sie urtheilen gleich-ſam mehr, als ſie denken. Wir Deutſche hingegen, wir denken immer, vor lauter Denken kommen wir zu keinem Urtheil; auch iſt es nicht immer rathſam, ſich auszuſprechen; den Einen hält die Furcht vor dem Mißfallen des Herrn Polizeidirektors, den An-

dern die Beſcheidenheit oder gar die Blödigkeit davon zurück, ein Urtheil zu fällen; viele deutſche Denker ſind ins Grab geſtiegen, ohne über irgend eine große Frage ein eigenes Urtheil ausgeſprochen zu haben. Die Engländer ſind hingegen beſtimmt, praktiſch, alles Geiſtige verfeſtet ſich bei ihnen, ſo daß ihre Gedanken, ihr Leben und ſie ſelbſt eine einzige Thatſache werden, deren Rechte unabweisbar. Ja, ſie ſind „brutal wie eine Thatſache" und widerſtehen materiell. Ein Deutſcher mit ſeinen Gedanken, ſeinen Ideen, die weich wie das Gehirn, woraus ſie hervorgegangen, iſt gleichſam ſelbſt nur eine Idee, und wenn dieſe der Regierung mißfällt, ſo ſchickt man ſie auf die Feſtung. So ſaßen ſechzig Ideen in Köpenick eingeſperrt, und Niemand vermißte ſie; die Bierbrauer brauten ihr Bier nach wie vor; die Almanachspreſſen druckten ihre Kunſtnovellen nach wie vor. Zu jener thatſächlichen Widerſtandsnatur der Engländer, jenem unbeugſamen Eigenſinn bei abgeurtheilten Fragen, kommt noch

die geſetzliche Sicherheit, womit ſie handeln können. Wir vermögen uns keinen Begriff davon zu machen, wie weit die engliſche Oppoſition, die Gegnerin der Regierung innerhalb und außerhalb des Parlaments, auf legalem Wege vorwärts ſchreiten darf. Die Tage von Wilkes begreift man erſt, wenn man England ſelbſt geſehen hat. Die Reiſenden, die uns die engliſche Freiheit ſchildern wollen, geben uns in dieſer Abſicht eine Aufzählung von Geſetzen. Aber die Geſetze ſind nicht die Freiheit ſelbſt, ſondern nur die Gränzen derſelben. Man hat auf dem Kontinente keinen Begriff davon, wie viel intenſive Freiheit zuweilen in jenen Gränzen zuſammengedrängt iſt, und man hat noch viel weniger einen Begriff von der Faulheit und Schläfrigkeit der Gränzwächter. Nur wo ſie Schutz geben ſollen gegen Willkühr der Gewalthaber ſind jene Gränzen feſt und wachſam gehütet. Wenn ſie überſchritten werden von den Gewalthabern, dann ſteht ganz England auf, wie ein einziger Mann, und die Willkühr

wird zurückgetrieben. Ja, dieſe Leute warten nicht einmal, bis die Freiheit verletzt worden, ſondern wo ſie nur im geringſten bedroht iſt, erheben ſie ſich gewaltig, mit Worten und Flinten. Die Franzoſen des Julius ſind nicht früher aufgeſtanden, als bis die erſten Keulenſchläge der Willkühr, die Ordonnanzen, ihnen aufs Haupt niederfielen. Die Engländer dieſes Maimonds haben nicht den erſten Schlag abgewartet; es war ihnen ſchon genug, daß dem berühmten Scharfrichter, der ſchon in andern Ländern die Freiheit hingerichtet, das Schwert in Händen gegeben worden.

Es ſind wunderliche Käuze, dieſe Engländer. Ich kann ſie nicht leiden. Sie ſind erſtens langweilig, und dann ſind ſie ungeſellig, eigenſüchtig, ſie quäken wie die Fröſche, ſie ſind geborne Feinde aller guten Muſik, ſie gehen in die Kirche mit vergoldeten Gebetbüchern, und ſie verachten uns Deutſche, weil wir Sauerkraut eſſen. Aber als es der engli=

ſchen Ariſtokratie gelang, „das deutſche Weib" (the nasty german frow) durch die Hofbaſtardſchaft in ihr Intereſſe zu ziehen; als König Wilhelm, der noch des Abends an Lord Grey verſprach, ſo viel neue Pairs zu ernennen, als zum Durchſetzen der Reformbill nöthig ſey, umgeſtimmt durch die Königin der Nacht, des andern Morgens ſein Wort brach; als Wellington und ſeine Tories mit ihren liberticiden Händen die Staatsgewalt ergriffen: da waren jene Engländer plötzlich gar nicht mehr langweilig, ſondern ſehr intereſſant; ſie waren gar nicht mehr ungeſellig, ſondern ſie vereinigten ſich hunderttauſendweis; ſie wurden ſehr gemeinſinnig; ihre Worte waren gar nicht mehr ſo quäkend, ſondern voll des kühnſten Wohllauts; ſie ſprachen Dinge, die hinreißender klangen als die Melodien von Roſſini und Meyerbeer, und ſie ſprachen gar nicht gebetbücherlich fromm von den Prieſtern der Kirche, ſondern ſie beriethen ſich ganz freigeiſtig, „ob ſie nicht die Biſchöffe zum Henker jagen, und König

Wilhelm, mitſammt ſeiner Sauerkrautſippſchaft, nach Hannover zurückſchicken ſollten?“

Ich habe, als ich früher in England war, über Vieles gelacht, aber am herzlichſten über den Lordmayor, den eigentlichen Bürgermeiſter des Weichbilds von London, der, als eine Ruine des mittelalterlichen Kommunewesens, ſich in all ſeiner Perrückenmajeſtät und breiten Zunftwürde erhalten hat. Ich ſah ihn in der Geſellſchaft ſeiner Aldermänner; das ſind die gravitätiſchen Vorſtände der Bürgerſchaft, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, meiſtens dicke Krämer, rothe Beefſteakgeſichter, lebendige Porterkrüge, aber nüchtern, und ſehr reich durch Fleiß und Sparſamkeit, ſo daß viele darunter, wie man mir verſichert, über eine Million Pfund Sterling in der engliſchen Bank liegen haben. Die engliſche Bank iſt ein großes Gebäude in Thread-needle-Street; und würde in England eine Revolution ausbrechen, ſo kann die Bank in die größte Gefahr gerathen, und die reichen Bürger von London könn-

ten ihr Vermögen verlieren und in einer Stunde zu Bettlern werden. Nichtsdeſtoweniger, als König Wilhelm ſein Wort brach und die Freiheit von England gefährdet ſtand, da hat der Lordmayor von London ſeine große Perrücke aufgeſetzt, und mit ſeinen dicken Aldermännern machte er ſich auf den Weg, und ſie ſahen dabei ſo ſichermüthig, ſo amtsruhig aus, als gingen ſie zu einem feierlichen Gaſtmahl in Guildhall; ſie gingen aber nach dem Hauſe der Gemeinen, und proteſtirten dort aufs entſchloſſenſte gegen das neue Regiment, und widerſagten dem König, im Fall er es nicht widerriefe, und wollten lieber durch eine Revolution Leib und Gut aufs Spiel ſetzen, als den Untergang der engliſchen Freiheit geſtatten. Es ſind wunderliche Käuze, dieſe Engländer!

Ich werde eines Mannes, den ich auf der linken Seite des Sprechers im engliſchen Unterhauſe ſitzen ſah, nie vergeſſen; denn nie hat mir ein Menſch mehr als dieſer mißfallen. Er ſitzt dort

noch immer. Es iſt eine unterſetzte, ſtämmige Figur, mit einem großen, viereckigen Kopfe, der mit unangenehm aufgeſträubten, röthlichen Haaren bedeckt iſt. Das über und über geröthete, breitbäckige Geſicht iſt ordinair, regelmäßig unedel; nüchterne, wohlfeile Augen; kargzugemeſſene Naſe; eine große Strecke von da bis zum Munde, und dieſer kann keine drei Worte ſprechen, ohne daß eine Zahl dazwiſchenläuft, oder wenigſtens von Geld die Rede iſt. Es liegt in ſeinem ganzen Weſen etwas Knickrichtes, Filziges, Schäbiges; kurz, es iſt der ächte Sohn Schottlands, Herr Joſeph Hume. Man ſollte dieſe Geſtalt vor jedem Rechenbuche in Kupfer ſtechen. Er gehörte immer zur Oppoſition; die engliſchen Miniſter haben immer beſondere Angſt vor ihm, wenn Geldſummen beſprochen werden. Sogar als Canning Miniſter wurde, blieb er auf der Oppoſitionsbank ſitzen, und wenn Canning in ſeinen Reden eine Zahl zu nennen hatte, frug er jedesmal in leiſem Tone den neben ihm ſitzenden Huskiſſon

Digitized by Google

„how much?“ und wenn dieſer ihm die Zahl ſouflirt hatte, ſprach er ſie laut aus, indem er faſt lächelnd Joſeph Hume dabei anſah; nie hat mir ein Menſch mehr mißfallen als dieſer. Als aber König Wilhelm ſein Wort brach, da erhob ſich Joſeph Hume hoch und heldenmüthig wie ein Gott der Freiheit, und er ſprach Worte, die ſo gewaltig und ſo erhaben lauteten, wie die Glocke von Sankt Paul, und es war freilich wieder von Geld die Rede, und er erklärte, „daß man keine Steuern bezahlen ſolle,“ und das Parlament ſtimmte ein in den Antrag ſeines großen Bürgers.

Das war es, das entſchied; die geſetzliche Verweigerung der Abgaben ſchreckte die Feinde der Freiheit. Sie wagten nicht den Kampf mit einem einigen Volke, das Leib und Gut aufs Spiel ſetzte. Sie hatten freilich noch immer ihre Soldaten und ihre Guineen. Aber man traute nicht mehr den rothen Knechten, obgleich ſie bisher dem Wellington'ſchen Stocke ſo prügeltreu gehorcht. Man ver-

traute nicht mehr der Ergebenheit erkaufter Wortführer; denn ſelbſt Englands Nobility merkt jetzt, „daß nicht Alles in der Welt feil iſt, und daß man auch am Ende nicht Geld genug hat, Alles zu bezahlen.“ Die Tories gaben nach. Es war in der That das Feigſte, aber auch das Klügſte. Wie kam es aber, daß ſie das einſahen? Haben ſie etwa unter den Steinen, womit man ihnen die Fenſter einwarf, zufällig den Stein der Weiſen gefunden?

Digitized by Google

Artikel IX.

Paris, 16. Junius 1832.

John Bull verlangt jetzt eine wohlfeile Regierung und eine wohlfeile Religion, (**cheap government, cheap religion,**) und will nicht mehr alle Früchte ſeiner Arbeit hergeben, damit die ganze Sippſchaft jener Herren, die ſeine Staatsintereſſen verwalten oder ihm die chriſtliche Demuth predigen, im ſtolzeſten Ueberfluß ſchwelgt. Er hat vor ihrer Macht nicht mehr ſo viel Ehrfurcht wie ſonſt, und auch John Bull hat gemerkt: **la force des grands n'est que dans la tête des petits.** Der Zauber

iſt gebrochen, ſeitdem die engliſche Nobility ihre eigene Schwäche offenbart hat. Man fürchtet ſie nicht mehr, man ſieht ein, ſie beſteht aus ſchwachen Menſchen wie wir Andere. Als der erſte Spanier fiel, und die Merikaner merkten, daß die weißen Götter, die ſie mit Bliß und Donner bewaffnet ſahen, ebenfalls ſterblich ſeyen: wäre dieſen der Kampf ſchier ſchlecht bekommen, hätten die Feuergewehre nicht den Ausſchlag gegeben. Unſere Feinde aber haben nicht dieſen Vortheil; Barthold Schwarz hat das Pulver für uns alle erfunden. Vergebens ſcherzt die Cleriſey: gebt dem Cäſar, was des Cäſars iſt. Unſere Antwort iſt: während achtzehn Jahrhunderten haben wir dem Cäſar immer viel zu viel gegeben; was übrig geblieben, das iſt jetzt für uns. —

Seit die Reformbill zum Geſetze erhoben iſt, ſind die Ariſtokraten plötzlich ſo großmüthig geworden, daß ſie behaupten: nicht bloß wer zehn Pfund Sterling Steuer bezahle, ſondern jeder Englän-

der, ſogar der ärmſte, habe das Recht, bei der Wahl eines Parlamentsdeputirten ſeine Stimme zu geben. Sie möchten lieber abhängig werden von den niedrigſten Bettler- und Lumpengeſindel, als von jenem wohlhabenden Mittelſtand, der nicht ſo leicht zu beſtechen iſt, und der für ſie auch keine ſo tiefe Sympathie fühlt wie der Pöbel. Letzterer iſt jenen Hochgeborenen wenigſtens wahlverwandt; ſie haben beide, der Adel und der Pöbel, den größten Abſcheu vor gewerbfleißiger Thätigkeit; ſie ſtreben vielmehr nach Eroberung des fremden Eigenthums, oder nach Geſchenken und Trinkgeldern für gelegentliche Lohndienerey; Schuldenmachen iſt durchaus nicht unter ihrer Würde; der Bettler und der Lord verachten die bürgerliche Ehre; ſie haben eine gleiche Unverſchämtheit, wenn ſie hungrig ſind, und ſie ſtimmen ganz überein in ihrem Haſſe gegen den wohlhabenden Mittelſtand. Die Fabel erzählt: die oberſten Sproſſen einer Leiter ſprachen einſt hochmüthig zu den unterſten: glaubt nicht,

daß Ihr uns gleich ſeyd, Ihr ſteckt unten im Kothe, während wir oben frey emporragen, die Hierarchie der Sproſſen iſt von der Natur eingeführt, ſie iſt von der Zeit geheiligt, ſie iſt legitim; ein Philoſoph aber, welcher vorüberging und dieſe hochadelige Sprache hörte, lächelte und drehte die Leiter herum. Sehr oft geſchieht dieſes im Leben, und dann zeigt ſich, daß die hohen und die niedrigen Sproſſen der geſellſchaftlichen Leiter in derſelben Lage eine gleiche Geſinnung beurkunden. Die vornehmen Emigranten, die im Auslande in Miſere geriethen, wurden ganz gemeine Bettler in Gefühl und Geſinnung. Während das korſikaniſche Lumpengeſindel, das ihren Platz in Frankreich einnahm, ſich ſo frech, ſo hochnaſig, ſo hoffärtig ſpreizte, als wären ſie die älteſte Nobleſſe.

Wie ſehr den Freunden der Freiheit jenes Bündniß der Nobleſſe und des Pöbels gefährlich iſt, zeigt ſich am widerwärtigſten auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Hier, wie auch in einigen Pro-

vinzen von Weſtfrankreich und Süddeutſchland, ſegnet die katholiſche Prieſterſchaft dieſe heilige Allianz. Auch die Prieſter der proteſtantiſchen Kirche ſind überall bemüht, das ſchöne Verhältniß zwiſchen dem Volk und den Machthabern (d. h. zwiſchen dem Pöbel und der Ariſtokratie) zu befördern, damit die Gottloſen, (die Liberalen) nicht die Obergewalt gewinnen. Denn ſie urtheilen ſehr richtig: wer ſich frevelhaft ſeiner Vernunft bedient und die Vorrechte der adeligen Geburt läugnet, der zweifelt am Ende auch an den heiligſten Lehren der Religion und glaubt nicht mehr an die Erbſünde, an den Satan, an die Erlöſung, an die Himmelfahrt, er geht nicht mehr nach dem Tiſch des Herren, und gibt dann auch den Dienern des Herren keine Abendmahlstrinkgelder oder ſonſtige Gebühr, wovon ihre Subſiſtenz und alſo das Heil der Welt abhängt. Die Ariſtokraten aber haben ihrerſeits eingeſehen, daß das Chriſtenthum eine ſehr nützliche Religion iſt, daß derjenige, der an die Erbſünde glaubt, auch die

Erbprivilegien nicht läugnen wird, daß die Hölle eine ſehr gute Anſtalt iſt, die Menſchen in Furcht zu halten, und daß jemand, der ſeinen Gott frißt, ſehr viel vertragen kann. Dieſe vornehmen Leute waren freilich einſt ſelbſt ſehr gottlos und haben durch die Auflöſung der Sitten den Umſturz des alten Regimes befördert. Aber ſie haben ſich gebeſſert, und wenigſtens ſehen ſie ein, daß man dem Volke ein gutes Beiſpiel geben muß. Nachdem die alte Orgie ein ſo ſchlechtes Ende genommen und auf den ſüßeſten Sündenrauſch die bitterſte Noth gefolgt war, haben die edlen Herren ihre ſchlüpfrigen Romane mit Erbauungsbüchern vertauſcht, und ſie ſind ſehr devot geworden, und keuſch und ſie wollen dem Volk ein gutes Beiſpiel geben. Auch die edlen Damen haben ſich, mit verwiſchter Röthe auf den Wangen, von dem Boden der Sünde wieder erhoben, und bringen ihre zerzauſten Friſuren und ihre zerknitterten Röcke wieder in Ordnung, und predigen Tugend und Anſtändigkeit und Chriſten-

thum, und wollen dem Volke ein gutes Beiſpiel geben.

(Ich habe hier einige Stücke ausſcheiden müſſen, die allzu ſehr jenem Moderantismus huldigten, der, in dieſer Zeit der Reaktion, nicht mehr rühmlich und paſſend iſt. Ich gebe dafür eine nachträglich geſchriebene Note, die ich dem Schluſſe dieſes Artikels anfüge.)

Ich liebe die Erinnerung der früheren Revolutionskämpfe und der Helden, die ſie gekämpft, ich verehre dieſe eben ſo hoch, wie es nur immer die Jugend Frankreichs vermag, ja, ich habe noch vor den Juliustagen den Robespierre und den Sanktum Juſtum und den großen Berg bewundert — aber ich möchte dennoch nicht unter dem Regimente ſolcher Erhabenen leben, ich würde es nicht aushalten können, alle Tage guillotinirt zu werden, und niemand hat es aushalten können, und die franzöſiſche Republik konnte nur ſiegen und ſiegend verbluten. Es iſt keine Inkonſequenz,

daß ich dieſe Republik enthuſiaſtiſch liebe, ohne im Geringſten die Wiedereinführung dieſer Regierungsform in Frankreich und noch weniger eine deutſche Ueberſetzung derſelben zu wünſchen. Ja, man könnte ſogar, ohne inkonſequent zu ſeyn, zu gleicher Zeit wünſchen, daß in Frankreich die Republik wieder eingeführt und daß in Deutſchland hingegen der Monarchismus erhalten bleibe. In der That, wem die Sicherung der Siege, die für das demokratiſche Prinzip erfochten worden, mehr als alle andere Intereſſen am Herzen liegt, dürfte leicht in ſolchen Fall gerathen.

Hier berühre ich die große Streitfrage, worüber jetzt in Frankreich ſo blutig und bitter geſtritten wird, und ich muß die Gründe anführen, weshalb ſo viele Freunde der Freiheit immer noch der gegenwärtigen Regierung anhängen, und warum andere den Umſturz derſelben und die Wiedereinführung der Republik verlangen. Jene, die Philippiſten, ſagen: Frankreich, welches nur monarchiſch

regiert werden könne, habe an Ludwig Philipp den geeignetſten König; er ſey ein ſicherer Schützer der erlangten Freiheit und Gleichheit, da er ſelber in ſeinen Geſinnungen und Sitten vernünftig und bürgerlich iſt; er könne nicht, wie die vorige Dynaſtie, einen Groll im Herzen tragen gegen die Revolution, da ſein Vater und er ſelber daran Theil genommen; er könne das Volk nicht an die vorige Dynaſtie verrathen, da er ſie, als Verwandter, inniger als Andere haſſen muß; er könne mit den übrigen Fürſten in Frieden bleiben, da dieſe ſeiner hohen Geburt halber, ihm ſeine Illegitimität zu Gute halten, ſtatt daß ſie gleich den Krieg erklärt hätten, wenn ein bloßer Rotürier auf den franzöſiſchen Thron geſetzt oder gar die Republik proklamirt worden wäre; und doch ſey der Frieden nöthig für das Glück Frankreichs. Dagegen behaupten die Republikaner: das ſtille Glück des Friedens ſey gewiß ein ſchönes Gut, es habe jedoch keinen Werth ohne die Freiheit; in dieſer Ge-

ſinnung hätten ihre Väter die Baſtille geſtürmt und Ludwig Capet das Haupt abgeſchlagen, und mit der ganzen Ariſtokratie Europa's Krieg geführt; dieſer Krieg ſey noch nicht zu Ende, es ſey nur Waffenſtillſtand, die europäiſche Ariſtokratie hege noch immer den tiefſten Groll gegen Frankreich, es ſey eine Blutfeindſchaft, die nur mit der Vernichtung der einen oder der andern Macht aufhöre; Ludwig Philipp aber ſey ein König, die Erhaltung ſeiner Krone ſey ihm die Hauptſache, er verſtändige und verſchwägere ſich mit Königen, und hin und her gezerrt durch allerlei Hausverhältniſſe und zur leidigſten Halbheit verdammt, ſey er ein unzulänglicher Vertreter jener heiligſten Intereſſen, die einſt nur die Republik am kräftigſten vertreten konnte, und derenthalber die Wiedereinführung der Republik eine Nothwendigkeit ſey.

Wer in Frankreich keine theueren Güter beſitzt, die durch den Krieg zu Grunde gehen können, mag nun leicht eine Sympathie für jene Kampf-

luſtigen empfinden, die dem Siege des demokratiſchen Prinzips das ſtille Glück des Lebens aufopfern, Gut und Blut in die Schanze ſchlagen, und ſo lange fechten wollen, bis die Ariſtokratie in ganz Europa vernichtet iſt. Da zu Europa auch Deutſchland gehört, ſo hegen viele Deutſche jene Sympathie für die franzöſiſchen Republikaner; aber, wie man oft zu weit geht, ſo geſtaltet ſie ſich bei manchen zu einer Vorliebe für die republikaniſche Form ſelbſt, und da ſehen wir eine Erſcheinung, die kaum begreifbar, nämlich deutſche Republikaner. Daß Polen und Italiener, die, eben ſo wie die deutſchen Freiheitsfreunde, von den franzöſiſchen Republikanern mehr Heil erwarten als von dem Juſte-milieu, und ſie daher mehr lieben, jetzt auch für die republikaniſche Regierungsform, die ihnen nicht ganz fremd iſt, eine Vorliebe empfinden, das iſt ſehr natürlich. Aber deutſche Republikaner! man traut ſeinen Ohren kaum und ſeinen Augen, und doch ſehen wir deren hier und in Deutſchland.

Noch immer, wenn ich meine deutſchen Republikaner betrachte, reibe ich mir die Augen und ſage zu mir ſelber: träumſt du etwa? Leſe ich gar die deutſche Tribüne und ähnliche Blätter, ſo frage ich mich: wer iſt denn der große Dichter, der dies alles erfindet? Exiſtirt der Doktor Wirth mit ſeinem blanken Ehrenſchwert? Oder iſt er nur ein Phantaſiegebilde von Tieck oder Immermann? Dann aber fühle ich wohl, daß die Poeſie ſich nicht ſo hoch verſteigt, daß unſere großen Poeten dennoch keine ſo bedeutende Charaktere darſtellen können, und daß der Doktor Wirth wirklich leibt und lebt, ein zwar irrender aber tapferer Ritter der Freiheit, wie Deutſchland deren wenige geſehen, ſeit den Tagen Ulrichs von Hutten.

Iſt es wirklich wahr, daß das ſtille Traumland in lebendige Bewegung gerathen? Wer hätte das vor dem Julius 1830 denken können! Göthe mit ſeinem Eyapopeya, die Pietiſten mit ihrem langweiligen Gebetbücherton, die Myſtiker mit ihrem

Magnetismus, hatten Deutſchland völlig eingeſchläfert, und weit und breit, regungslos, lag alles und ſchlief. Aber nur die Leiber waren ſchlafgebunden; die Seelen, die darin eingekerkert, behielten ein ſonderbares Bewußtſeyn. Der Schreiber dieſer Blätter wandelte damals, als junger Menſch durch die deutſchen Lande und betrachtete die ſchlafenden Menſchen; ich ſah den Schmerz auf ihren Geſichtern, ich ſtudirte ihre Phyſionomien, ich legte ihnen die Hand aufs Herz und ſie fingen an nachtwandlerhaft im Schlafe zu ſprechen; ſeltſam abgebrochene Reden, ihre geheimſten Gedanken enthüllend. Die Wächter des Volks, ihre goldenen Nachtmützen tief über die Ohren gezogen, und tief eingehüllt in Schlafröcken von Hermelin, ſaßen auf rothen Polſterſtühlen, und ſchliefen ebenfalls, und ſchnarchten ſogar. Wie ich ſo dahin wanderte, mit Ränzel und Stock, ſprach ich oder ſang ich laut vor mich hin, was ich den ſchlafenden Menſchen auf den Geſichtern erſpäht oder aus den ſeufzenden Herzen

erlauſcht hatte; — es war ſehr ſtill um mich her, und ich hörte nichts als das Echo meiner eigenen Worte. Seitdem, geweckt von den Kanonen der großen Woche, iſt Deutſchland erwacht, und jeder, der bisher geſchwiegen, will das Verſäumte ſchnell wieder einholen, und das iſt ein redſeliger Lärm, und ein Gepolter, und dabei wird Tabak geraucht und aus den dunklen Dampfwolken droht ein ſchreckliches Gewitter. Das iſt wie ein aufgeregtes Meer, und auf den hervorragenden Klippen ſtehen die Wortführer; die Einen blaſen mit vollen Backen in die Wellen hinein, und ſie meinen, ſie hätten dieſen Sturm erregt und je mehr ſie blieſen deſto wüthender heule die Windsbraut; die Anderen ſind ängſtlich, ſie hören die Staatsſchiffe krachen, ſie betrachten mit Schrecken das wilde Gewoge, und da ſie aus ihren Schulbüchern wiſſen, daß man mit Oehl das Meer beſänftigen könne, ſo gießen ſie ihre Studierlämpchen in die empörte Menſchenfluth, oder proſaiſch zu ſprechen, ſie ſchreiben ein verſöh-

nendes Broſchürchen, und wundern ſich, wenn das Mittel nicht hilft und ſeufzen: **oleam perdidi!**

Es iſt leicht vorauszuſehen, daß die Idee einer Republik, wie ſie jetzt viele deutſche Geiſter erfaßt, keineswegs eine vorübergehende Grille iſt. Den Doktor Wirth und den Siebenpfeifer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunſchweig und Groſſe, und Schüler und Savoye, man kann ſie feſtſetzen, und man wird ſie feſtſetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und ſchweben frei, wie Vögel, in den Lüften. Wie Vögel, niſten ſie in den Wipfeln deutſcher Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang ſieht man und hört man nichts von ihnen, bis ſie eines ſchönen Sommermorgens auf dem öffentlichen Markte zum Vorſchein kommen, großgewachſen, gleich dem Adler des oberſten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was iſt denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, ſie ſind ewig; nur die Könige ſind ſterblich.

Ich glaube nicht ſobald an eine deutſche Revolution, und noch viel weniger an eine deutſche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin überzeugt, wenn wir längſt ruhig in unſeren Gräbern vermodert ſind, kämpft man in Deutſchland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik iſt eine Idee, und noch nie haben die Deutſchen eine Idee aufgegeben, ohne ſie bis in allen ihren Conſequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutſchen, die wir in unſerer Kunſtzeit die kleinſte äſthetiſche Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichſt ausgeſtritten, wir ſollten jetzt, wo unſere politiſche Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert laſſen?

Zu ſolcher Polemik haben uns die Franzoſen noch ganz beſondere Waffen geliefert; denn wir haben beide, Franzoſen und Deutſche, in der jüngſten Zeit viel von einander gelernt; jene haben viel deutſche Philoſophie und Poeſie angenommen, wir dagegen die politiſchen Erfahrungen und den prak-

tiſchen Sinn der Franzoſen; beide Völker gleichen jenen homeriſchen Heroen, die auf dem Schlachtfelde Waffen- und Rüſtungen wechſeln als Zeichen der Freundſchaft. Daher überhaupt dieſe große Veränderung, die jetzt mit den deutſchen Schriftſtellern vorgeht. In früheren Zeiten waren ſie entweder Fakultätsgelehrte oder Poeten, ſie kümmerten ſich wenig um das Volk, für dieſes ſchrieb keiner von beiden, und in dem philoſophiſchen poetiſchen Deutſchland bleibt das Volk von der plumpſten Denkweiſe befangen, und wenn es etwa einmal mit ſeinen Obrigkeiten haderte, ſo war nur die Rede von rohen Thatſächlichkeiten, materiellen Nöthen, Steuerlaſt, Mauth, Wildſchaden, Thorſperre u. ſ. w.; — während im praktiſchen Frankreich das Volk, welches von den Schriftſtellern erzogen und geleitet wurde, viel mehr um ideelle Intereſſen, um philoſophiſche Grundſätze, ſtritt. Im Freiheitskriege (**lucus a non lucendo**) benutzten die Regierungen eine Koppel Fakultätsgelehrte und Poeten, um für ihre

Kronintereſſen auf das Volk zu wirken, und dieſes zeigte viel Empfänglichkeit, las den Merkur von Joſeph Görres, ſang die Lieder von E. M. Arndt, ſchmückte ſich mit dem Laube ſeiner vaterländiſchen Eichen, bewaffnete ſich, ſtellte ſich begeiſtert in Reih und Glied, ließ ſich „Sie" tituliren, landſtürmte und focht und beſiegte den Napoleon; — denn gegen die Dummheit kämpfen die Götter ſelbſt vergebens. Jetzt wollen die deutſchen Regierungen jene Koppel wieder benutzen. Aber dieſe hat unterdeſſen immer im dunkelen Loch angekettet gelegen und iſt ſehr räudig geworden, in übeln Geruch gekommen, und hat nichts neues gelernt, und bellt noch immer in der alten Weiſe; das Volk hingegen hat unterdeſſen ganz andere Töne gehört, hohe, herrliche Töne von bürgerlicher Gleichheit, von Menſchenrechten, unveräußerlichen Menſchenrechten, und mit lächelndem Mitleiden, wo nicht gar mit Verachtung, ſchaut es hinab auf die bekannten Kläffer, die mittelalterlichen Rüden, die getreuen Pudel, und die frommen Möpſe von 1814.

Nun freilich die Töne von 1832 möchte ich nicht ſammt und ſonders vertreten. Ich habe mich ſchon oben geäußert in Betreff der befremdlichſten dieſer Töne, nämlich über unſere deutſchen Republikaner. Ich habe den zufälligen Umſtand gezeigt, woraus ihre ganze Erſcheinung hervorgegangen. Ich will hier durchaus nicht ihre Meinungen bekämpfen; das iſt nicht meines Amtes, und dafür haben ja die Regierungen ihre beſonderen Leute, die ſie dafür beſonders bezahlen. Aber ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung auszuſprechen: der Hauptirrthum der deutſchen Republikaner entſteht dadurch, daß ſie den Unterſchied beider Länder nicht genau in Anſchlag bringen, wenn ſie auch für Deutſchland jene republikaniſche Regierungsart wünſchen, die vielleicht für Frankreich ganz paſſend ſeyn möchte. Nicht wegen ſeiner geographiſchen Lage und des bewaffneten Einſpruchs der Nachbarfürſten, kann Deutſchland keine Republik werden, wie jüngſt der Großherzog von Baden behauptet hat. Viel-

mehr ſind es eben jene geographiſchen Verhältniſſe, die den deutſchen Republikanern bei ihrer Argumentation zu Gute kämen, und was ausländiſche Gefahr betrifft, ſo wäre das vereinigte Deutſchland die furchtbarſte Macht der Welt, und ein Volk, welches ſich unter ſervilſten Verhältniſſen immer ſo vortrefflich ſchlug, würde, wenn es erſt aus lauter Republikanern beſtünde, ſehr leicht die angedrohten Baſchkiren und Kalmücken an Tapferkeit übertreffen. Aber Deutſchland kann keine Republik ſeyn, weil es ſeinem Weſen nach royaliſtiſch iſt. Frankreich iſt, im Gegentheil, ſeinem Weſen nach republikaniſch. Ich ſage hiermit nicht, daß die Franzoſen mehr republikaniſche Tugenden hätten als wir; nein, dieſe ſind auch bei den Franzoſen nicht im Ueberfluß vorhanden. Ich ſpreche nur von dem Weſen, von dem Charakter, wodurch der Republikanismus und der Royalismus ſich nicht blos von einander unterſcheiden, ſondern ſich auch als grundverſchiedene Erſcheinungen kundgeben und geltend machen.

Digitized by Google

Der Royalismus eines Volks beſteht, dem Weſen nach, darin: daß es Autoritäten achtet, daß es an die Perſonen glaubt, die jene Autoritäten repräſentiren, daß es in dieſer Zuverſicht auch der Perſon ſelbſt anhängt. Der Republikanismus eines Volks beſteht, dem Weſen nach, darin: daß der Republikaner an keine Autorität glaubt, daß er nur die Geſetze hochachtet, daß er von den Vertretern derſelben beſtändig Rechenſchaft verlangt, ſie mit Mißtrauen beobachtet, ſie kontrolirt, daß er alſo nie den Perſonen anhängt, und dieſe vielmehr, je höher ſie aus dem Volke hervorragen, deſto emſiger mit Widerſpruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten ſucht.

Der Oſtrazismus war in dieſer Hinſicht die republikaniſchſte Einrichtung, und jener Athener, welcher für die Verbannung des Ariſtides ſtimmte, „weil man ihn immer den Gerechten nenne", war der ächteſte Republikaner. Er wollte nicht, daß die Tugend durch eine Perſon repräſentirt werde, daß

die Perſon am Ende mehr gelte als die Geſetze, er fürchtete die Autorität eines Namens; — dieſer Mann war der größte Bürger von Athen, und daß die Geſchichte ſeinen eigenen Namen verſchweigt, charakteriſirt ihn am meiſten. Ja, ſeitdem ich die franzöſiſchen Republikaner, ſowohl in Schriften als im Leben ſtudiere, erkenne ich überall, als charakteriſtiſche Zeichen, jenes Mißtrauen gegen die Perſon, jenen Haß gegen die Autorität eines Namens. Es iſt nicht kleinliche Gleichheitsſucht, weßhalb jene Menſchen die großen Namen haſſen, nein, ſie fürchten, daß die Träger ſolcher Namen ihn gegen die Freiheit mißbrauchen möchten, oder vielleicht durch Schwäche und Nachgiebigkeit ihren Namen zum Schaden der Freiheit mißbrauchen laſſen. Deßhalb wurden in der Revolutionszeit ſo viele große populaire Freiheits-Männer hingerichtet, eben weil man, in gefährlichen Zuſtänden, einen ſchädlichen Einfluß ihrer Autorität befürchtete. Deßhalb höre ich noch jetzt aus manchem Munde die republikaniſche Lehre:

daß man alle liberalen Reputationen zu Grunde richten müſſe, denn dieſe übten, im entſcheidenden Augenblick, den ſchädlichſten Einfluß, wie man es zuletzt beim Lafayette geſehen, dem man „die beſte Republik" verdanke.

Vielleicht habe ich hier beiläufig die Urſache angedeutet, weßhalb jetzt ſo wenig große Reputationen in Frankreich hervorragen; ſie ſind zum größten Theil ſchon zu Grunde gerichtet. Von den allerhöchſten Perſonen bis zu den allerniedrigſten gibt es hier keine Autoritäten mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Alexander, **Chef des claqueurs**, vom großen Talleyrand bis zu Vidoque, von Gaspar Debüreau, dem berühmten Pierrot des Fünembülen-Theaters, bis hinab auf Hyazinth de Quelen, Erzbiſchof von Paris, von Monſieur Staub, **maitre tailleur**, bis zu De-la-Martine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis Paul de Kock, von Cherubini bis Biſſi, von Roſſini bis zum kleinſten Maulaffi — keiner, von welchem Gewerbe er auch

ſey, hat hier ein unbeſtrittenes Anſehen. Aber nicht blos der Glaube an Perſonen iſt hier vernichtet, ſondern auch der Glaube an alles was exiſtirt. Ja, in den meiſten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel ſelbſt ſetzt ja einen Glauben voraus. Es gibt hier keine Atheiſten; man hat für den lieben Gott nicht einmal ſo viel Achtung übrig, daß man ſich die Mühe gäbe, ihn zu läugnen. Die alte Religion iſt gründlich todt, ſie iſt bereits in Verweſung übergegangen, „die Mehrheit der Franzoſen" will von dieſem Leichnam nichts mehr wiſſen und hält das Schnupftuch vor der Naſe, wenn vom Catholizismus die Rede iſt. Die alte Moral iſt ebenfalls todt, oder vielmehr ſie iſt nur noch ein Geſpenſt, das nicht einmal des Nachts erſcheint. Wahrlich, wenn ich dieſes Volk betrachte, wie es zuweilen hervorſtürmt, und auf dem Tiſche, den man Altar nennt, die heiligen Puppen zerſchlägt, und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammet abreißt, und neues Brod und neue

Spiele verlangt, und ſeine Luſt daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut ſprudeln zu ſehen: dann will es mich bedünken, dieſes Volk glaube nicht einmal an den Tod.

Bei ſolchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfniſſen der Eitelkeit, eine größere Gewalt aber treibt ſie wider ihren Willen zur Republik. Dieſe Menſchen, deren Bedürfniſſen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchiſche Regierungsform entſpricht, ſind dennoch, durch die Unvereinbarkeit ihres Weſens mit den Bedingniſſen des Royalismus, zur Republik verdammt. Die Deutſchen aber ſind noch nicht in dieſem Falle, der Glaube an Autoritäten iſt noch nicht bei ihnen erloſchen, und nichts Weſentliches drängt ſie zur republikaniſchen Regierungsform. Sie ſind dem Royalismus nicht entwachſen, die Ehrfurcht vor den Fürſten iſt bei ihnen nicht gewaltſam geſtört, ſie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, ſie glauben noch an Perſo-

nen, ſie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die halleſche Literaturzeitung, an Löſchpapier und Packpapier, am meiſten aber an Pergament. Armer Wirth! du haſt die Rechnung ohne die Gäſte gemacht!

Der Schriftſteller, welcher eine ſociale Revolution befördern will, darf immerhin ſeiner Zeit um ein Jahrhundert voraus eilen; der Tribun hingegen, welcher eine politiſche Revolution beabſichtigt, darf ſich nicht allzuweit von den Maſſen entfernen. Ueberhaupt, in der Politik, wie im Leben, muß man nur das Erreichbare wünſchen.

Wenn ich oben von dem Republikanismus der Franzoſen ſprach, ſo hatte ich, wie ſchon erwähnt, mehr die unwillkührliche Richtung als den ausgeſprochenen Willen des Volks im Sinne. Wie wenig, für den Augenblick, der ausgeſprochene Wille des Volks den Republikanern günſtig iſt, hat ſich den 5. und 6. Junius kund gegeben. Ich habe über

dieſe denkwürdigen Tage ſchon hinlänglich kummervolle Berichte mitgetheilt, als daß ich mich einer ausführlichen Beſprechung derſelben nicht überheben dürfte. Auch ſind die Akten darüber noch nicht geſchloſſen, und vielleicht geben uns die kriegsgerichtlichen Verhöre mehr Aufſchluß über jene Tage als wir bisher zu erlangen vermochten. Noch kennt man nicht die eigentlichen Anfänge des Streites, noch viel weniger die Zahl der Kämpfer. Die Philippiſten ſind dabei intereſſirt, die Sache als eine lang vorbereitete Verſchwörung darzuſtellen und die Zahl ihrer Feinde zu übertreiben. Dadurch entſchuldigen ſie die jetzigen Gewaltmaßregeln der Regierung und gewinuen dadurch den Ruhm einer großen Kriegsthat. Die Oppoſition hingegen behauptet, daß bei jenem Aufruhr nicht die mindeſte Vorbereitung ſtatt gefunden, daß die Republikaner ganz ohne Führer und ihre Zahl ganz gering geweſen. Dieſes ſcheint die Wahrheit zu ſeyn. Jedenfalls iſt es jedoch für die Oppoſition ein großes

Mißgeſchick, daß während ſie in Corpore verſammelt war und gleichſam in Reih nnd Glied ſtand, jener mißlungene Revolutionsverſuch ſtatt gefunden. Hat aber die Oppoſition hierdurch an Anſehen verloren, ſo hat die Regierung deſſen noch mehr eingebüßt durch die unbeſonnene Erklärung des Etat-de-Siège. Es iſt, als habe ſie zeigen wollen, daß ſie, wenn es darauf ankomme, ſich noch grandioſer zu blamiren wiſſe, als die Oppoſition. Ich glaube wirklich, daß die Tage vom 5. und 6. Junius als ein bloßes Ereigniß zu betrachten ſind, das nicht beſonders vorbereitet war. Jener Lamarqueſche Leichenzug ſollte nur eine große Herrſchau der Oppoſition ſeyn. Aber die Verſammlung ſo vieler ſtreitbarer und ſtreitſüchtiger Menſchen gerieth plötzlich in unwiderſtehlichen Enthuſiasmus, der heilige Geiſt kam über ſie zur unrechten Zeit, ſie fingen an zur unrechten Zeit zu weisſagen, und der Anblick der rothen Fahne ſoll, wie ein Zauber, die Sinne verwirrt haben.

Es hat eine myſtiſche Bewandtniß mit dieſer rothen ſchwarz umfranzten Fahne, worauf die ſchwarzen Worte „la liberté ou la mort!“ geſchrieben ſtanden, und die, wie ein Banner der Todesweihe, über alle Köpfe am Pont-d'Auſterlitz, hervorragte. Mehrere Leute, die den geheimnißvollen Fahnenträger ſelbſt geſehen haben, behaupten: es ſey ein langer, magerer Menſch geweſen, mit einem langen Leichengeſichte, ſtarren Augen, geſchloſſenem Munde, über welchem ein ſchwarzer altſpaniſcher Schnurrbart mit ſeinen Spitzen an jeder Seite weit hervorſtach, eine unheimliche Figur, die auf einem großen ſchwarzen Klepper geſpenſtiſch unbeweglich ſaß, während rings umher der Kampf am leidenſchaftlichſten wüthete.

Den Gerüchten in Betreff Lafayette's, die mit dieſer Fahne in Verbindung ſtehen, wird jetzt von deſſen Freunden aufs ängſtlichſte widerſprochen. Er ſoll weder die rothe Fahne noch die rothe Mütze bekränzt haben. Der arme General ſitzt zu Hauſe

und weint über den ſchmerzlichen Ausgang jener Feier, wobei er wieder, wie bei den meiſten Volksaufſtänden ſeit Beginn der Revolution eine Rolle geſpielt — immer ſonderbarer mit fortgezogen durch die allgemeine Bewegung und in der guten Abſicht, durch ſeine perſönliche Gegenwart das Volk vor allzugroßen Exceſſen zu bewahren. Er gleicht dem Hofmeiſter, der ſeinem Zögling in die Frauenhäuſer folgte, damit er ſich dort nicht betrinke, und mit ihm ins Weinhaus ging, damit er wenigſtens dort nicht ſpiele, und ihn ſogar in die Spielhäuſer begleitete, damit er ihn dort vor Duellen bewahre; — kam es aber zu einem ordentlichen Duell, dann hat der Alte ſelber ſecundirt.

Wenn man auch vorausſehen konnte, daß bei dem Lamarqueſchen Begräbniſſe, wo ein Heer von Unzufriedenen ſich verſammelte, einige Unruhen ſtatt finden würden, ſo glaubte doch niemand an den Ausbruch einer eigentlichen Inſurrektion. Es war vielleicht der Gedanke, daß man jetzt ſo hübſch bei-

ſammen ſey, was einige Republikaner veranlaßte, eine Inſurrektion zu improviſiren. Der Augenblick war keineswegs ungünſtig gewählt, eine allgemeine Begeiſterung hervorzubringen und ſelbſt die Zagenden zu entflammen. Es war ein Augenblick, der wenigſtens das Gemüth gewaltſam aufregte und die gewöhnliche Werkeltagsſtimmung und alle kleinen Beſorgniſſe und Bedenklichkeiten daraus verſcheuchte. Schon auf den ruhigen Zuſchauer mußte dieſer Leichenzug einen großen Eindruck machen, ſowohl durch die Zahl der Leidtragenden, die über hunderttauſend betrug, als auch durch den dunkelmuthigen Geiſt, der ſich in ihren Mienen und Gebährden ausſprach. Erhebend und doch zugleich beängſtigend wirkte beſonders der Anblick der Jugend aller hohen Schulen von Paris, der Amis du Peuple, und ſo vieler anderer Republikaner aus allen Ständen, die, mit furchtbarem Jubel die Luft erfüllend, gleich Bachanten der Freiheit, vorüberzogen, in den Händen belaubte Stäbe, die ſie als ihre Thyrſen

ſchwangen, grüne Weidenkränze um die kleinen Hüte, die Tracht brüderlich einfach, die Augen wie trunken, von Thatenluſt, Hals und Wangen roth-flammend — ach! auf manchem dieſer Geſichter bemerkte ich auch den melancholiſchen Schatten eines nahen Todes, wie er jungen Helden ſehr leicht ge-weisſagt werden kann. Wer dieſe Jünglinge ſah, in ihrem übermüthigen Freiheitsrauſch, der fühlte wohl, daß viele derſelben nicht lange leben würden. Es war auch ein trübes Vorbedeutniß daß der Siegeswagen, dem jene bachantiſche Jugend nach-jubelte, keinen lebenden, ſondern einen todten Trium-phator trug.

Unglückſeliger Lamarque! wie viel Blut hat deine Leichenfeier gekoſtet! Und es waren nicht ge-zwungene oder gedungene Gladiatoren, die ſich nie-dermetzelten, um ein eitel Trauergepränge durch Kampf-ſpiel zu erhöhen. Es war die blühend begeiſterte Jugend, die ihr Blut hingab für die heiligſten Ge-fühle, für den großmüthigſten Traum ihrer Seele.

Es war das beſte Blut Frankreichs, welches in der Rüe-Saint-Martin gefloſſen, und ich glaube nicht, daß man bei den Thermopylen tapferer gefochten, als am Eingange der Gäßchen Saint-Mery und Aubry-des-Bouchers, wo ſich endlich eine Hand voll von einigen Sechzig Republikanern gegen 60,000 Linientruppen und Nationalgarden vertheidigten und ſie zweimal zurückſchlugen. Die alten Soldaten des Napoleon, welche ſich auf Waffenthaten ſo gut verſtehen wie wir etwa auf chriſtliche Dogmatik, Vermittlung der Extreme, oder Kunſtleiſtungen einer Mimin, behaupten, daß der Kampf auf der Rüe-Saint-Martin zu den größten Heldenthaten der neueren Geſchichte gehört. Die Republikaner thaten Wunder der Tapferkeit, und die wenigen, die am Leben blieben, baten keineswegs um Schonung. Dieſes beſtätigen alle meine Nachforſchungen, die ich, wie mein Amt es erheiſcht, gewiſſenhaft angeſtellt. Sie wurden größtentheils mit den Bayonetten erſtochen, von den Nationalgardiſten. Einige

Republikaner traten, als aller Widerſtand vergebens war, mit entblößter Bruſt ihren Feinden entgegen und ließen ſich erſchießen. Als das Eckhaus der Rüe-Saint-Mery eingenommen wurde, ſtieg ein Schüler der Ekole d'Alfort mit der Fahne aufs Dach, rief ſein **Vive la République**, und ſtürzte nieder von Kugeln durchbohrt. In ein Haus, deſſen erſte Etage noch von den Republikanern behauptet wurde, drangen die Soldaten und brachen die Treppe ab; jene aber, die ihren Feinden nicht lebend in die Hände fallen wollten, haben ſich ſelber umgebracht und man eroberte nur ein Zimmer voll Leichen. In der Kirche Saint-Mery hat man mir dieſe Geſchichte erzählt, und ich mußte mich dort an die Bildſäule des heiligen Sebaſtian anlehnen, um nicht vor innerer Bewegung umzuſinken, und ich weinte wie ein Knabe. Alle Heldengeſchichten, worüber ich als Knabe ſchon ſo viel geweint, traten mir dabei ins Gedächtniß, fürnehmlich aber dacht' ich an Kleomenes, König von Sparta,

und ſeine zwölf Gefährten, die durch die Straßen von Alexandrien raunten, und das Volk zur Erkämpfung der Freiheit aufriefen, und keine gleichgeſinnten Herzen fanden, und um den Tyrannenknechten zu entgehen, ſich ſelber tödteten; der ſchöne Anteos war der letzte, noch einmal beugte er ſich über den todten Kleomenes, den geliebten Freund, und küßte die geliebten Lippen, und ſtürzte ſich dann in ſein Schwert.

Ueber die Zahl derer, die auf der Rüe-Saint-Martin gefochten, iſt noch nichts beſtimmtes ermittelt. Ich glaube, daß anfangs gegen zweihundert Republikaner dort verſammelt geweſen, die aber endlich, wie oben angedeutet, während des Tages vom 6. Juni auf ſechszig zuſammengeſchmolzen waren. Kein einziger war dabei, der einen bekannten Namen trug, oder den man früher als einen ausgezeichneten Kämpen des Republikanismus gekannt hätte. Es iſt das wieder ein Zeichen, daß, wenn jetzt nicht viele Heldennamen in Frankreich

beſonders laut erklingen, keineswegs der Mangel an Helden daran Schuld iſt. Ueberhaupt ſcheint die Weltperiode vorbei zu ſeyn, wo die Thaten der Einzelnen hervorragen; die Völker, die Partheyen, die Maſſen ſelber ſind die Helden der neuern Zeit; die moderne Tragödie unterſcheidet ſich von der antiquen dadurch, daß jetzt die Chöre agiren und die eigentlichen Hauptrollen ſpielen, während die Götter, Heroen, und Tyrannen, die früherhin die handelnden Perſonen waren, jetzt zu mäßigen Repräſentanten des Partheiwillens und der Volksthat herabſinken, und zur ſchwatzenden Betrachtung hingeſtellt ſind, als Thronredner, als Gaſtmahlpräſidenten, Landtagsabgeordnete, Miniſter, Tribune u. ſ. w. Die Tafelrunde des großen Ludwig Philipp, die ganze Oppoſition mit ihren comptes rendus, mit ihren Deputationen, die Herren Odilon-Barrot, Lafitte und Arago, wie paſſiv und geringſelig erſcheinen dieſe abgedroſchenen renommirten Leute, dieſe ſcheinbaren Notabilitäten, wenn man ſie mit den Hel-

den der Rüe-Saint-Martin vergleicht, deren Namen niemand kennt, die gleichſam anonym geſtorben ſind.

Der beſcheidene Tod dieſer großen Unbekannten vermag nicht blos uns eine wehmüthige Rührung einzuflößen, ſondern er ermuthigt auch unſere Seele, als Zeugniß, daß viele tauſend Menſchen, die wir gar nicht kennen, bereit ſtehen für die heilige Sache der Menſchheit ihr Leben zu opfern. Die Despoten aber müſſen von heimlichem Grauen erfaßt werden, bei dem Gedanken, daß eine ſolche, unbekannte Schaar von Todesſüchtigen immer umringt gleich den vermummten Dienern einer heiligen Vehme. Mit Recht fürchten ſie Frankreich, die rothe Erde der Freiheit!

Es iſt ein Irrthum, wenn man etwa glaubt, daß die Helden der Rüe-Saint-Martin zu den unteren Volksklaſſen gehört, oder gar zum Pöbel, wie man ſich ausdrückt; nein, es waren meiſtens Studenten, ſchöne Jünglinge, von der Ecole-d'Alfort,

Künſtler, Journaliſten, überhaupt Strebende, darunter auch einige Ouvriers, die unter der groben Jacke ſehr feine Herzen trugen. Bei dem Kloſter Saint-Mery ſcheinen nur junge Menſchen gefochten zu haben; an andern Orten kämpften auch alte Leute. Unter den Gefangenen, die ich durch die Stadt führen ſehen, befanden ſich auch Greiſe, und beſonders auffallend war mir die Miene eines alten Mannes, der, nebſt einigen Schülern der Ecole-Polytechnique nach der Conziérgerie gebracht wurde. Letztere gingen gebeugten Hauptes, düſter und wüſt, das Gemüth zerriſſen, wie ihre Kleider; der Alte hingegen ging zwar ärmlich und altfränkiſch, aber ſorgfältig angezogen, mit abgeſchabt ſtrohgelbem Frack, und dito Weſte und Hoſe, zugeſchnitten nach der neueſten Mode von 1793, mit einem großen dreieckigen Hut auf dem alten gepuderten Köpfchen, und das Geſicht ſo ſorglos, ſo vergnügt faſt, als gings zu einer Hochzeit; eine alte Frau lief hinter ihm drein, in der Hand einen Regen-

ſchirm, den ſie ihm nachzubringen ſchien, und in jeder Falte ihres Geſichtes eine Todesangſt, wie man ſie wohl empfinden kann, wenn es heißt, irgend einer unſerer Lieben ſoll vor ein Kriegsgericht geſtellt und binnen 24 Stunden erſchoſſen werden. Ich kann das Geſicht jenes alten Mannes gar nicht vergeſſen. Auf der Morgue ſah ich den 8. Junius ebenfalls einen alten Mann, der mit Wunden bedeckt war, und, wie ein neben mir ſtehender Nationalgarde mir verſichert, ebenfalls als Republikaner ſehr kompromittirt ſey. Er lag aber auf den Bänken der Morgue. Letztere iſt nämlich ein Gebäude, wo man die Leichen, die man auf der Straße oder in der Seine findet, hinbringt und ausſtellt, und wo man alſo die Angehörigen, die man vermißt, aufzuſuchen pflegt.

An oben erwähntem Tage, den 8. Juni, begaben ſich ſo viele Menſchen nach der Morgue, daß man dort Queue machen mußte, wie vor der großen Oper, wenn Robert-le-Diable gegeben wird. Ich

mußte dort faſt eine Stunde lang warten bis ich Einlaß fand, und hatte Zeit genug jenes trübſinnige Haus, das vielmehr einem großen Steinklumpen gleicht, ausführlich zu betrachten. Ich weiß nicht was es bedeutet, daß eine gelbe Holzſcheibe mit blauem Mittelgrund, wie eine große braſilianiſche Kokarde, vor dem Eingang hängt. Die Hausnummer iſt 21, vingt-un. Drinnen war es melancholiſch anzuſehen, wie ängſtlich einige Menſchen die ausgeſtellten Todten betrachteten, immer fürchtend, denjenigen zu finden, den ſie ſuchten. Es gab dort zwei entſetzliche Erkennungsſcenen. Ein kleiner Junge erblickte ſeinen todten Bruder, und blieb ſchweigend, wie angewurzelt ſtehen. Ein junges Mädchen fand dort ihren todten Geliebten und fiel ſchreiend in Ohnmacht. Da ich ſie kannte hatte ich das traurige Geſchäft, die Troſtloſe nach Hauſe zu führen. Sie gehörte zu einem Putzladen in meiner Nachbarſchaft, wo acht junge Damen arbeiten, welche ſämmtlich Republikanerinnen

ſind. Ihre Liebhaber ſind lauter junge Republikaner. Ich bin in dieſem Hauſe immer der einzige Royaliſt.

Zwiſchennote zu Artikel IX.

(Geſchrieben den 1. Oktober 1832.)

Die im vorſtehenden Artikel unterdrückte Stelle bezog ſich zunächſt auf den deutſchen Adel. Je mehr ich aber die neueſten Tageserſcheinungen überdenke, deſto wichtiger dünkt mir dies Thema, und ich muß mich nächſtens zu einer gründlichen Beſprechung deſſelben entſchließen. Wahrlich, es geſchieht nicht aus Privatgefühlen; ich glaube es in der jüngſten Zeit bewieſen zu haben, daß meine Befehdung nur die Prinzipien und nicht leiblich unmittelbar die Perſon der Gegner betrifft. Die Enragés des

Tages haben mich deshalb in der letzten Zeit als einen geheimen Bundesgenoſſen der Ariſtokraten verſchrien, und wenn die Inſurrektion vom 5. Junius nicht ſcheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht. Ich verzeihte ihnen gern dieſe Narrheit, und nur in meinem Tagsbericht vom 7. Junius iſt mir ein Wort darüber entſchlüpft. — Der Partheigeiſt iſt ein eben ſo blindes wie raſendes Thier.

Es iſt aber mit dem deutſchen Adel eine ſehr ſchlimme Sache. Alle Conſtitutionen, ſelbſt die beſte, können uns nichts helfen, ſo lange nicht das ganze Adelthum bis zur letzten Wurzel zerſtört iſt. Die armen Fürſten ſind ſelbſt in der größten Noth, ihr ſchönſter Wille iſt fruchtlos, ſie müſſen ihren heiligſten Eiden zuwider handeln, ſie ſind gezwungen der Sache des Volks entgegen zu wirken, mit einem Worte: ſie können den beſchworenen Conſtitutionen nicht treu bleiben, ſo lange ſie nicht von jenen älteren Conſtitutionen befreit ſind, die ihnen

der Adel, als er ſeine waffenherrliche Unabhängigkeit einbüßte, durch die ſeidenen Künſte der Courtiſanerie abzugewinnen wußte; Conſtitutionen, die als ungeſchriebene Gewohnheitsrechte tiefer begründet ſind als die gedruckteſten Löſchpapierverfaſſungen; Conſtitutionen, deren Codex jeder Krautjunker auswendig weiß, und deren Aufrechthaltung unter die beſondere Obhut jeder alten Hofkatze geſtellt iſt; Conſtitutionen, wovon auch der abſoluteſte König nicht das geringſte Titelchen zu verletzen wagt — ich ſpreche von der Etiquette.

Durch die Etiquette liegen die Fürſten ganz in der Gewalt des Adels, ſie ſind unfrei, ſie ſind unzurechnungsfähig, und die Treuloſigkeit, die einige derſelben bei den letzten Ordonnanzen des Bundestags beurkundet, iſt, wenn man ſie billig beurtheilt, nicht ihrem Willen, ſondern ihren Verhältniſſen beizumeſſen. Keine Conſtitution ſichert die Rechte des Volks; ſo lange die Fürſten gefangen liegen in den Etiquetten des Adels, der, ſobald die

Caſteninntereſſen ins Spiel kommen, alle Privat-feindſchaften bei Seite ſetzt und als Corps verbündet iſt. Was vermag der Einzelne, der Fürſt, gegen jenes Corps, das in Intriguen geübt iſt, das alle fürſtlichen Schwächen kennt, das unter ſeinen Mitgliedern auch die nächſten Verwandten des Fürſten zählt, das ausſchließlich um deſſen Perſon ſeyn darf, dergeſtalt, daß der Fürſt ſeine Edelleute, ſelbſt wenn er ſie haßt, durchaus nicht von ſich weiſen kann, daß er ihren holden Anblick ertragen muß, daß er ſich von ihnen ankleiden, die Hände waſchen und lecken laſſen muß, daß er mit ihnen eſſen, trinken und ſprechen muß — denn ſie ſind hoffähig, durch Erbrang zu jenen Hofchargen bevorzugt, und alle Hofdamen würden ſich empören und dem armen Fürſten ſein eigenes Haus verleiden, wenn er nach ſeines Herzens Gefühlen handelte und nicht nach den Vorſchriften der Etiquette. So geſchah es, daß König Wilhelm von England, ein wackerer, guter Fürſt, durch die Ränke ſeiner noblen

Umgebung, aufs kläglichſte gezwungen ward, ſein Wort zu brechen und ſeinen ehrlichen Namen zu opfern und der Achtung und des Vertrauens ſeines Volkes auf immer verluſtig zu werden. So geſchah es, daß einer der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert, Ludwig von Bayern, der noch vor drei Jahren der Sache des Volkes ſo eifrig zugethan war, und allen Unterjochungsverſuchen ſeiner Nobleſſe ſo feſt widerſtand, und ihre frondirende Inſolenz und Verläumdungen ſo heldenmüthig ertrug: daß dieſer jetzt, müd und entkräftet, in ihre verrätheriſche Arme ſinkt und ſich ſelber untreu wird! Armes Herz, das einſt ſo ruhmſüchtig und ſtolz war, wie ſehr muß dein Muth gebrochen ſeyn, daß du, um von einigen ſtörrigen Unterthanen nicht mehr durch Widerrede inkomodirt zu werden, deine eigne unabhängige Oberherrſchaft aufgabeſt, und ſelbſt ein unterthäniger Vaſall wurdeſt, Vaſall deiner natürlichen Feinde, Vaſall deiner Schwäger!

Ich wiederhole, alle geſchriebene Conſtitutionen können uns nichts helfen, ſo lange wir das Adelthum nicht von Grund aus vernichten. Es iſt nicht damit abgethan, daß man durch diskutirte, votirte und ſanktionirte und promulgirte Geſetze die Privilegien des Adels annullirt; dieſes iſt an mehreren Orten geſchehen, und dennoch herrſchen dort noch immer die Adelsintereſſen. Wir müſſen die herkömmlichen Mißbräuche im fürſtlichen Haushalt vertilgen, auch für das Hofgeſinde eine neue Geſindeordnung einführen, die Etiquetten zerbrechen, und um ſelbſt frei zu werden, mit der Fürſtenbefreiung, mit der Emanzipation der Könige, das Werk beginnen. Die alten Drachen müſſen verſcheucht werden von dem Quell der Macht. Wenn Ihr dieſes gethan habt, ſeyd wachſam, damit ſie nicht nächtlicherweile wieder herankriechen und den Quell vergiften. Einſt gehörten wir den Königen, jetzt gehören die Könige uns. Daher müſſen wir ſie auch ſelbſt erziehen, und nicht mehr jenen hochgeborenen

Prinzenhofmeiſtern überlaſſen, die ſie zu den Zwecken ihrer Caſte erziehen und an Leib und Seele verſtümmeln. Nichts iſt den Völkern gefährlicher, als jene frühe Umjunkerung der Kronprinzen. Der beſte Bürger werde Prinzenerzieher, durch die Wahl des Volks, und wer verrufenen Leumunds iſt, oder nur im geringſten beſcholten, werde geſetzlich entfernt von der Perſon des jungen Fürſten. Drängt er ſich dennoch hinzu, mit jener unverſchämten Zudringlichkeit, die dem Adel in ſolchen Fällen eigen iſt, ſo werde er geſtäubt, auf dem Marktplatz, nach den ſchönſten Rythmen, und mit rothem Eiſen werde ihm das Metrum aufs Schulterblatt gedruckt. Wenn er etwa behauptet, er habe ſich an die Perſon des jungen Fürſten gedrängt, um für geiſtreich und witzig gehalten zu werden, und wenn er einen dicken Bauch hat wie Sir John, ſo ſetze man ihn blos ins Zuchthaus; aber wo die Weiber ſitzen.

Indeſſen, es gibt auch weiße Raben.

Digitized by Google

Ich werde, wie ich ſchon in der Vorrede zu Kahldorfs Briefen an den Grafen Moltke angedeutet, dieſen Gegenſtand ausführlicher beſprechen; eine Statiſtik des diplomatiſchen Corps, dem die Intereſſen der Völker anvertraut ſind, wird dabei am intereſſanteſten ſeyn. Es werden Tabellen beigefügt werden, Verzeichniſſe der verſchiedenen Tugenden deſſelben, in den verſchiedenen Hauptſtädten. Man wird z. B. daraus erſehen, wie in einer der letztern, immer der dritte Mann unter der edlen Genoſſenſchaft entweder ein Spieler iſt, oder ein heimathloſer Lohndiener, oder ein Eskrok, oder der Ruffiano ſeiner eigenen Gattin, oder der Gemahl ſeines Jokeys, oder ein Allerweltsſpion, oder ſonſt ein adliger Taugenichts. Ich habe Behufs dieſer Statiſtik ein ſehr gründliches Quellenſtudium getrieben, und zwar an Tiſchen des Königs Pharo und anderer Könige des Morgenlands, in den Soireen der ſchönſten Göttinnen des Tanzes und des Geſanges, in den Tempeln der Gourmandiſe und der Galan-

terie, kurz in den vornehmſten Häuſern Europas.

Ich muß in Betreff des Grafen Moltke hier nachträglich erwähnen, daß derſelbe Juli vorigen Jahres hier in Paris war, und mich in einen Federkrieg über den Adel verwickeln wollte, um dem Publikum zu zeigen, daß ich ſeine Prinzipien mißverſtanden, oder willkührlich entſtellt hätte. Es ſchien mir aber grade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weiſe, ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar anſprechen mußte. Ich habe dieſe Beſorgniſſe dem Grafen mitgetheilt, und er war verſtändig genug, nichts gegen mich zu ſchreiben. Da ich ihn zuerſt angegriffen, hätte ich ſeine Antwort nicht ignoriren dürfen, und eine Replik hätte wieder von meiner Seite erfolgen müſſen. Wegen jener Einſicht verdient der Graf das beſte Lob, das ich ihm hiermit zolle, und zwar um ſo bereitwilliger, da ich in ihm perſönlich einen geiſtreichen und, was noch mehr ſa-

gen will, einen wohldenkenden Mann gefunden, der es wohl verdient hätte in der Vorrede zu den Kahldorfſchen Briefen nicht wie ein gewöhnlicher Adliger behandelt zu werden. Seitdem habe ich ſeine Schrift über Gewerbefreiheit geleſen, worin er, wie bei vielen anderen Fragen, den liberalſten Grundſätzen huldigt.

Es iſt eine ſonderbare Sache mit dieſen Adligen! Die Beſten unter ihnen können ſich von ihren Geburtsintereſſen nicht losſagen. Sie können in den meiſten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Roturiers, ſie können vielleicht mehr als dieſe die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleichheit ſind ſie ſehr unempfänglich. Im Grunde iſt kein Menſch ganz liberal, nur die Menſchheit iſt es ganz, da der Eine das Stück Liberalismus beſitzt, das dem Anderen mangelt, und die Leute ſich alſo in ihrer Geſammtheit aufs Beſte ergänzen. Der Graf Moltke iſt gewiß der feſteſten Meinung,

Digitized by Google

daß der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches iſt, und er ſtimmt gewiß für deſſen Abſchaffung. Myn Heer van der Null hingegen, ein Sklavenhändler, den ich unter den Bohinchen zu Rotterdam kennen gelernt, iſt durchaus überzeugt: der Sklavenhandel ſey etwas ganz Natürliches und Anſtändiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, ſey etwas Ungerechtes und Widerſinniges, welches jeder honette Staat ganz abſchaffen müſſe.

Daß ich im Julius 1831 mit dem Grafen Moltke, dem Champion des Adels, keinen Federkrieg führen wollte, wird jeder vernünftig fühlende Menſch zu würdigen wiſſen, wenn er die Natur der Bedrohniſſe erwägt, die damals in Deutſchland laut geworden.

Die Leidenſchaften tobten wilder als je, und es galt damals dem Jakobinismus eben ſo kühn die Stirne zu bieten wie einſt dem Abſolutismus. Unbeweglich in meinen Grundſätzen, haben ſelbſt

die Ränke des Jakobinismus nicht vermocht, mich hier, zu Paris, in den dunkelen Strudel hineinzureißen, wo deutscher Unverſtand mit franzöſiſchem Leichtſinn rivaliſirte. Ich habe keinen Theil genommen an der hieſigen deutſchen Aſſociation, außer daß ich ihr bei einer Collekte für die Unterſtützung der freien Preſſe, einige Franks zollte; lange vor den Juniustagen habe ich den Vorſtehern jener Aſſociation aufs beſtimmteſte notifizirt, daß ich nicht mit derſelben in weiterer Verbindung ſtehe. Ich kann daher nur mitleidig die Achſel zucken, wenn ich höre, daß die jeſuitiſch ariſtokratiſche Parthei in Deutſchland ſich zu jener Zeit die größte Mühe gab, mich als einen der Enragés des Tages darzuſtellen, um mir bei deren Exceſſen eine kompromittirende Solidarität aufzubürden.

Es war eine tolle Zeit, und ich hatte meine große Noth mit meinen beſten Freunden, und ich war ſehr beſorgt für meine ſchlimmſten Feinde. Ja, Ihr theuern Feinde, Ihr wißt nicht wie viel Angſt

ich um Euch ausgeſtanden habe. Es war ſchon die Rede davon, alle verrätheriſche Junker, verläumderiſche Pfaffen und ſonſtige Schurken in Deutſchland aufzuknüpfen. Wie durfte ich das leiden! Galt es nur, Euch ein bischen zu züchtigen, Euch auf dem Schloßplatz zu Berlin oder auf dem Schranenmarkt zu München, in einem gelinden Versmaße, mit Ruthen zu ſtreichen, oder Euch die trikolore Kokarde auf die Tonſur zu nageln, oder ſonſt ein Späßchen mit Euch zu treiben, das hätte ich ſchon hingehen laſſen. Aber daß man Euch geradezu umbringen wollte, das litt ich nicht. Euer Tod wäre ja für mich der größte Verluſt geweſen. Ich hätte mir neue Feinde erwerben müſſen, vielleicht unter honetten Leuten, welches einem Schriftſteller in den Augen des Publikums ſehr ſchädlich iſt. Nichts iſt uns erſprießlicher, als wenn wir lauter ſchlechte Kerle zu Feinden haben. Der HERR hat mich unüberſehbar reichlich mit dieſer Sorte geſegnet und ich bin froh, daß ſie jetzt in Sicherheit ſind. Ja,

laßt uns ein Te Metternich laudamus ſingen, Ihr theuern Feinde! Ihr waret in der größten Gefahr, gehenkt zu werden, und ich hätte Euch dann auf immer verloren! Jetzt iſt wieder alles ſtill, alles wird beigelegt, oder feſtgeſetzt, die Bundesakte wird losgelaſſen und die Patrioten werden eingeſperrt und wir ſehen einer langen, ſüßen, ſicheren Ruhe entgegen. Jetzt können wir uns wieder ungeſtört des alten ſchönen Verhältniſſes erfreuen: ich geißle Euch wieder nach wie vor, und Ihr verläumdet mich wieder nach wie vor. Wie froh bin ich, Euch noch ſo ungehenkt zu ſehen! Euer Leben iſt mir theurer, als jemals. Ich kann mich bei Eurem Anblick einer gewiſſen Rührung nicht erwehren. Ich bitte Euch, ſchont Eure Geſundheit; verſchluckt nicht Euer eigenes Gift, lügt und verläumdet lieber wo möglich noch mehr als Ihr zu thun pflegt, das erleichtert das fromme Herz; geht nicht ſo gebückt und gekrümmt, das ſchadet der Bruſt; geht mal ins Theater, wenn eine Raupachſche Tragödie gegeben

Digitized by Google

wird, das heitert auf; verſucht eine Abwechſelung in Euren Privatvergnügungen, beſucht auch einmal ein ſchönes Mädchen; hütet Euch aber vor des Seilers Töchterlein!

Ihr flattert jetzt wieder an einem langen Faden; aber wer weiß, eines frühen Morgens hängt Ihr an einem kurzen Strick.

Digitized by Google

Tagesberichte.

Vorbemerkung.

Ueber die mißlungene Inſurrektion vom 5. und 6. Junius, über dieſe ſo bedeutende und folgereiche Erſcheinung, wird man nie viel Wahres und Richtiges erfahren, ſintemalen beide Partheien gleich intereſſirt waren, die bekannten Thatſachen zu entſtellen und die unbekannten zu verhüllen. Die folgenden Tagesberichte, geſchrieben Angeſichts der Begebenheiten, im Geräuſch des Partheikampfs und zwar immer kurz vor Abgang der Poſt, ſo ſchleunig als möglich, damit die Correſpondenten des ſiegenden Juſte-milieu nicht den Vorſprung gewönnen —

Digitized by Google

dieſe flüchtigen Blätter theile ich hier mit, unverändert, in ſo weit ſie auf die Inſurrektion vom 5. Junius Bezug haben. Der Geſchichtſchreiber mag ſie vielleicht einſt um ſo gewiſſenhafter benutzen können, da er wenigſtens ſicher iſt, daß ſie nicht nach ſpäteren Intereſſen verfertigt worden.

Wenn es auch für manche irrige Suppoſitionen, wie man ſie in dieſen Blättern findet, keines beſonderen Widerrufs bedarf, ſo kann ich doch nicht umhin, eine einzige derſelben zu berichtigen. Der General Lafayette hat nämlich ſeitdem öffentlich erklärt, daß er es nicht war, welcher am 5. Junius die rothe Fahne und die Jakobinermütze bekränzt hat. Unſer alter General hat ſich, wie ich erſt ſpäter erfahren, an jenem Tage ganz ſeiner würdig gezeigt. Eine leichtbegreifliche Diskretion erlaubt mir nicht, in dieſem Augenblick, einige hierauf bezügliche Umſtände zu berichten, die ſelbſt den eingefleiſchteſten Jakobiner mit Rührung und Ehrfurcht vor Lafayette erfüllen mußten.

Man wird in dieſen Blättern, wie im ganzen Buche, vielen widerſprechenden Aeußerungen begegnen, aber ſie betreffen nie die Dinge, ſondern immer die Perſonen. Ueber erſtere muß unſer Urtheil feſtſtehen, über letztere darf es täglich wechſeln. So habe ich über das ſchlechte Syſtem, worin Ludwig Philipp wie in einem Sumpfe ſteckt, immer dieſelbe Meinung ausgeſprochen, aber über ſeine Perſon urtheilte ich nicht immer in derſelben Tonart. Im Beginn war ich gegen ihn geſtimmt, weil ich ihn für einen Ariſtokraten hielt; ſpäter, als ich mich von ſeiner ächten Bürgerlichkeit überzeugte, ſprach ich ſchon von ihm viel beſſer; als er uns durch den Etat-de-Siège erſchreckte, ward ich wieder ſehr aufgebracht gegen ihn; dies legte ſich wieder nach den erſten Tagen, als wir ſahen, daß der arme Ludwig Philipp nur in der Betäubung der eignen Angſt jenen Mißgriff begangen; aber ſeitdem haben mir die Carliſten, durch ihre Schmähungen, eine wahre Vorliebe für die Perſon dieſes Königs eingeflößt,

und ich könnte dieſe noch in meinem Herzen ſtei- gern, wenn ich ihn mit — — — — — — — — vergleichen wollte.

Beilage zu Artikel VI.

„Siehe zu, die Grundſuppe des Wuchers, der Dieberei und der Räuberei ſind unſere Großen und Herren, nehmen alle Creaturen zum Eigenthum, die Fiſche im Waſſer, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, alles muß ihr ſeyn. (Jeſ. V.) Darüber laſſen ſie denn Gottes Geboth ausgehen unter die Armen und ſprechen: Gott hat geboten, du ſollt nicht ſtehlen; es dienet aber ihnen nicht. So ſie nun alle Menſchen verurſachen, den armen Ackermann, Handwerkmann, und alles was da le-

bet, ſchinden und ſchaben, (Mich. III.) ſo er ſich dann vergreift an dem Allerheiligſten, ſo muß er henken. Da ſagt dann der Doktor Lügner Amen. Die Herren machen das ſelber, daß ihnen der arme Mann feind wird. Die Urſach des Aufruhrs wollen ſie nicht wegthun, wie kann es in der Länge gut werden. So ich das ſage werde ich aufrühriſch ſeyn, wohl hin."

So ſprach vor 300 Jahren Thomas Münzer, einer der heldenmüthigſten und unglücklichſten Söhne des deutſchen Vaterlandes, ein Prediger des Evangeliums, das, nach ſeiner Meinung nicht blos die Seligkeit im Himmel verhieß, ſondern auch die Gleichheit und Brüderſchaft der Menſchen auf Erden befehle. Der Doktor Martinus Luther war anderer Meinung, und verdammte ſolche aufrühreriſche Lehren, wodurch ſein eigenes Werk, die Losreißung von Rom und die Begründung des neuen Bekenntniſſes gefährdet wurde; und vielleicht mehr aus Weltklugheit, denn aus böſem Eifer, ſchrieb er das unrühm-

liche Buch gegen die unglücklichen Bauern. Pietiſten und ſervile Duckmäuſer haben in jüngſter Zeit dieſes Buch wieder ins Leben gerufen und die neuen Abdrücke ins Land herum verbreitet, einerſeits um den hohen Protektoren zu zeigen, wie die reine lutheriſche Lehre den Abſolutismus unterſtütze, anderer Seits um durch Luthers Autorität den Freiheitsenthuſiasmus in Deutſchland niederzudrücken. Aber ein heiligeres Zeugniß, das aus dem Evangelium hervorblutet, widerſpricht der knechtiſchen Ausdeutung und vernichtet die irrige Autorität; Chriſtus, der für die Gleichheit und Brüderſchaft der Menſchen geſtorben iſt, hat ſein Wort nicht als Werkzeug des Abſolutismus offenbart, und Luther hatte Unrecht und Thomas Münzer hatte Recht. Er wurde enthauptet zu Mödlin. Seine Gefährten hatten ebenfalls Recht, und ſie wurden theils mit dem Schwerte hingerichtet, theils mit dem Stricke gehenkt, je nachdem ſie adeliger oder bürgerlicher Abkunft waren. Markgraf Caſimir von Anſpach hat, noch außer

ſolchen Hinrichtungen, auch fünf und achtzig Bauern die Augen ausſtechen laſſen, die nachher im Lande herumbettelten und ebenfalls Recht hatten. Wie es in Oberöſtreich und Schwaben den armen Bauern erging, wie überhaupt in Deutſchland viele hunderttauſend Bauern, die nichts als Menſchenrechte und chriſtliche Milde verlangten, abgeſchlachtet und gewürgt wurden von ihren geiſtlichen und weltlichen Herren, iſt männiglich bekannt. Aber auch letztere hatten Recht, denn ſie waren noch in der Fülle ihrer Kraft, und die Bauern wurden manchmal irre an ſich ſelber, durch die Autoritäten eines Luthers und anderer Geiſtlichen, die es mit den Weltlichen hielten, und durch unzeitige Controverſe über zweideutige Bibelſtellen, und weil ſie manchmal Pſalmen ſangen ſtatt zu fechten.

Im Jahr der Gnade 1789 begann in Frankreich derſelbe Kampf um Gleichheit und Brüderſchaft, aus denſelben Gründen, gegen dieſelben Gewalthaber, nur daß dieſe durch die Zeit ihre Kraft verloren

liche Buch gegen die unglücklichen Bauern. Pie-
tiſten und ſervile Duckmäuſer haben in jüngſter Zeit
dieſes Buch wieder ins Leben gerufen und die neuen
Abdrücke ins Land herum verbreitet, einerſeits um
den hohen Protektoren zu zeigen, wie die reine
lutheriſche Lehre den Abſolutismus unterſtütze, ande-
rer Seits um durch Luthers Autorität den Freiheits-
enthuſiasmus in Deutſchland niederzudrücken. Aber
ein heiligeres Zeugniß, das aus dem Evangelium
hervorblutet, widerſpricht der knechtiſchen Ausdeutung
und vernichtet die irrige Autorität; Chriſtus, der
für die Gleichheit und Brüderſchaft der Menſchen
geſtorben iſt, hat ſein Wort nicht als Werkzeug des
Abſolutismus offenbart, und Lu[illegible] hatte Unrecht
und Thomas Münzer hatte [illegible]
hauptet zu Mödlin. S[illegible]
falls Recht, und ſie w[illegible]
hingerichtet, theils [illegible]
dem ſie adelig[illegible]
Markgraf C[illegible]

ch

wi

Her

hatte

rer K

an ſi

und a

und das Volk an Kraft gewonnen und nicht mehr aus dem Evangelium, ſondern aus der Philoſophie ſeine Rechtsanſprüche geſchöpft hatte. Die feudaliſtiſchen und hierarchiſchen Inſtitutionen, die Carl der Große in ſeinem großen Reiche begründet und die ſich in den daraus hervorgegangenen Ländern mannigfaltig entwickelt, dieſe hatten in Frankreich ihre mächtigen Wurzeln geſchlagen, Jahrhunderte lang kräftig geblüht, und, wie alles in der Welt, endlich ihre Kraft verloren. Die Könige von Frankreich, verdrießlich ob ihrer Abhängigkeit von dem Adel und von der Geiſtlichkeit, welche erſtere ſich ihnen gleich dünkte und welche letztere mehr als ſie ſelbſt das Volk beherrſchte: hatten allmählig die Selbſtſtändigkeit jener beiden Mächte zu vernichten gewußt, und unter Ludwig XIV. war dieſes ſtolze Werk vollendet. Statt eines kriegeriſchen Feudaladels, der die Könige einſt beherrſchte und ſchützte: kroch jetzt, um die Stufen des Thrones, ein ſchwächlicher Hofadel, dem nur die Zahl ſeiner Ahnen,

nicht ſeiner Burgen und Mannen, Bedeutung verlieh; ſtatt ſtarrer, ultramontaniſcher Prieſter, die mit Beicht und Bann die Könige ſchreckten, aber auch das Volk im Zaume hielten: gab es jetzt eine gallikaniſche, ſo zu ſagen mediatiſirte Kirche, deren Aemter man im Oeul de boeuf von Verſaille, oder im Boudoir der Maitreſſen erſchlich, und deren Oberhäupter zu denſelben Adligen gehörten, die als Hofdomeſtiken paradirten, ſo daß Abt- und Biſchoffskoſtum, Pallium und Mitra, als eine andre Art von Hoflivree betrachtet werden konnte; — und ohngeachtet dieſer Umwandlung, behielt der Adel die Vorrechte, die er einſt über das Volk ausgeübt; ja ſein Hochmuth gegen letzteres ſtieg, je mehr er gegen ſeinen königlichen Herren in Demuth verſank; er uſurpirte, nach wie vor, alle Genüſſe, drückte und beleidigte, nach wie vor; und daſſelbe that jene Geiſtlichkeit, die ihre Macht über die Geiſter längſt verloren, aber ihre Zehnten, ihr Dreigöttermonopol, hre Privilegien der Geiſtesunterdrückung und der

kirchlichen Tücken noch bewahrt hatte. Was einſt, im Bauernkrieg, die Lehrer des Evangeliums verſucht, das thaten die Philoſophen jetzt in Frankreich, und mit beſſerem Erfolg; ſie demonſtrirten dem Volke die Uſurpationen des Adels und der Kirche; ſie zeigten ihm, daß beide kraftlos geworden; — und das Volk jubelte auf, und als am 14. Junius 1789 das Wetter ſehr günſtig war, begann das Volk das Werk ſeiner Befreiung, und wer am 14. Junius 1790 den Platz beſuchte, wo die alte, dumpfe, mürriſch unangenehme Baſtille geſtanden hatte, fand dort, ſtatt dieſer, ein luftig luſtiges Gebäude, mit der lachenden Aufſchrift: **ici on danse.**

Seit ſiebzehn Jahren ſind viele Schriftſteller in Europa unabläſſig bemüht, die Gelehrten Frankreichs von dem Vorwurf zu befreien, als hätten ſie den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ganz beſonders verurſacht. Die jetzigen Gelehrten wollten wieder bei den Großen zu Gnaden aufgenommen werden, ſie ſuchten wieder ihr weiches Plätzchen zu

den Füßen der Macht, und gebehrdeten ſich dabei ſo ſervil unſchuldig, daß man ſie nicht mehr für Schlangen anſah, ſondern für gewöhnliches Gewürme. Ich kann aber nicht umhin, der Wahrheit wegen zu geſtehen, daß eben die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts den Ausbruch der Revolution am meiſten befördert und deren Charakter beſtimmt haben. Ich rühme ſie deshalb, wie man den Arzt rühmt, der eine ſchnelle Criſis herbeigeführt und die Natur der Krankheit, die tödtlich werden konnte, durch ſeine Kunſt gemildert hat. Ohne das Wort der Gelehrten hätte der hinſiechende Zuſtand Frankreichs noch unerquicklich länger gedauert; und die Revolution, die doch am Ende ausbrechen mußte, hätte ſich minder edel geſtaltet; ſie wäre gemein und grauſam geworden, ſtatt daß ſie jetzt nur tragiſch und blutig ward; ja, was noch ſchlimmer iſt, ſie wäre vielleicht ins Lächerliche und Dumme ausgeartet, wenn nicht die materiellen Nöthen einen idealen Ausdruck gewonnen hätten; — wie es leider nicht der Fall iſt

in jenen Ländern, wo nicht die Schriftſteller das Volk verleitet haben, eine Erklärung der Menſchenrechte zu verlangen, und wo man eine Revolution macht, um keine Thorſperre zu bezahlen, oder um eine fürſtliche Maitreſſe los zu werden u. ſ. w. Voltaire und Rouſſeau ſind zwei Schriftſteller, die mehr als alle andere der Revolution vorgearbeitet, die ſpäteren Bahnen derſelben beſtimmt haben, und noch jetzt das franzöſiſche Volk geiſtig leiten und beherrſchen. Sogar die Feindſchaft dieſer beiden Schriftſteller hat wunderbar nachgewirkt; vielleicht war der Parteikampf unter den Revolutionsmännern ſelbſt, bis auf dieſe Stunde, nur eine Fortſetzung eben dieſer Feindſchaft.

(Vergl. die Note a. am Schluß.)

Dem Voltaire geſchieht jedoch Unrecht, wenn man behauptet, er ſey nicht ſo begeiſtert geweſen wie Rouſſeau; er war nur etwas klüger nud ge-

wandter. Die Unbeholfenheit flüchtet ſich immer in den Stoizismus und grollt lakoniſch beim Anblick fremder Geſchmeidigkeit. Alfieri macht dem Voltaire den Vorwurf, er habe als Philoſoph gegen die Großen geſchrieben, während er ihnen als Kammerherr die Fackel vortrug. Der düſtere Piemonteſer bemerkte nicht, daß Voltaire, indem er dienſtbar den Großen die Fackel vortrug, auch damit zugleich ihre Blöße beleuchtete. Ich will aber Voltaire durchaus nicht von dem Vorwurf der Schmeichelei freiſprechen, er und die meiſten franzöſiſchen Gelehrten krochen wie kleine Hunde zu den Füßen des Adels, und leckten die goldenen Sporen, und lächelten, wenn ſie ſich daran die Zunge zerriſſen, und ließen ſich mit Füßen treten. Wenn man aber die kleinen Hunde mit Füßen tritt, ſo thut das ihnen eben ſo weh wie den großen Hunden. Der heimliche Haß der franzöſiſchen Gelehrten gegen die Großen muß um ſo entſetzlicher geweſen ſeyn, da ſie, außer den gelegentlichen Fußtritten, auch viele wirkliche Wohl-

thaten von ihnen genoſſen hatten. Garat erzählt von Champfort, daß er tauſend Thaler, die Erſparniſſe eines ganzen arbeitſamen Lebens, aus einem alten Lederbeutel hervorzog und freudig hingab, als, im Anfang der Revolution, zu einem revolutionären Zwecke Geld geſammelt wurde. Und Champfort war geizig und war immer von den Großen protegirt worden.

Mehr aber noch als die Männer der Wiſſenſchaft, haben die Männer der Gewerbe den Sturz des alten Regimes befördert. Glaubten jene, die Gelehrten, daß an deſſen Stelle das Regime der geiſtigen Capazitäten beginne, ſo glaubten jene, die Induſtriellen, daß ihnen, dem faktiſch mächtigſten und kräftigſten Theil des Volks, auch geſetzlich die Anerkenntniß ihrer hohen Bedeutung, und alſo gewiß jede bürgerliche Gleichſtellung und Mitwirkung bei den Staatsgeſchäften, gebühre. Und in der That, da die bisherigen Inſtitutionen auf das alte Kriegswesen und den Kirchenglauben beruhten, welche

beide kein wahres Leben mehr in ſich trugen: ſo mußte die Geſellſchaft auf die beiden neuen Gewalten baſirt werden, worinn eben die meiſte Lebenskraft quoll, nämlich auf die Wiſſenſchaft und die Induſtrie. Die Geiſtlichkeit, die geiſtig zurückgeblieben war, ſeit Erfindung der Buchdruckerei, und der Adel, der durch die Erfindung des Pulvers zu Grunde gerichtet worden, hätten jetzt einſehen müſſen: daß die Macht, die ſie ſeit einem Jahrtauſend ausgeübt, ihren ſtolzen, aber ſchwachen Händen entſchwinde und in die verachteten, aber ſtarken Hände der Gelehrten und Gewerbfleißigen übergehe; ſie hätten einſehen müſſen, daß ſie die verlorene Macht nur in Gemeinſchaft mit eben jenen Gelehrten und Gewerbfleißigen wiedergewinnen könnten; — ſie hatten aber nicht dieſe Einſicht, ſie wehrten ſich thörigt gegen das Unvermeidliche, ein ſchmerzlicher, widerſinniger Kampf begann, die ſchleichende, windige Lüge und der morſche, kranke Stolz fochten gegen die eiſerne Nothwendigkeit, gegen Fallbeil

und Wahrheit, gegen Leben und Begeiſtrung, und wir ſtehen jetzt noch auf der Wahlſtätte.

Da war ein trübſeliger Miniſter, reſpektabeler Banquier, guter Hausvater, guter Chriſt, guter Rechner, der Pantalon der Revolution, der glaubte ſteif und feſt, das Defizit des Büdjets ſei der eigentliche Grund des Uebels und des Streites; und er rechnete Tag und Nacht, um das Defizit zu heben, und vor lauter Zahlen ſah er weder die Menſchen noch ihre drohenden Mienen; doch hatte er in ſeiner Dummheit einen ſehr guten Einfall, nämlich die Zuſammenberufung der Notabeln. Ich ſage einen ſehr guten Einfall, weil er der Freiheit zu Gute kam; ohne jenes Defizit hätte Frankreich ſich noch länger im Zuſtande des mißbehaglichſten Siechthums hingeſchleppt; jenes Defizit war in der That nicht mit Geld zu bezahlen, nämlich weil es die Krankheit zum Ausbruch trieb; jene Zuſammenberufung der Notabeln beſchleunigte die Criſis und alſo auch die künftige Geneſung; und wenn einſt

die Büſte Neckers ins Pantheon der Freiheit aufgeſtellt wird, wollen wir ihm eine Narrenkappe, bekränzt mit patriotiſchem Eichenlaub, aufs Haupt ſetzen. Wahrlich, iſt es thörigt, wenn man nur die Perſonen ſieht in den Dingen, ſo iſt es noch thörigter, wenn man in den Dingen nur die Zahlen ſieht. Es giebt aber Kleingeiſter, die aufs pfiffigſte beide Irrthümer zu verſchmelzen ſuchen, die ſogar in den Perſonen die Zahlen ſuchen, womit ſie uns die Dinge erklären wollen. Sie ſind nicht damit zufrieden, den Julius Cäſar für die Urſache des Untergangs römiſcher Freiheit zu halten, ſondern ſie behaupten: der geniale Julius ſey ſo verſchuldet geweſen, daß er, um nicht ſelber eingeſteckt zu werden, genöthigt war, die ganze Welt mitſammt ſeinen Gläubigern einzuſtecken. Wenn ich nicht irre, ſo dient eine Stelle Plutarchs, wo dieſer von Cäſars Schulden ſpricht, zur Baſis einer ſolchen Argumentation. Bourienne, der kleine ſchmuckelnde Bourienne, der beſtechliche Croupier beim Glückſpiel des

20

Kaiſerreichs, die armſelige arme Seele, hat irgendwo in ſeinen Memoiren angedeutet, daß es wohl Geld-verlegenheit geweſen ſeyn mag, was den Napoleon Bonaparte, im Anfange ſeiner Laufbahn, zu großen Unternehmungen angetrieben habe. In dieſer Weiſe ſind manche Tiefdenker nicht damit zufrieden, den Grafen Mirabeau für die Urſache des Untergangs der franzöſiſchen Monarchie zu halten, ſondern ſie behaupten ſogar, jener ſey ſo ſehr durch Geldnoth und Schulden bedrängt geweſen, daß er ſich nur durch den Umſturz des Vorhandenen habe helfen können. Ich will ſolche Abſurdität nicht weiter beſprechen; doch mußte ich ſie erwähnen, weil ſie eben in der letzten Zeit ſich am blühendſten entfalten konnte. Mirabeau betrachtet man nämlich jetzt als den eigentlichen Repräſentanten jener erſten Phaſis der Revolution, die mit der Nationalverſammlung beginnt und ſchließt. Er iſt als ſolcher ein Volks-held geworden, man beſpricht ihn täglich, man erblickt ihn überall, gemalt und gemeißelt, man ſieht

ihn dargeſtellt auf allen franzöſiſchen Theatern, in allen ſeinen Geſtalten: arm und wild; liebend und haſſend; lachend und knirſchend; ein ſorglos verſchuldeter Gott, dem Himmel und Erde gehörte und der kapabel war, ſeinen letzten Firſtern und letzten Louisd'or im Faro zu verſpielen; ein Simſon, der die Staatsſäulen niederreißt, um im ſtürzenden Gebäude ſeine mahnenden Philiſter zu verſchütten; ein Herkules, der am Scheidewege ſich mit beiden Damen verſtändigt und in den Armen des Laſters ſich von den Anſtrengungen der Tugend zu erholen weiß; „ein von Genie und Häßlichkeit ſtralender Ariel-Kaliban,“ den die Proſa der Liebe ernüchterte, wenn ihn die Poeſie der Vernunft berauſcht hatte; ein verklärter, anbetungswürdiger Wüſtling der Freiheit; ein Zwitterweſen, das nur Jüles Janin ſchildern konnte.

Eben durch die moraliſchen Widerſprüche ſeines Charakters und Lebens, iſt Mirabeau der eigentliche Repräſentant ſeiner Zeit, die ebenfalls ſo liederlich

und erhaben, ſo verſchuldet und reich war, die eben= falls im Kerker ſitzend die ſchlüpfrigſten Romane, aber auch die edelſten Befreiungsbücher geſchrieben, und die nachher, obgleich belaſtet mit der alten Pu= derperücke und mit einem Stück von der alten, in= famen Kette, als Herold des neuen Weltfrühlings auftrat, und dem erblaſſenden Ceremonienmeiſter der Vergangenheit die kühnen Worte zurief: **allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple, et qu'on ne nous en arrachera que par la force des bajonnettes.** Mit dieſen Worten beginnt die franzöſiſche Revolution; kein Bürgerlicher hätte den Muth gehabt, ſie auszu= ſprechen, die Zunge der Rotüriers und Vilains war noch gebunden von dem ſtummen Zauber des alten Gehorſams, und eben nur im Adel, in jener über= frechen Kaſte, die niemals wahre Ehrfurcht vor den Königen fühlte, fand die neue Zeit ihr erſtes Organ.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß man

mir jüngſt verſichert, jene weltberühmten Worte Mirabeaus gehörten eigentlich dem Grafen Volney, der neben ihm ſitzend, ſie ihm ſoufflirt habe. Ich glaube nicht, daß dieſe Sage ganz grundlos erfunden ſey, ſie widerſpricht durchaus nicht dem Charakter Mirabeaus, der die Ideen ſeiner Freunde eben ſo gern wie ihr Geld borgte, und der deswegen in vielen Memoiren, namentlich in den Briſſoteſchen und in den jüngſt erſchienenen Memoiren von Dümont, entſetzlich verſchrieen wird. Manche ſeiner Zeitgenoſſen haben deßhalb an der Größe ſeines Rednertalentes gezweifelt und ihm nur wirkſame Saillies, Theatercoups der Tribüne zugeſtanden. Es iſt jetzt ſchwer, ihn in dieſer Hinſicht zu beurtheilen. Nach dem Zeugniß der Mitlebenden, die man noch über ihn befragen kann, lag der Zauber ſeiner Rede mehr in ſeiner perſönlichen Erſcheinung als in ſeinen Worten. Beſonders wenn er leiſe ſprach, wird man durchſchauert von dem wunderbaren Laut ſeiner Stimme; man hörte die Schlangen ziſchen,

die heimlich unter den oratoriſchen Blumen krochen. Kam er in Leidenſchaft, war er unwiderſtehlich. Von Frau von Staël erzählt man, daß ſie auf der Gallerie der Nationalverſammlung ſaß, als Mirabeau die Tribüne beſtieg, um gegen Necker zu ſprechen. Es verſteht ſich, daß eine Tochter wie ſie, die ihren Vater anbetete, mit Wuth und Grimm gegen Mirabeau erfüllt war; aber dieſe feindlichen Gefühle ſchwanden, je länger ſie ihn anhörte, und endlich, als das Gewitter ſeiner Rede mit ſchrecklichſter Herrlichkeit aufſtieg, als die vergifteten Blitze aus ſeinen Augen ſchoſſen, als die weltzerſchmetternden Donner aus ſeiner Seele hervorgrollten — da lag Frau von Staël weit hinausgelehnt über der Balluſtrade der Gallerie und applaudirte wie toll.

Aber bedeutſamer noch als das Rednertalent des Mannes, war das was er ſagte. Dieſes können wir jetzt am unpartheiiſchſten beurtheilen, und da ſehen wir, daß Mirabeau ſeine Zeit am tiefſten begriffen hat, daß er nicht ſowohl niederzureißen

als auch aufzubauen wußte, und daß er letzteres beſſer verſtand als die großen Meiſter, die ſich bis auf heutigen Tag an dem großen Werke abmühen. In den Schriften Mirabeaus finden wir die Hauptideen einer konſtitutionellen Monarchie, wie ſie Frankreich bedurfte; wir entdecken den Grundriß, obgleich nur flüchtig und mit blaſſen Linien entworfen; und wahrlich, allen weiſen und bangen Regenten Europas empfehle ich das Studium dieſer Linien, dieſer Staatshülfelinien, die das größte politiſche Genie unſerer Zeit, mit prophetiſcher Einſicht und mathematiſcher Sicherheit, vorgezeichnet hat. Es wäre wichtig genug, wenn man Mirabeaus Schriften in dieſer Hinſicht, auch für Deutſchland, ganz beſonders zu exploitiren ſuchte. Seine revolutionären, negirenden Gedanken haben leichtes Verſtändniß und ſchnelle Wirkung gefunden. Seine eben ſo gewaltigen poſitiven, konſtituirenden Gedanken ſind weniger verſtanden und wirkſam geworden.

Am wenigſten verſtand man Mirabeaus Vor-

liebe für das Königthum. Was er dieſem an abſoluter Gewalt abgewinnen wollte, das gedachte er ihm durch konſtitutionelle Sicherung zu vergüten; ja, er gedachte, die königliche Macht noch zu vermehren und zu verſtärken, indem er den König aus den Händen der hohen Stände, die ihn, durch Hofintriguen und Beichtſtuhl, faktiſch beherrſchten, gewaltſam riß, und vielmehr in die Arme des dritten Standes hinein drängte. Mirabeau eben war der Verkünder jenes konſtitutionellen Königthums, das, nach meinem Bedünken der Wunſch jener Zeit war, und das, mehr oder minder demokratiſch formulirt, auch von der Gegenwart, von Uns in Deutſchland, verlangt wird.

Dieſer konſtitutionelle Royalismus war es, was dem Leumund des Grafen am meiſten geſchadet; denn die Revolutionäre, die ihn nicht begriffen, ſahen darin einen Abfall und meinten, er habe die Revolution verkauft. Sie ſchmähten ihn alsdann um die Wette mit den Ariſtokraten, die ihn haßten,

eben weil ſie ihn begriffen, weil ſie wußten, daß Mirabeau, durch die Vernichtung der Privilegienwirthſchaft, das Königthum auf ihre Koſten retten und verjüngen wollte. Wie ihn aber die Miſere der Privilegirten anwiderte, ſo mußte ihm auch die Rohheit der meiſten Demagogen fatal ſeyn, um ſo mehr, da ſie, in jener wahnwitzig debordirenden Weiſe, die wir wohl kennen, ſchon die Republik predigten. Es iſt intereſſant, in den damaligen Blättern zu ſehen, zu welchen ſonderbaren Mitteln jene Demagogen, die gegen die Popularität des Mirabeau noch nicht öffentlich anzukämpfen wagten, ihre Zuflucht nahmen, um die monarchiſche Tendenz des großen Tribuns unwirkſam zu machen. So z. B. als Mirabeau ſich einmahl ganz beſtimmt royaliſtiſch ausgeſprochen hatte, wußten ſich dieſe Leute nicht anders zu helfen, als indem ſie ausſprengten: da Mirabeau ſeine Reden öfters nicht ſelbſt mache, ſey es ihm paſſirt, daß er die Rede, die er von einem Freunde erhalten, vorher zu leſen vergeſſen, und erſt

auf der Tribune bemerkt habe, daß dieſer ihm perfiderweiſe eine ganz royaliſtiſche Rede untergeſchoben.

Ob es Mirabeau gelungen wäre, die Monarchie zu retten und neu zu begründen, darüber wird noch immer geſtritten. Die Einen ſagen, er ſtarb zu früh; die Anderen ſagen, er ſtarb eben zur rechten Zeit. Er ſtarb nicht an Gift; denn die Ariſtokratie hatte ihn eben damals nöthig. Volksmänner vergiften nicht; der Giftbecher gehört zu der alten Tragödie der Paläſte. Mirabeau ſtarb, weil er zwei Tänzerinnen, Mesdemoiſelles Helisberg und Colomb, und eine Stunde vorher eine Trüffelpaſtete genoſſen hatte. — — — —

Note a.

Der Kampf unter den Revolutionsmännern des Convents war nichts anders als der geheime Groll des rouſſeauiſchen Rigourismus gegen die voltairſche Legèrte. Die ächten Montagnards hegten ganz die Denk- und Gefühlsweiſe Rouſſeaus, und als ſie

die Dantoniſten und Hebertiſten zu gleicher Zeit guillotinirten, geſchah es nicht ſowohl weil jene zu ſehr den erſchlaffenden Moderantismus predigten und dieſe hingegen im zügelloſeſten Sanculotismus ausarteten; wie mir jüngſt ein alter Bergmann ſagte: **parcequ'ils étaient tous des hommes pourris, frivoles, sans croyance et sans vertu.** Beim Umſtürzen des Alten waren die wilden Revolutionsmänner ziemlich einig, als aber etwas neues gebaut werden ſollte, als das Poſitivſte zur Sprache kam, da erwachten die natürlichen Antipathien. Der rouſſeauiſch ernſte Schwärmer St. Juſt haßte alsdann den heiteren, geiſtreichen Fanfaron Desmoulin. Der ſittenreine, unbeſtechliche Robespierre haßte den ſinnlichen, geldbefleckten Danton. Maximilian Robespierre heiligen Andenkens war die Incarnation Rouſſeaus; er war tief religiös, er glaubte an Gott und Unſterblichkeit, er haßte die voltaireſchen Religionsſpöttereien, die unwürdigen Poſſen eines Gobels, die Orgien der Atheiſten, und

das laxe Treiben der Esprits, und er haßte vielleicht jeden, der witzig war und gern lachte.

Am 19. Thermidor ſiegte die kurz vorher unterdrückte voltaireſche Parthei; unter dem Direktorium übte ſie ihre Reaktionen gegen den Berg; ſpäterhin, während dem Heldenſpiel der Kaiſerzeit und während der frommen chriſtlichen Comödie der Reſtauration konnte ſie nur in untergeordneten Rollen ſich geltend machen; aber wir ſahen ſie doch, bis auf dieſe Stunde, mehr oder minder thätig, am Staatsruder ſtehen, und zwar repräſentirt von dem ehemaligen Biſchof von Autün, Charles Maurice Talleyrand. Rouſſeaus Parthei, unterdrückt ſeit jenem unglückſeligen Tage des Thermidor, lebt arm, aber geiſtig und leiblich geſund, in den Faurbourgs St. Antoine und St. Marceau, ſie lebt in der Geſtalt eines Garnier Pagès, eines Cavaignac, und ſo vieler andern edlen Republikaner die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten, für das Evangelium der Freiheit. Ich bin nicht tugend-

haſt genug, um jemals dieſer Parthei mich anſchlie≈ ßen zu können; ich haſſe aber zu ſehr das Laſter, als daß ich ſie jemals bekämpfen würde.

Paris, 5 Juni.

Der Leichenzug von General Lamarque, **un convoi d'opposition**, wie die Philippiſten ſagen, iſt eben von der Madelaine nach dem Baſtillenplatze gezogen; es waren mehr Leidtragende und Zuſchauer als bei Caſimir Periers Begräbniß. Das Volk zog ſelbſt den Leichenwagen. Beſonders auffallend in dem Zuge waren die fremden Patrioten, deren Nationalfahnen in einer Reihe getragen wurden. Ich bemerkte darunter auch eine Fahne, deren Far≈ ben aus Schwarz, Karmoſinroth und Gold beſtan≈ den. Um ein Uhr fiel ein ſtarker Regen, der über eine halbe Stunde dauerte; trotz dem blieb eine unab≈ ſehbare Volksmenge auf den Boulevards, die Mei≈ ſten baarhaupt. Als der Zug bis gegen das Ba≈

riétés-Theater gelangt war, und eben die Kolonne der **Amis du** peuple vorüberzog, und mehrere derſelben **vive la République** riefen, fiel es einem Polizeiſergeanten ein zu interveniren; aber man ſtürzte über ihn her, zerbrach ſeinen Degen, und ein gräßlicher Tumult entſtand; er iſt nur mit Noth geſtillt worden. Der Anblick einer ſolchen Störniß, die einige hunderttauſend Menſchen in Bewegung geſetzt, war jedoch merkwürdig und bedenklich genug.

Paris, 6. Junius.

Ich weiß nicht, ob ich in meinem geſtrigen Briefe erwähnt habe, daß auf den Abend eine Emeute angeſagt war. Als Lamarque's Leichenzug über die Boulevards kam und der Auftritt beim Theater des Variétés ſtatt fand, konnte man ſchon Schlimmes ahnen. Auf weſſen Seite die Schuld, daß die Leidenſchaft ſo fürchterlich ausbrach, iſt ſchwer zu ermitteln. Die widerſprechendſten Gerüchte herr-

ſchen noch immer über den Anfang der Feindſeligkeiten, über die Ereigniſſe dieſer Nacht und über die ganze Lage der Dinge. Nur ein Begebniß, welches mir von mehrern Seiten und aufs glaubwürdigſte beſtätigt wird, will ich hier erwähnen. Als Lafayette, deſſen Anweſenheit bei dem Leichenzug überall Enthuſiasmus erregt hatte, auf dem Platze, bei dem Pont d'Auſterlitz, wo die Todtenfeier ſtatt fand, ſeine Leichenrede geendet hatte, drückte man ihm eine Immortellenkrone aufs Haupt. Zu gleicher Zeit ward auf eine ganz rothe Fahne, welche ſchon vorher viel Aufmerkſamkeit erregt, eine rothe phrygiſche Mütze geſteckt, und ein Schüler der Ecole Polytechnique erhob ſich auf den Schultern der Nebenſtehenden, ſchwenkte ſeinen blanken Degen über jene rothe Mütze und rief: **vive la liberté**, nach anderer Ausſage **vive la République.** Lafayette ſoll alsdann ſeinen Immortellenkranz auf die rothe Freiheitsmütze geſetzt haben; viele glaubwürdige Leute behaupten, ſie hätten es mit eigenen Augen

geſehen. Es iſt möglich, daß er durch Zwang oder Ueberraſchung dieſe ſymboliſche Handlung gethan; es iſt aber auch möglich, daß eine dritte Hand dabei im Spiele war, ohne daß man es in dem großen Menſchengedränge bemerken konnte. Nach dieſer Manifeſtation, ſagen Einige, wollte man die bekränzte rothe Mütze im Triumphe durch die Stadt tragen, und als die Munizipalgarden und Sergeants de Ville bewaffneten Widerſtand leiſteten, habe der Kampf begonnen. So viel iſt gewiß, als Lafayette, ermüdet von dem vierſtündigen Wege, ſich in einen Fiaker ſetzte, hat das Volk die Pferde deſſelben ausgeſpannt und ſeinen alten treueſten Freund, mit eigenen Händen, unter ungeheurem Beifallruf, über die Boulevards gezogen. Viele Ouvriers hatten junge Bäume aus der Erde geriſſen und liefen damit, wie Wilde, neben dem Wagen, der in jedem Augenblicke bedroht ſchien, durch das ungefüge Menſchengedränge umgeſtürzt zu werden. Es ſollen zwei Schüſſe den Wagen getroffen haben; ich kann

Digitized by Google

jedoch über dieſen ſonderbaren Umſtand nichts Beſtimmtes angeben.

Viele, die ich ob des Beginns der Feindſeligkeiten befragt habe, behaupten, es habe bei dem Pont d'Auſterlitz wegen der Leiche des todten Helden der blutige Hader begonnen, indem ein Theil der „Patrioten" den Sarg nach dem Pantheon bringen, ein anderer Theil ihn weiter nach dem nächſten Dorfe begleiten wollte, und die Sergeants de Ville und Munizipalgarden ſich dergleichen Vorhaben widerſetzten. So ſchlug man ſich nun mit großer Erbitterung, wie einſt vor dem ſkäiſchen Thore um die Leiche des Patroklus. Auf der Place de la Baſtille iſt viel Blut gefloſſen. Um halb ſieben Uhr kämpfte man ſchon an der Porte St. Denis, wo das Volk ſich barrikadirte. Mehrere bedeutende Poſten wurden genommen; die Nationalgarden, die ſolche beſetzt hatten, widerſtanden nur ſchwach, und übergaben ihre Waffen. So bekam das Volk viele Gewehre. Auf der Place Notre Dame des Victoi-

res fand ich großen Kampflärm; die „Patrioten“ hatten drei Poſten an der Bank beſetzt. Als ich mich nach den Boulevards wandte, fand ich dort alle Boutiquen geſchloſſen, wenig Volk, darunter gar wenige Weiber, die doch ſonſt bei Emeuten ſehr furchtlos ihre Schauluſt befriedigen; es ſah Alles ſehr ernſthaft aus. Linientruppen und Kuiraſſiere zogen hin und her, Ordonnanzen mit beſorgten Geſichtern ſprengten vorüber, in der Ferne Schüſſe und Pulverdampf. Das Wetter war nicht mehr trübe, und gegen Abend ſehr günſtig. Die Sache ſchien für die Regierung ſehr gefährlich, als es hieß, die Nationalgarden hätten ſich für das Volk erklärt. Der Irrthum entſtand dadurch, daß Viele der „Patrioten“ geſtern die Uniform der Nationalgardiſten trugen, und die Nationalgarde wirklich einige Zeit unſchlüſſig war, welche Partei ſie unterſtützen ſollte. Während dieſer Nacht haben die Weiber wahrſcheinlich ihren Männern demonſtrirt, daß man nur die Partei unterſtützen müſſe, die am meiſten Sicherheit

für Leib und Gut gewährt, und deſſen gewähre Ludwig Philipp viel mehr als die Republikaner, die ſehr arm und überhaupt für Handel und Gewerbe ſehr ſchädlich ſeyen; die Nationalgarde iſt alſo heute ganz gegen die Republikaner; die Sache iſt entſchieden. C'est un coup manqué, ſagt das Volk. Von allen Seiten kommen Linientruppen nach Paris. Auf der Place de la Concorde ſtehen ſehr viele geladene Kanonen, ebenfalls auf der andern Seite der Tuillerien, auf dem Karrouſſelplatz. Der Bürgerkönig iſt von Bürgerkanonen umringt; où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille. Es iſt jetzt vier Uhr, und es regnet ſtark. Dieſes iſt den „Patrioten" ſehr ungünſtig, die ſich großentheils im Quartier St. Martin barrikadirt haben, und wenig Zuhülfe erhalten. Sie ſind von allen Seiten cernirt, und ich höre in dieſem Augenblick den ſtärkſten Kanonendonner. Ich vernahm, vor zwei Stunden hätte das Volk noch viele Siegeshoffnung gehabt; jetzt aber gelte es nur heroiſch zu ſterben.

Das werden Viele. Da ich bei der Porte St. Denis wohne, habe ich die ganze Nacht ſchlaflos zugebracht; faſt ununterbrochen dauerte das Schießen. Der Kanonendonner findet jetzt in meinem Herzen den kummervollſten Widerhall. Es iſt eine unglückſelige Begebenheit, die noch unglückſeligere Folgen haben wird.

Paris, 7. Jun.

Als ich geſtern nach der Börſe ging, um meinen Brief in den Poſtkaſten zu werfen, ſtand das ganze Spekulantenvolk unter den Kolonnen, vor der breiten Börſentreppe. Da eben die Nachricht anlangte, daß die Niederlage der Patrioten gewiß ſey, zog ſich die ſüßeſte Zufriedenheit über ſämmtliche Geſichter; man konnte ſagen, die ganze Börſe lächelte. Unter Kanonendonner gingen die Fonds um zehn Sous in die Höhe. Man ſchoß nämlich noch bis fünf Uhr; um ſechs Uhr war der ganze

Revolutionsverſuch unterdrückt. Die Journale konnten alſo darüber ſchon heute ſo viel Belehrung mittheilen, als ihnen rathſam ſchien. Der Conſtitutionnel und die Debats ſcheinen die Hauptzüge der Ereigniſſe einigermaaßen richtig getroffen zu haben. Nur das Kolorit und der Maaßſtab iſt falſch. Ich komme eben von dem Schauplatze des geſtrigen Kampfes, wo ich mich überzeugt habe, wie ſchwer es wäre, die ganze Wahrheit zu ermitteln. Dieſer Schauplatz iſt nämlich eine der größten und volkreichſten Straßen von Paris, die Rue St. Martin, die an der Pforte dieſes Namens auf dem Boulevard beginnt und erſt an der Seine, an dem Pont-de-Notre-Dame, aufhört. An beiden Enden der Straße hörte ich die Anzahl der „Patrioten," oder wie ſie heute heißen, der „Rebellen," die ſich dort geſchlagen, auf fünfhundert bis tauſend angeben; jedoch, gegen die Mitte der Straße ward dieſe Angabe immer kleiner, und ſchmolz endlich bis auf fünfzig. Was iſt Wahrheit! ſagt Pontius Pilatus.

Die Anzahl der Linientruppen iſt leichter zu ermitteln; es ſollen geſtern (ſelbſt dem Journal des Debats zufolge) 40,000 Mann ſchlagfertig in Paris geſtanden haben. Rechnet man dazu wenigſtens 20,000 Nationalgarden, ſo ſchlug ſich jene Handvoll Menſchen gegen 60,000 Mann. Einſtimmig wird der Heldenmuth dieſer Tollkühnen gerühmt; ſie ſollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beſtändig: **Vive la République!** und ſie fanden kein Echo in der Bruſt des Volks. Hätten ſie, ſtatt deſſen: **Vive Napoléon!** gerufen, ſo würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie ſchwerlich auf ſie geſchoſſen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hülfe gekommen. Aber ſie verſchmähten die Lüge. Es waren die reinſten, jedoch keineswegs die klügſten Freunde der Freiheit. Und doch iſt man heute albern genug, ſie des Einverſtändniſſes mit den Karliſten zu beſchuldigen! Wahrlich, wer ſo todesmuthig für den heiligen Irrthum ſeines Herzens ſtirbt, für

den ſchönen Wahn einer idealiſchen Zukunft, der verbindet ſich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit, unter dem Namen: Karliſten, hinterlaſſen hat. Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab, und zwar weil ich nicht auch alles bewundere, was ſie bewundern; — aber dennoch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet ſind. Es wäre mir lieber gewesen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären, ſtatt jener Republikaner, geſtorben.

Die Nationalgardiſten freuen ſich ſehr ihres Sieges. In ihrer Siegestrunkenheit hätten ſie geſtern Abend faſt mir ſelber, der ich doch zu ihrer Parthei gehöre, eine ganz ungeſunde Kugel in den Leib gejagt; ſie ſchoſſen nämlich heldenmüthig auf jeden, der ihren Poſten zu nahe kam. — Es war ein regnichter, ſternloſer, widerwärtiger Abend. Wenig Licht auf den Straßen, da faſt alle Läden, eben

ſo wie den Tag über, geſchloſſen waren. Heute iſt wieder Alles in bunter Bewegung, und man ſollte glauben, nichts wäre vorgegangen. Sogar auf der Straße St. Martin ſind alle Läden geöffnet. Trotz dem, daß man, wegen des aufgeriſſenen Pflaſters und der Reſte der Barrikaden, dort ſchwer paſſirt, wälzt ſich jetzt, aus Neugier, eine ungeheure Menſchenmaſſe durch die Straße, dieſe ſehr lang und ziemlich eng iſt, und deren Häuſer ungeheuer hoch gebaut. Faſt überall hat dort der Kanonendonner die Fenſterſcheiben zerbrochen und überall ſieht man die friſchen Spuren der Kugeln; denn von beiden Seiten wurde mit Kanonen in die Straße hineingeſchoſſen, bis die Republikaner ſich in die Mitte derſelben zuſammengedrängt ſahen. Geſtern ſagte man, in der Kirche St. Mery ſeyen ſie endlich von allen Seiten eingeſchloſſen geweſen. Dieſem aber hörte ich am Orte ſelbſt widerſprechen. Ein etwas hervorragendes Haus, Café Leclerque geheißen und an der Ecke des Gäßchens St. Mery gelegen, ſcheint

daſs Hauptquartier der Republikaner geweſen zu ſeyn. Hier hielten ſie ſich am längſten; hier leiſteten ſie den letzten Widerſtand. Sie verlangten keine Gnade und wurden meiſtens durch die Bajonnette gejagt. Hier fielen die Schüler der Alfortſchen Schule. Hier floſs das glühendſte Blut Frankreichs. — Man irrt jedoch, wenn man glaubt, daſs die Republikaner aus lauter jungen Brauſeköpfen beſtanden. Viele alte Leute kämpften mit ihnen. Eine junge Frau, die ich bei der Kirche St. Mery ſprach, klagte über den Tod ihres Groſsvaters; dieſer habe ſonſt ſo friedlich gelebt, aber, als er die rothe Fahne geſehen und vive la **République** rufen hörte, ſey er, mit einer alten Pike, zu den jungen Leuten gelaufen und mit ihnen geſtorben. Armer Greis! er hörte den Kuhreigen „des Berges" und die Erinnerung ſeiner erſten Freiheitsliebe erwachte, und er wollte noch einmahl mitträumen den Traum der Jugend! Schlaft wohl!

Die Nachfolgen dieſer geſcheiterten Revolution

ſind vorauszuſehen. Ueber tauſend Menſchen ſind arretirt, darunter auch, wie man ſagt, ein Deputirter, Garnier-Pagès. Die liberalen Journale werden unterdrückt. Das Krämerthum frohlockt, der Egoismus gedeiht, und viele der beſten Menſchen müſſen Trauer anlegen. Die Abſchreckungstheorie wird noch mehr Opfer verlangen. Schon iſt der Nationalgarde Angſt ob ihrer eignen Force; dieſe Helden erſchrecken, wenn ſie ſich ſelbſt in einem Spiegel ſehen. Der König, der große, ſtarke, mächtige Ludwig Philipp wird viele Ehrenkreuze austheilen. Der bezahlte Witzbold wird die Freunde der Freiheit auch im Grabe ſchmähen, und letztere heißen jetzt Feinde der öffentlichen Ruhe, Mörder u. ſ. w.

Ein Schneider, der heute Morgen auf dem Vendomeplatze es wagte, die gute Abſicht der Republikaner zu erwähnen, bekam Prügel von einer ſtarken Frau, die wahrſcheinlich ſeine eigne war. Das iſt die Kontrerevolution.

Paris, 8. Jun.

Es ſcheint keine ganz rothe, ſondern eine roth-ſchwarz-goldene Fahne geweſen zu ſeyn, die Lafayette, bei Lamarque's Todtenfeier, mit Immortellen bekränzt hat. Dieſe fabelhafte Fahne, die Niemand kannte, hatten Viele für eine republikaniſche gehalten. Ach, ich kannte ſie ſehr gut, ich dachte gleich: du lieber Himmel! das ſind ja unſre alten Burſchenſchaftsfarben, heute geſchieht ein Unglück oder eine Dummheit. Leider geſchah beides. Als die Dragoner, beim Beginn der Feindſeligkeiten, auch auf die Deutſchen einſprengten, die jener Fahne folgten, barrikadirten ſich dieſe hinter die großen Holzbalken eines Schreinerhofs. Später retirirten ſie ſich nach dem Jardin des Plantes, und die Fahne, obgleich in ſehr beſchädigtem Zuſtand, iſt gerettet. Den Franzoſen, die mich über die Bedeutung dieſer roth-ſchwarz-goldenen Fahne befragt, habe ich gewiſſenhaft geantwortet: der Kaiſer Rothbart, der

ſeit vielen Jahrhunderten im Kiffhäuſer wohnt, habe uns dieſes Banner geſchickt, als ein Zeichen, daß das alte groſse Traumreich noch exiſtirt, und daß er ſelbſt kommen werde, mit Scepter und Schwert. Was mich betrifft, ſo glaube ich nicht, daß letzteres ſo bald geſchieht; es flattern noch gar zu viele ſchwarze Raben um den Berg.

Hier, in Paris, geſtalten ſich die Verhältniſſe minder traumhaft; auf allen Straßen Bajonnette und wachſame Militairgeſichter. Ich habe es Anfangs nur für einen unbedeutenden Schreckſchuß gehalten, daß man Paris in Belagerungsſtand erklärt; es hieß, man würde dieſe Erklärung gleich wieder zurücknehmen. Aber als ich geſtern Nachmittags immer mehr und mehr Kanonen über die Rue Richelieu fahren ſah, merkte ich, daß man die Niederlage der Republikaner benützen möchte, um andern Gegnern der Regierung, namentlich den Journaliſten, an den Leib zu kommen. Es iſt nun die Frage, ob der „gute Wille“ auch mit hinlänglicher Kraft

gepaart iſt. Man exploitirt jetzt die Siegesbetäubung der Nationalgardiſten, die in Betreff der Republikaner an gewaltſamen Maaßregeln Theil genommen, und denen jetzt Ludwig Philipp wieder kameradlich wie ſonſt die Hand drückt. Da man die Karliſten haßt und die Republikaner mißbilligt, ſo unterſtützt das Volk den König als den Erhalter der Ordnung, und er iſt ſo populair wie die liebe Nothwendigkeit. Ja, ich habe **Vive le roi!** rufen hören, als der König über die Boulevards ritt; aber ich habe auch eine hohe Geſtalt geſehen, die unfern des Faubourg-Mont-Martre ihm kühn entgegentrat und **à bas Louis Philippe!** rief. Mehrere Reiter des königl. Gefolges ſtiegen gleich von ihren Pferden, ergriffen jenen Proteſtanten und ſchleppten ihn mit ſich fort.

Ich habe Paris nie ſo ſonderbar ſchwül geſehen wie geſtern Abend. Trotz des ſchlechten Wetters waren die öffentlichen Orte mit Menſchen gefüllt. In dem Garten des Palais-royal drängten

ſich die Gruppen der Politiker, und ſprachen leiſe, in der That ſehr leiſe; denn man kann jetzt auf der Stelle vor ein Kriegsgericht geſtellt, und in vierundzwanzig Stunden erſchoſſen werden. Ich fange an, mich nach dem Gerichtsſchlendrian meines Deutſchlands zurückzuſehnen. Der geſetzloſe Zuſtand, worin man ſich jetzt hier befindet, iſt widerwärtig; das iſt ein fataleres Uebel als die Cholera. Wie man früher, als letztere graſſirte, durch die übertriebenen Angaben der Todtenzahl geängſtet wurde, ſo ängſtigte man ſich jetzt, wenn man von den ungeheuer vielen Arreſtationen, wenn man von geheimen Füſilladen hört, wenn tauſenderlei ſchwarze Gerüchte ſich, wie geſtern Abend der Fall war, im Dunkeln bewegen .Heute, bei Tageslicht, iſt man beruhigter. Man geſteht, daß man ſich geſtern geängſtigt, und man iſt vielmehr verdrießlich als furchtſam. Es herrſcht jetzt ein Juſtemilieu-Terreur!

Die Journale ſind gemäßigt in ihren Proteſtationen, jedoch keineswegs kleinlaut. Der National

und der Temps ſprechen furchtlos, wie freien Männern ziemt. Mehr als heute in den Blättern ſteht, weiß ich über die neueſten Ereigniſſe nicht mitzutheilen. Man iſt ruhig, und läßt die Dinge ruhig herankommen. Die Regierung iſt vielleicht erſchrocken über die ungeheure Macht, die ſie in ihren eigenen Händen ſieht. Sie hat ſich über die Geſetze erhoben; eine bedenkliche Stellung. Denn es heißt mit Recht: **Qui est au-dessus de la loi, est hors de la loi.** Das Einzige, womit viele wahre Freiheitsfreunde die jetzigen gewaltſamen Maaßregeln entſchuldigen, iſt die Nothwendigkeit, daß die **royauté démocratique** im Innern erſtarken müſſe, um nach Außen kräftiger zu handeln.

Paris, 10. Juni.

Geſtern war Paris ganz ruhig. Den Gerüchten von den vielen Füſilladen, noch vorgeſtern Abend von den glaubwürdigſten Leuten verbreitet, wurde

von denen, die der Regierung am nächſten ſtehen, aufs beruhigendſte widerſprochen. Nur eine große Anzahl von Verhaftungen wurde eingeſtanden. Deſſen konnte man ſich aber auch mit eignen Augen überzeugen; geſtern, noch mehr aber vorgeſtern, ſah man überall arretirte Perſonen von Linienſoldaten oder Kommunalgarden vorbeiführen. Das war zuweilen wie eine Prozeſſion; alte und junge Menſchen, in den kläglichſten Koſtümen, und begleitet von jammernden Angehörigen. Hieß es doch, jeder werde gleich vor ein Kriegsgericht geſtellt und binnen 24 Stunden erſchoſſen, zu Vincennes. Ueberall ſah man Volksgruppen vor den Häuſern, wo Nachſuchungen geſchahen. Dies war hauptſächlich der Fall in den Straßen, die der Schauplatz des Kampfes geweſen, und wo ſich viele der Kämpfer, als ſie an ihrer Sache verzweifelten, verborgen hielten, bis irgend ein Verräther ſie aufſpürte. Längs den Quais ſah man das meiſte Volksgewimmel, gaffend und ſchwatzend, beſonders in der Nähe der

Rue St. Martin, die noch immer mit Schauluſtigen gefüllt iſt, und um das Palais de Juſtice, wohin man viele Gefangene führte. Auch an der Morgue drängte man ſich, um die dort ausgeſtellten Todten zu ſehen; dort gab es die ſchmerzlichſten Erkennungsſcenen. Die Stadt gewährte wirklich einen kummervollen Anblick; überall Volksgruppen mit Unglück auf den Geſichtern, patrouillirende Soldaten und Leichenzüge gefallener Nationalgardiſten.

In der Societät iſt man jedoch ſeit vorgeſtern nicht im mindeſten bekümmert; man kennt ſeine Leute, und man weiß, daß das Juſte-Milieu ſich ſelbſt ſehr unbehaglich fühlt in der jetzigen Fülle ſeiner Gewalt. Es beſitzt jetzt das große Richtſchwert, aber es fehlt ihm die ſtarke Hand, die dazu gehört. Bei dem mindeſten Streich fürchtet es, ſich ſelbſt zu verletzen. Berauſcht von dem Siege, den man zunächſt dem Marſchall Soult verdankte, ließ man ſich zu militairiſchen Maaßregeln verleiten, die jener alte Soldat, der noch voll von den Velleitäten der Kai-

ſerzeit, vorgeſchlagen haben ſoll. Nun ſteht dieſer Mann auch faktiſch an der Spitze des Miniſterraths, und ſeine Kollegen und die übrigen Juſte-Milieuleute fürchten, daß ihm jetzt auch die ſo eifrig ambitionnirte Präſidentur anheimfalle. Man ſucht daher ganz leiſe einzulenken und ſich wieder aus dem Heroismus herauszuziehen; und dahin zielen die nachträglichen milden Definitionen, die man der Ordonnanz über die Erklärung des Belagerungszuſtandes jetzt nachſchickt. Man kann es dem Juſte-Milieu anſehen, wie es ſich vor ſeiner eigenen Macht jetzt ängſtigt und aus Angſt ſie krampfhaft in Händen hält, und ſie vielleicht nicht wieder losgibt, bis man ihm Pardon verſpricht. Es wird vielleicht, in der Verzweiflung, einige unbedeutende Opfer fallen laſſen; es wird ſich vielleicht in den lächerlichſten Grimm hineinlügen, um ſeine Feinde zu erſchrecken; es wird grauenhafte Dummheiten begehen; es wird — es iſt unmöglich vorauszuſehen, was nicht Alles die Furcht vermag, wenn ſie ſich in den Herzen der

Gewalthaber barrikadirt hat und ſich rings von Tod und Spott cernirt ſieht. Die Handlungen eines Furchtſamen, wie die eines Genie's, liegen außerhalb aller Berechnung. Indeſſen, das höhere Publikum fühlt hier, daß der außergeſetzliche Zuſtand, worein man es verſetzt, nur eine Formel iſt. Wo die Geſetze im Bewußtſeyn des Volks leben, kann die Regierung ſie nicht durch eine plötzliche Ordonnanz vernichten. Man iſt hier de facto ſeines Leibes und ſeines Eigenthums immer noch ſicherer als im übrigen Europa, mit Ausnahme Englands und Hollands. Obgleich Kriegsgerichte inſtituirt ſind, herrſcht hier noch immer mehr faktiſche Preßfreiheit, und die Journaliſten ſchreiben hier über die Maaßregeln der Regierung noch immer viel freier, als in manchen Staaten des Kontinents, wo die Preßfreiheit durch papierne Geſetze ſanktionirt iſt.

Da die Poſt heute, Sonntag, ſchon dieſen Mittag abgeht, kann ich über heute nichts mittheilen. Auf die Journale muß ich blos verweiſen. Ihr Ton

iſt weit wichtiger als das, was ſie ſagen. Uebrigens ſind ſie gewiß wieder voll von Lügen. — Seit früheſtem Morgen wird unaufhörlich getrommelt. Es iſt heute große Revue. Mein Bedienter ſagt mir, daß die Boulevards, überhaupt die ganze Strecke von der Barrière du Trone bis an die Barrière de l'Etoile, mit Linientruppen und Nationalgarden bedeckt ſind. Ludwig Philipp, der Vater des Vaterlandes, der Beſieger der Catilinas vom 5. Jun., Cicero zu Pferde, der Feind der Guillotine und des Papiergeldes, der Erhalter des Lebens und der Boutiquen, der Bürgerkönig wird ſich in einigen Stunden ſeinem Volke zeigen; ein lautes Lebehoch wird ihn begrüßen; er wird ſehr gerührt ſeyn; er wird Vielen die Hand drücken, und die Polizei wird es an beſonderen Sicherheitsmaaßregeln und an Extra-Enthuſiasmus nicht fehlen laſſen.

Paris, 11. Juni.

Ein wunderſchönes Wetter begünſtigte die geſtrige Heerſchau. Auf den Boulevards, von der Barrière du Trone bis zur Barrière de l'Etoile ſtanden vielleicht 50,000 Nationalgarden und Linientruppen, und eine unzählige Menge von Zuſchauern war auf den Beinen oder an den Fenſtern, neugierig erwartend, wie der König ausſehen und das Volk ihn empfangen werde, nach ſo außerordentlichen Ereigniſſen. Um Ein Uhr gelangten Se. Majeſtät mit Ihrem Generalſtab in die Nähe der Porte-Saint-Denis, wo ich auf einer umgeſtürzten Therme ſtand, um genauer beobachten zu können. Der König ritt nicht in der Mitte, ſondern an der rechten Seite, wo Nationalgarden ſtanden, und den ganzen Weg entlang lag er ſeitwärts vom Pferde herabgebeugt, um überall den Nationalgarden die Hand zu drücken; als er zwei Stunden ſpäter deſſelben Wegs zurückkehrte, ritt er an der linken Seite, wo er daſſelbe Manöuver fortſetzte,

ſo daß ich mich nicht wundern würde, wenn er, in Folge dieſer ſchiefen Haltung, heute die größten Bruſtſchmerzen empfindet, oder ſich gar eine Rippe verrenkt hat. Jene außerordentliche Geduld des Königs war wirklich unbegreifbar. Dabei mußte er beſtändig lächeln. Aber unter der dicken Freundlichkeit jenes Geſichtes, glaube ich, lag viel Kummer und Sorge. Der Anblick des Mannes hat mir tiefes Mitleid eingeflößt. Er hat ſich ſehr verändert, ſeit ich ihn dieſen Winter auf einem Ball in den Tuillerien geſehen. Das Fleiſch ſeines Geſichtes, damals roth und ſchwellend, war geſtern ſchlaff und gelb, ſein ſchwarzer Backenbart war jetzt ganz ergraut, ſo daß es ausſieht, als wenn ſogar ſeine Wangen ſich ſeitdem geängſtigt ob gegenwärtiger und künftiger Schläge des Schickſals; wenigſtens war es ein Zeichen des Kummers, daß er nicht daran gedacht hat, ſeinen Backenbart ſchwarz zu färben. Der dreieckige Hut, der, mit ganzer Vorderbreite, ihm tief in die Stirne gedrückt ſaß,

gab ihm außerdem ein ſehr unglückliches Anſehen. Er bat gleichſam mit den Augen um Wohlwollen und Verzeihung. Wahrlich, dieſem Mann war es nicht anzuſehen, daß er uns Alle in Belagerungsſtand erklärt hat. Es regte ſich daher auch nicht der mindeſte Unwille gegen ihn, und ich muß bezeugen, daß großer Beifallruf ihn überall begrüßte; beſonders haben ihm diejenigen, denen er die Hand gedrückt, ein raſendes Lebehoch nachgeſchrien und aus tauſend Weibermäulern erſcholl ein gellendes: **Vive le roi!** Ich ſah eine alte Frau, die ihren Mann in die Rippen ſtieß, weil er nicht laut genug geſchrien. Ein bitteres Gefühl ergriff mich, wenn ich dachte, daß das Volk, welches jetzt den armen händedrückenden Ludwig Philipp umjubelt, dieſelben Franzoſen ſind, die ſo oft den Napoleon Bonaparte vorbeireiten ſahen mit ſeinem marmornen Cäſargeſicht und ſeinen unbewegten Augen und „unnahbaren" Händen.

Nachdem Ludwig Philipp die Heerſchau gehal-

ten, oder vielmehr das Heer betaſtet hatte, um ſich zu überzeugen, daß es wirklich exiſtirt, dauerte der militairiſche Lärm noch mehrere Stunden. Die verſchiedenen Korps ſchrien ſich beſtändig Komplimente zu, wenn ſie an einander vorübermarſchirten. **Vive la ligne!** rief die Nationalgarde, und jene ſchrie dagegen **Vive la Garde nationale!** Sie fraterniſirten. Man ſah einzelne Linienſoldaten und Nationalgarden in ſymboliſcher Umarmung; eben ſo, als ſymboliſche Handlung, theilten ſie mit einander ihre Würſte, ihr Brod und ihren Wein. Es ereignete ſich nicht die geringſte Unordnung.

Ich kann nicht umhin, zu erwähnen, daß der Ruf: **Vive la liberté!** der häufigſte war, und wenn dieſe Worte von ſo vielen tauſend bewaffneten Leuten aus voller Bruſt hervorgejauchzt wurden, fühlte man ſich ganz heiter beruhigt, troß des Belagerungsſtandes und der inſtituirten Kriegsgerichte. Aber das iſt es eben, Ludwig Philipp wird ſich nie ſelbſtwillig der öffentlichen Meinung entgegen-

ſtellen, er wird immer ihre dringendſten Gebote zu erlauſchen ſuchen und immer darnach handeln. Das iſt die wichtige Bedeutung der geſtrigen Revue. Ludwig Philipp fühlte das Bedürfniß, das Volk in Maſſe zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daß es ihm ſeine Kanonenſchüſſe und Ordonnanzen nicht übelgenommen und ihn nicht für einen argen Gewaltkönig hält, und kein ſonſtiges Mißverſtändniß ſtatt findet. Das Volk wollte ſich aber auch ſeinen Ludwig Philipp genau betrachten, um ſich zu überzeugen, daß er noch immer der unterthänige Höfling ſeines ſouverainen Willens iſt, und ihm noch immer gehorſam und ergeben geblieben. Man konnte deshalb ebenfalls ſagen, das Volk habe den König die Revue paſſiren laſſen, es habe Königſchau gehalten, und habe bei deſſen Manöuvre ſeine allerhöchſte Zufriedenheit geäußert.

Paris, 12. Juni.

Die große Revue war geſtern das allgemeine Tagesgeſpräch. Die Gemäßigten ſahen darin das beſte Einverſtändniß zwiſchen dem König und den Bürgern. Viele erfahrne Leute wollen jedoch dieſem ſchönen Bunde nicht trauen, und weisſagen ein Zerwürfniß, das leicht ſtattfinden kann, ſobald einmal die Intereſſen des Thrones mit den Intereſſen der Boutique in Konflikt gerathen. Jetzt freilich ſtützen ſie ſich wechſelſeitig, und König und Bürger ſind mit einander zufrieden. Wie man mir erzählt, war die Place Vendome vorgeſtern Nachmittag der Schauplatz, wo man jene ſchöne Uebereinſtimmung am beſten bemerken konnte; der König war erheitert durch den Jubel, womit er auf den Boulevards empfangen worden; und als die Kolonnen der Nationalgarden ihm vorbei defilirten, traten einzelne derſelben, ohne Umſtände, aus der Reihe hervor, reichten auch ihm die Hand, ſagten ihm dabei ein freundliches Wort, oder ſagten ihm bündigſt ihre

Meinung über die letzten Ereigniſſe, oder erklärten ihm unumwunden, daß ſie ihn unterſtützen werden, ſo lange er ſeine Macht nicht mißbrauche. Daß dieſes nie geſchehe, daß er nur die Unruheſtifter unterdrücken wolle, daß er die Freiheit und Gleichheit der Franzoſen um ſo kräftiger verfechten werde, betheuerte Ludwig Philipp aufs heiligſte, und ſein Wort begründete vieles Vertrauen. Ich habe der Unparteilichkeit wegen dieſe Umſtände nachträglich erwähnen müſſen. Ja, ich geſtehe es, das mißtrauende Herz ward mir dadurch etwas beſänftigt.

Die Oppoſitionsjournale ſcheinen faſt die vorgeſtrigen Vorgänge ignoriren zu wollen. Ueberhaupt iſt ihr Ton ſehr merkwürdig. Es iſt eine Art des Anſichhaltens, wie es furchtbaren Ausbrüchen vorherzugehen pflegt. Sie ſcheinen nur die Aufhebung der Ordonnanz über den Belagerungsſtand abwarten zu wollen. Der Ton jedes Journals bekundet, in welchem Grade es bei den letzten

Ereigniſſen kompromittirt iſt. Die Tribune muß ganz ſchweigen, denn dieſe iſt am meiſten bloßgeſtellt. Der National iſt es ebenfalls, aber nicht in ſo hohem Grade, und er darf ſchon mehr und freier ſprechen. Der Temps, der am ſtärkſten und kühnſten ſich gegen die Ordonnanz des Belagerungsſtandes erhoben hat, ſteht gar nicht ſchlecht mit einigen Rädelsführern des Juſte-Milieu, und iſt viel mehr geſchützt als Sarrut und Carrel; aber wir wollen uns durch ſolche Berückſichtigung nicht abhalten laſſen, den Herrn Coſte als einen der beſten Bürger Frankreichs zu loben, ob der männlichen großen Worte, womit er ſich in bedrängteſter Zeit gegen die Ungeſetzlichkeit und die Willkühr der Regierung ausgeſprochen hat. — Herr Sarrut iſt arretirt; Herrn Carrel ſucht man überall. Gegen Carrel iſt man wohl am meiſten aufgebracht. Man glaubt nämlich allgemein, Herr Carrel ſtände an der Spitze der Volksbewegung vom 5. Juni. Das große Gebäude in der Rue du Croiſſant, wo die

Druckerei und die Bureaux des National, hielt man für das Hauptquartier, und gegen zweitauſend Perſonen, worunter viele von hoher Bedeutung, ſind dorthin gegangen, um ſich und ihren Anhang zu jeder Mithülfe anzubieten. Es iſt aber ganz gewiß, daß Carrel alle ſolche Anträge abgelehnt, und vorausgeſagt, daß die beabſichtigte Revolution mißlinge, weil man ſie nicht gehörig vorbereitet; weil man ſich der Sympathie des Volks nicht verſichert; weil man der nöthigſten Hülfsmittel entbehre; weil man nicht einmal die agirenden Perſonen kenne u. ſ. w. Und in der That, nie gab es eine Empörung, die ſchlechter eingeleitet worden, und bis auf dieſe Stunde weiß man noch nicht, wie ſie entſtanden iſt und ſich geſtaltet hat. Jemand, der in der Rue St. Martin mitgefochten, verſichert: als die Republikaner, die ſich dort eingeſchloſſen fanden, einander betrachteten, hat keiner den andern gekannt, und nur Zufall hat alle dieſe Menſchen, die ſich ganz fremd waren, zuſammen gebracht. Sie lern-

ten ſich jedoch ſchnell kennen, als ſie ſich gemeinſchaftlich ſchlugen, und die meiſten ſtarben als herzinnig vertraute Waffenbrüder. So hat man auch bis auf dieſe Stunde noch nicht ermitteln können, wie es mit der Heimführung Lafayette's eigentlich zugegangen iſt. Ein Wohlunterrichteter hat mir geſtern verſichert, die Regierung, die dem Lamarque'ſchen Leichenbegängniſſe mißtraute, und deshalb auch ihre Dragoner in Bereitſchaft hielt, habe der Polizei Ordre gegeben, bei etwanigem Ausbruche von Revolte ſich immer gleich des Lafayette's zu bemächtigen, damit dieſer nicht in die Hände der Empörer gerathe, und durch das Anſehen ſeines Namens ſie unterſtützen könne; als nun die erſten Schüſſe fielen, haben einige Polizei-Agenten, als Ouvriers verkleidet, den armen Lafayette gewaltſam in eine Kutſche geſchoben, und andere ebenfalls verkleidete Polizei-Agenten haben ſich davor geſpannt, und ihn unter lautem **vive Lafayette!** im Triumphe davon geſchleppt.

Wenn man jeẑt die Republikaner ſprechen hört, ſo geſtehen ſie, daß am 6. Juni das Unglück ihrer Freunde ihnen viel geſchadet, daß aber Tags darauf die Thorheit ihrer Feinde, nämlich die Ordonnanz über den Belagerungsſtand der Stadt Paris, ihnen deſto mehr genuẑt hat. Sie behaupten, daß der 5. und 6. Juni nur als Vorpoſtengefecht zu betrachten ſey, daß keiner von den Notabilitäten der republikaniſchen Partei dabei geweſen, und daß ihnen aus dem vergoſſenen Blute viele neue Mitkämpfer erwüchſen. Was ich oben erwähnt, ſcheint dieſe Behauptung einigermaaßen zu unterſtüẑen. Die Partei, die der National repräſentirt, und die von der perfiden Gazette de France als doktrinaire Republikaner bezeichnet wird, nahm an jenen Begebenheiten keinen Theil, und die Häuptlinge der Partei der Tribune, die Montagnards, ſind ebenfalls nicht dabei zum Vorſchein gekommen.

Paris, 17. Juni.

Man macht ſich jetzt in der Ferne gewiß die ſonderbarſten Vorſtellungen von dem hieſigen Zuſtande, wenn man die letzten Vorfälle, den noch unaufgehobenen Etat de Siège und die ſchroffe Gegeneinanderſtellung der Parteien bedenkt. Und doch ſehen wir dieſen Augenblick hier ſo wenig Veränderung, daß wir uns eben über dieſen Mangel an ungewöhnlichen Erſcheinungen am meiſten wundern müſſen. Dieſe Bemerkung iſt die Hauptſache, die ich mitzutheilen habe, und dieſer negative Inhalt meines Briefes wird gewiß manche irrige Vorausſetzungen berichtigen.

Es iſt hier ganz ſtill. Die Kriegsgerichte inſtruiren mit grimmiger Miene. Bis jetzt iſt noch keine Katze erſchoſſen. Man lacht, man ſpöttelt, man witzelt über den Belagerungszuſtand, über die Tapferkeit der Nationalgarde, über die Weisheit der Regierung. Was ich gleich vorausgeſagt habe, iſt richtig eingetroffen: das Juſte-Milieu weiß nicht,

wie es ſich wieder aus dem Heroismus herausziehen ſoll, und die Belagerten betrachten mit Schadenfreude dieſen verzweifelten Zuſtand der Belagerer. Dieſe möchten gern ſo barbariſch als möglich ausſehen; ſie wühlen im Archiv der barbariſchſten Zeiten, um Gräuelgeſetze wieder ins Leben zu rufen, und es gelingt ihnen nur, ſich lächerlich zu machen.

Die geputzten Menſchengruppen, die in den Gärten des Palais royal, der Tuillerien, und des Luxemburg ſpazieren gehen, und die ſtille Sommerkühle einathmen oder den idylliſchen Spielen der kleinen Kinder zuſchauen oder in ſonſtig umfriedeter Ruhe ſich erluſtigen, dieſe bilden, ohne es zu wiſſen, die heiterſte Satyre auf jenen Belagerungszuſtand, welcher geſetzlich exiſtirt. Damit das Publikum nur einigermaaßen daran glaube, werden mit dem größten Ernſt überall Hausſuchungen gehalten, Kranke werden aus ihren Betten aufgeſtört, und man wühlt nach, ob nicht etwa eine Flinte darin verſteckt liegt oder gar eine Tüte mit Pulver. —

Am meiſten werden die armen Fremden beläſtigt, die des Belagerungszuſtandes wegen ſich nach der Préfecture de Police begeben müſſen, um neue Aufenthalts-Erlaubniſſe nachzuſuchen. Sie müſſen dort pro forma allerlei Interrogationen ausſtehen. Viele Franzoſen aus der Provinz, beſonders Studenten, müſſen auf der Polizei einen Revers unterſchreiben, daß ſie während ihres Aufenthalts in Paris nichts gegen die Regierung von Ludwig Philipp unternehmen wollten. Viele haben lieber die Stadt verlaſſen, als daß ſie dieſe Unterſchrift gaben. Andere unterſchrieben nur, nachdem man ihnen erlaubte hinzuzuſetzen, daß ſie ihrer Geſinnung nach Republikaner ſeyen. Jene polizeiliche Vorſichtsmaaßregel haben gewiß die Doktrinaire nach dem Beiſpiele deutſcher Univerſitäten eingeführt.

Man arretirt noch immer, zuweilen die heterogenſten Leute und unter den heterogenſten Vorwänden; die Einen wegen Theilnahme an der republikaniſchen Revolte, Andere wegen einer neu ent-

deckten bonapartiſtiſchen Verſchwörung; geſtern arre⸗tirte man ſogar drei karliſtiſche Pairs, worunter Don Chateaubriand, der Ritter von der traurigen Geſtalt, der beſte Schriftſteller und größte Narr von Frankreich. Die Gefängniſſe ſind überfüllt. In Saint Pelagie allein ſitzen politiſcher Anklagen hal⸗ber über 600 Gefangene. Von einem meiner Freunde, der wegen Schulden ſich dort befindet, und ein großes Werk ſchreibt, in welchem er beweiſt, daß Saint Pelagie von den Pelasgern geſtiftet worden, erhielt ich geſtern einen Brief, worin er ſehr klagt über den Lärm, der ihn jetzt umgebe und in ſeinen gelehrten Unterſuchungen geſtört habe. Der größte Uebermuth herrſcht unter den Gefangenen von Saint Pelagie. Auf die Mauer des Hofes haben ſie eine ungeheuer große Birne gezeichnet und darüber ein Beil.

Ich kann bei Erwähnung der Birne nicht um⸗hin, zu bemerken, daß die Bilderläden durchaus keine Notiz genommen von unſerem Belagerungs⸗zuſtande. Die Birne, und wieder die Birne, iſt

dort auf allen Karrikaturen zu ſchauen. Die auffallendſte iſt wohl die Darſtellung der Place-de-la-Concorde mit dem Monument, das der Charte gewidmet iſt; auf letzterm, welches die Geſtalt eines Altars hat, liegt eine ungeheure Birne mit den Geſichtszügen des Königs. — Dem Gemüth eines Deutſchen wird dergleichen auf die Länge läſtig und widrig. Jene ewigen Spöttereien, gemalt und gedruckt, erregen vielmehr bei mir eine gewiſſe Sympathie für Ludwig Philipp. Er iſt wahrhaft zu bedauern, jetzt mehr als je. Er iſt gütig uud milde von Natur, und wird jetzt gewiß von den Kriegsgerichten dazu verurtheilt, ſtrenge zu ſeyn. Dabei fühlt er, daß Exekutionen weder helfen noch abſchrecken, beſonders nachdem die Cholera vor einigen Wochen über 35,000 Menſchen durch die ſchrecklichſten Martern hingerichtet. Grauſamkeiten werden aber den Gewalthabern eher verziehen, als die Verletzung hergebrachter Rechtsbegriffe, wie ſie namentlich in der rückwirkenden Kraft der Belagerungs-Erklärung

liegt. Deshalb hat jene Androhung von kriegsgerichtlicher Strenge den Republikanern einen ſo ſuperieuren Ton eingeflößt, und ihre Gegner erſcheinen dadurch jetzt ſo klein.

Paris, 7. Juli.

Eine Abſpannung, wie ſie nach großen Aufregungen einzutreten pflegt, iſt hier in dieſem Augenblicke bemerkbar. Ueberall graue Mißlaune, Vergrämniß, Müdigkeit, aufgeſperrte Mäuler, die theils gähnen, theils ohnmächtig die Zähne weiſen. Der Beſchluß des Kaſſationshofes hat unſerem ſonderbaren Belagerungszuſtande faſt luſtſpielartig ein Ende gemacht. Es iſt über dieſe unvorhergeſehene Kataſtrophe ſo viel gelacht worden, daß man der Regierung ihren verfehlten Coup d'Etat faſt verzieh. Mit welchem Ergötzen laſen wir an den Straßenecken die Proklamation des Herrn Montalivet, wor-

in er ſich gleichſam bei den Pariſern bedankte, daß ſie von dem Etat-de-Siège ſo wenig Notiz genommen und ſich unterdeſſen durchaus nicht in ihren Vergnügungen ſtören laſſen! Ich glaube nicht, daß Beaumarchais dieſes Aktenſtück beſſer geſchrieben hätte. Wahrlich, die jetzige Regierung thut viel für die Aufheiterung des Volks!

Zu gleicher Zeit amüſirten ſich die Franzoſen mit einem ſonderbaren Puzzelſpiel. Letzteres iſt bekanntlich ein chineſiſcher Zeitvertreib, und man hat dabei die Aufgabe zu löſen, daß man mit einigen ſchiefen und eckigen Stückchen Holz eine beſtimmte Figur zuſammenſetzen könne. Nach den Regeln dieſes Spiels beſchäftigte man ſich nun in den hieſigen Salons, ein neues Miniſterium zuſammenzuſetzen, und man hat keine Idee davon, welche ſchiefe und eckige Perſonagen neben einander geſtellt wurden, und wie alle dieſe hölzernen Kombinationen dennoch keine honette Geſammtfigur bildeten. —

Ueber Dupins Mißlichkeiten, in Betreff einer Miniſterwahl, haben die Journale viel Sonderbares geſchwatzt, doch nicht immer ohne Grund. Es iſt wahr, daß er mit dem König etwas hart zuſammengerathen, und ſie ſich beide, einmal mit wechſelſeitigem Unmuthe getrennt. Auch iſt es wahr, daß Lord Granville die Veranlaſſung geweſen. Aber die Sache verhält ſich folgendermaaßen: Herr Dupin hatte früher dem König Ludwig Philipp ſein Wort gegeben, daß er, ſobald dieſer es verlange, die Präſidentur des Konſeils annehmen werde. Lord Granville, dem es nicht genehm iſt, einen ſolchen bürgerlichen Mann an der Spitze der Regierung zu ſehen, und der ſich, im Geiſte ſeiner Kaſte, einen noblern Premierminiſter wünſcht, ſoll gegen Ludwig Philipp einige ernſthafte Bedenklichkeiten über die Kapazität des Herrn Dupin geäußert haben. Als der König ſolche Reden dem Herrn Dupin wieder erzählte, wurde dieſer ſo unwirſch, gerieth in ſo unziemliche Aeußerungen, daß zwiſchen ihm

und dem König ein Zerwürfniß entſtand. Eine Menge kleiner Intriguen durchkreuzt dieſe Begebenheit. Indeſſen die Macht der Dinge wird viele Mißhelligkeiten löſen; Dupin iſt, ſobald die Kammer wieder ihre Debatten beginnt, der einzig mögliche Miniſter des Juſte-Milieu; nur er vermag der Oppoſition parlamentariſchen Widerſtand zu leiſten, und wahrlich, die Regierung wird genugſam Rede ſtehen müſſen.

Bis jetzt iſt Ludwig Philipp noch immer ſein eigener Premierminiſter. Dieſes bekundet ſich ſchon dadurch, daß man alle Regierungsakte ihm ſelber zuſchreibt, und nicht Herrn Montalivet, von welchem kaum die Rede iſt, ja, welcher nicht einmal gehaßt wird. Merkwürdig iſt die Umwandlung, die ſich ſeit der Revolte vom 5. und 6. Juni in den Anſichten des Königs gebildet zu haben ſcheint. Er hält ſich nämlich jetzt für ganz ſtark; er glaubt auf die große Maſſe der Nation beſtimmt rechnen zu können; er glaubt der Mann der Nothwendig-

keit zu ſeyn, dem ſich, bei ausländiſchen Anfeindungen, die Nation unbedingt anſchließen werde, und er ſcheint deshalb den Krieg nicht mehr ſo ängſtlich wie ſonſt zu fürchten. Die patriotiſche Partei bildet freilich die Minorität, und dieſe mißtraut ihm; ſie fürchtet mit Recht, daß er gegen die Fremden minder feindlich geſtimmt ſey, als gegen die Einheimiſchen. Jene bedrohen nur ſeine Krone, dieſe ſein Leben. Daß letzteres wirklich geſchieht, weiß der König. In der That wenn man berückſichtigt, daß Ludwig Philipp von der blutigſten Böswilligkeit ſeiner Gegner in tiefſter Seele überzeugt iſt, ſo muß man über ſeine Mäßigung erſtaunen. Er hat freilich durch die Erklärung des Etat de Siège eine unverantwortliche Illegalität ſich zu Schulden kommen laſſen; aber man kann doch nicht ſagen, daß er ſeine Macht unwürdigerweiſe mißbraucht habe. Er hat vielmehr alle, die ihn perſönlich beleidigt hatten, großmüthigſt verſchont, während er nur diejenigen, die ſeiner Re-

gierung ſich feindlich entgegengeſezt, niederzuhalten oder vielmehr zu entwaffnen ſuchte. Troz alles Mißmuths, den man gegen den König Ludwig Philipp hegen mag, will ſich mir doch die Ueberzeugung aufdrängen, als ſey der Menſch Ludwig Philipp ungewöhnlich edelherzig und großſinnig. Seine Hauptleidenſchaft ſcheint die Bauſucht zu ſeyn. Ich war geſtern in den Tuillerien; überall wird dort gebaut, über und unter der Erde; Zimmerwände werden eingeriſſen, große Keller werden ausgegraben, und das iſt ein beſtändiger Klipp-Klapp. Der König, welcher mit ſeiner ganzen Familie in St. Cloud wohnt, kommt täglich nach Paris und betrachtet dann zuerſt die Fortſchritte der Bauten in den Tuillerien. Dieſe ſtehen jezt faſt ganz leer; nur das Miniſterkonſeil wird dort gehalten. O, wenn alte Blutstropfen ſprechen könnten, wie es in den Kindermährchen geſchieht, ſo würde man dort manchmal guten Rath vernehmen; denn in jedem

Zimmer dieſes tragiſchen Hauſes iſt belehrendes Blut gefloſſen.

Paris, 15. Juli.

Der vierzehnte Julius iſt ruhig vorüber gegangen, ohne daß die von der Polizei angekündigte Emeute irgendwo zum Vorſcheine kam. Es war aber auch ein ſo heißer Tag, es lag eine ſo drückende Schwüle auf ganz Paris, daß jene Ankündigung nicht einmal die gehörige Anzahl Neugieriger nach den gewöhnlichen Tummelorten der Emeuten locken konnte. Nur auf dem großen Inauguralplatze der Revolution, wo einſt an dieſem Tage die Baſtille zerſtört wurde, zeigten ſich viele Gruppen von Menſchen, die in der grellſten Mittagshitze ruhig ausharrten, und ſich gleichſam aus Patriotismus von der Juliusſonne braten ließen. Es hieß früherhin, daß man am 14. Juli die al-

ten Baſtillenſtürmer, die noch am Leben ſind und die jetzt eine Penſion bekommen, auf dieſem Platze öffentlich belorbeeren wollte. Dem Lafayette war bei dieſer Feier eine Hauptrolle zugedacht. Aber durch die Affairen vom 5. und 6. Juni mag dieſes Projekt rückgängig geworden ſeyn; auch ſcheint Lafayette in dieſem Jahre nach keinen neuen Triumphzügen zu verlangen. Vielleicht gab's unter den Gruppen auf dem Baſtillenplatze mehr Polizei als Menſchen; denn es wurden bitterböſe Bemerkungen ſo laut geäußert, wie nur verkleidete Mouchards ſie auszuſprechen pflegen. Ludwig Philipp, hieß es, ſey ein Verräther, die Nationalgarden ſeyen Verräther, die Deputirten ſeyen Verräther, nur die Juliusſonne meine es noch ehrlich. Und in der That, ſie that das Ihrige, und durchglühte uns mit ihren Strahlen, daß es faſt nicht zum Aushalten war. Was mich betrifft, ich machte in der ſtarken Hitze die Bemerkung: daß die Baſtille ein ſehr kühles Gebäude geweſen ſeyn muß, und gewiß im

Sommer einen ſehr angenehmen Schatten gegeben hat. Als ſie zerſtört wurde, ſaßen dort fünf Perſonen gefangen. Jetzt gibt's aber zehn Staatsgefängniſſe, und in St. Pelagie allein ſitzen über 600 Staatsgefangene. Saint Pelagie ſoll ſehr ungeſund ſeyn und iſt ſehr eng gebaut. Es geht aber luſtig dort zu; die Republikaner und die Karliſten halten ſich zwar von einander getrennt, rufen ſich jedoch beſtändig luſtige Witze zu und lachen und jubeln. Jene, die Republikaner tragen rothe Jakobinermützen; dieſe, die Karliſten, tragen grüne Mützen mit einer weißen Lilienquaſte; jene ſchreien beſtändig **Vive la République!** dieſe ſchreien **Vive Henri V!** Gemeinſchaftlicher Beifallsruf erſchallt, wenn Jemand mit wilder Wuth auf Ludwig Philipp losſchimpft. Dieſes geſchieht um ſo unumwundener, da in Saint Pelagie kein Gefangener weder arretirt noch feſtgeſetzt werden kann. Die meiſten Hitzköpfe, die ſonſt bei jedem Anlaſſe gleich tumultuiren, ſitzen jetzt dort in Gewahrſam, und

der Polizei konnte es daher ſeitdem nicht gelingen, eine etwas ergiebige Emeute hervorzubringen. Die Republikaner werden ſich vor der Hand ſehr hüten, Gewaltſames zu verſuchen. Auch haben ſie keine Waffen; die Desarmirung iſt ſehr gründlich betrieben worden. —

Heute iſt der Namenstag des jungen Heinrich, und man erwartet einige karliſtiſche Exceſſe. Eine Proklamation zu Gunſten Heinrichs V. wurde geſtern Abend durch Chiffoniers und verkleidete Prieſter verbreitet. Es heißt darin, er werde Frankreich glücklich machen und vor der Fremden Invaſion beſchützen; nächſtes Jahr iſt er mündig, indem nämlich die franzöſiſchen Könige ſchon mit 13 Jahren mündig werden und ihre höchſte Ausbildung erlangt haben. Auf jener Proklamation iſt der junge Heinrich zum erſtenmal dargeſtellt mit Scepter und Krone; bisher ſah man ihn immer in der Tracht eines Pilgers oder eines Bergſchotten, der Felſen erklimmt oder einer armen Bettelfrau ſeine Börſe

in die Hand drückt u. ſ. w. Es iſt jedoch von dieſer Miſere wenig Bedrohliches zu erwarten. Die Karliſten ſind auch ſehr niedergeſchlagenen Muthes. Die Tollkühnheit der Herzogin von Berry hat ihnen viel geſchadet. Vergebens hatten die Häupter der Pariſer Karliſten den Herrn Berryer an die Herzogin abgeſchickt, um ſie zur Heimkehr nach Holyrood zu vermögen. Vergebens hat Ludwig Philipp durch ſeine Agenten daſſelbe zu bewirken geſucht. Vergebens wurde ſie von fremden Geſandten um Gottes willen beſchworen, ihr Treiben für den Augenblick aufzugeben. Alle Vernunftgründe, Drohungen und Bitten haben dieſe halsſtarrige Frau nicht zur Abreiſe bewegen können. Sie iſt noch immer in der Vendée. Obgleich aller Mittel entblößt und nirgends mehr Unterſtützung findend, will ſie nicht weichen. Der Schlüſſel des Räthſels iſt: daß dumme oder kluge Prieſter ſie fanatiſirt und ihr eingeredet haben, es werde ihrem Kinde Segen bringen, wenn ſie jetzt für deſſen Sache

ſtürbe. Und nun ſucht ſie den Tod mit religiöſer Martyrſucht und ſchwärmeriſcher Mutterliebe.

Wenn ſich hier auf den öffentlichen Plätzen keine Bewegungen zeigen, ſo bekundet ſich deſto mehr Unruhe in der Geſellſchaft. Zunächſt ſind es die deutſchen Angelegenheiten, die Beſchlüſſe des Bundestags, welche alle Geiſter aufgeregt. Da werden nun über Deutſchland die unſinnigſten Urtheile gefällt. Die Franzoſen in ihrem leichtfertigen Irrthume meinen, die Fürſten unterdrückten die Freiheit und ſie ſehen nicht ein, daß nur der Anarchie unter den deutſchen Liberalen ein Ende gemacht werden ſoll, und daß überhaupt die Einigkeit und das Heil des deutſchen Volks befördert wird. Schon den zweiten Junius hat der Temps von den ſechs Artikeln des Bundestagsbeſchluſſes eine Inhaltsanzeige geliefert. Ein bekannter Pietiſt hatte hier noch früher Auszüge jenes Beſchluſſes in der Taſche herum getragen, und durch die Mittheilung derſelben viele Herzen erbaut.

Ludwig Philipp iſt noch immer der Meinung, daß er ſtark ſey. Seht wie ſtark wir ſind! iſt in den Tuillerien der Refrain jeder Rede. Wie ein Kranker immer von Geſundheit ſpricht, und nicht genug zu rühmen weiß, daß er gut verdaue, daß er ohne Krämpfe auf den Beinen ſtehen könne, daß er ganz bequem Athem ſchöpfe u. ſ. w., ſo ſprechen jene Leute unaufhörlich von Stärke und von der Kraft, die ſie bei den verſchiedenen Bedrohniſſen ſchon entwickelt und noch zu entwickeln vermögen. Da kommen nun täglich die Diplomaten aufs Schloß und fühlen ihnen den Puls, und laſſen ſich die Zunge zeigen, betrachten ſorgfältig den Urin und ſchicken dann ihren Höfen das politiſche Sanitätsbulletin. Bei den fremden Bevollmächtigten iſt es ja ebenfalls eine ewige Frage: Iſt Ludwig Philipp ſtark oder ſchwach? Im erſtern Falle können ihre Herren daheim jede Maaßregel ruhig beſchließen und ausführen; im andern Falle, wo ein Umſturz der franzöſiſchen Regierung und Krieg

zu befürchten ſtände, dürften ſie nichts Unmildes zu Hauſe unternehmen. — Jene große Frage, ob Ludwig Philipp ſchwach oder ſtark iſt, mag ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Aber leicht iſt es einzuſehen, daß die Franzoſen ſelbſt in dieſem Augenblicke durchaus nicht ſchwach ſind. Im Herzen der Völker haben ſie neue Alliirte gefunden, während ihre Gegner jetzt eben nicht auf der Höhe der Popularität ſtehen. Sie haben unſichtbare Geiſterheere zu Kampfgenoſſen, und dabei ſind ihre eigenen leiblichen Armeen im blühendſten Zuſtande. Die franzöſiſche Jugend iſt ſo kriegsluſtig und begeiſtert wie 1792. Mit luſtiger Muſik ziehen die jungen Konſcribirten durch die Stadt, und tragen auf den Hüten flatternde Bänder und Blumen, und die Nummer, die ſie gezogen, welche gleichſam ihr großes Loos. Und dabei werden Freiheitslieder geſungen und Märſche getrommelt vom Jahre 90.

Aus der Normandie.

Havre, 1. Auguſt.

Ob Ludwig Philipp ſtark oder ſchwach iſt, ſcheint wirklich die Hauptfrage zu ſeyn, deren Löſung eben ſo ſehr die Völker wie die Machthaber intereſſirt. Ich hielt ſie daher beſtändig im Sinne während meiner Exkurſion durch die nördlichen Provinzen Frankreichs. Dennoch erfuhr ich, die öffentliche Stimmung betreffend, ſo viel Widerſprechendes, daß ich über jene Frage nicht viel Gründlicheres mittheilen kann, als diejenigen, die in den Tuilerien, oder vielmehr in St. Cloud, ihre Weisheit holen. Die Nordfranzoſen, namentlich die ſchlauen Normannen, ſind überhaupt nicht ſo leicht geneigt ſich unverholen auszuſprechen, wie die Leute im Lande Oc. Oder iſt es ſchon ein Zeichen von Mißvergnügen, daß jener Theil der Bürger im Lande Oui, die nur für das Landesintereſſe beſorgt ſind,

meiſtens ein ernſtes Stillſchweigen beobachten, ſo-
bald man ſie über letzteres befragt? Nur die Ju-
gend, welche für Ideenintereſſen begeiſtert iſt, äußert
ſich unverſchleiert über das, wie ſie glaubt, unver-
meidliche Nahen einer Republik; und die Karliſten,
welche einem Perſonenintereſſe zugethan ſind, in-
ſinuiren auf alle mögliche Weiſe ihren Haß gegen
die jetzigen Gewalthaber, die ſie mit den übertrie-
benſten Farben ſchildern, und deren Sturz ſie als
ganz gewiß, faſt bis auf Tag und Stunde, vor-
ausſagen. Die Karliſten ſind in hieſiger Gegend
ziemlich zahlreich. Dieſes erklärt ſich dadurch, daß
hier noch ein beſonderes Intereſſe vorhanden iſt,
nämlich eine Vorliebe für einige Glieder der gefal-
lenen Dynaſtie, die in dieſer Gegend den Sommer
zuzubringen pflegten und ſich hie und da beliebt
zu machen wußten. Namentlich that dieſes die Her-
zogin von Berry. Die Abenteuer derſelben ſind
daher das Tagsgeſpräch in dieſer Provinz, und die
Prieſter der katholiſchen Kirche erfinden noch oben-

drein die gottſeligſten Legenden zur Verherrlichung der politiſchen Madonna und der gebenedeiten Frucht ihres Leibes. In frühern Zeiten waren die Prieſter keineswegs ſo beſonders mit dem kirchlichen Eifer der Herzogin zufrieden, und eben indem letztere manchmal das prieſterliche Mißfallen erregte, erwarb ſie ſich die Gunſt des Volkes. „Die kleine nette Frau iſt durchaus nicht ſo bigott wie die Andern“ — hieß es damals — „ſeht wie weltlich kokett ſie bei der Prozeſſion einherſchlendert, und das Gebetbuch ganz gleichgültig in der Hand trägt, und die Kerze ſo ſpielend niedrig hält, daß das Wachs auf die Atlasſchleppe ihrer Schwägerin, der brummig devoten Angoulème, niederträufelt!“ Dieſe Zeiten ſind vorbei, die roſige Heiterkeit iſt erblichen auf den Wangen der armen Karoline, ſie iſt fromm geworden wie die Andern, und trägt die Kerze ganz ſo gläubig, wie die Prieſter es begehren, und ſie entzündet damit den Bürgerkrieg im ſchönen Frankreich, wie die Prieſter es begehren.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Einfluß der katholiſchen Geiſtlichen in dieſer Provinz größer iſt, als man es in Paris glaubt. Bei Leichenzügen ſieht man ſie hier in ihren Kirchentrachten, mit Kreuzen und Fahnen, und melancholiſch ſingend, durch die Straßen wandeln, ein Anblick, der ſchier befremdlich, wenn man aus der Hauptſtadt kommt, wo dergleichen von der Polizei oder vielmehr von dem Volke, ſtreng unterſagt iſt. So lang ich in Paris war, habe ich nie einen Geiſtlichen in ſeiner Amtstracht auf der Straße geſehen; bei keinem einzigen von den vielen tauſend Leichenbegängniſſen, die in der Cholerazeit mir vorüberzogen, ſah ich die Kirche weder durch ihre Diener noch durch ihre Symbole repräſentirt. Viele wollen jedoch behaupten, daß auch in Paris die Religion wieder ſtill auflebe. Es iſt wahr, wenigſtens die franzöſiſch katholiſche Gemeinde des Abbé Chatel nimmt täglich zu; der Saal deſſelben auf der Rue Clichy iſt ſchon zu eng geworden für die Menge der Gläu-

digen, und ſeit einiger Zeit hält er den katholiſchen Gottesdienſt in dem großen Gebäude auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, worin früherhin Herr Martin die Thiere ſeiner Menagerie ſehen laſſen, und worauf jetzt mit großen Buchſtaben die Aufſchrift ſteht: **Eglise catholique et apostolique.**

Diejenigen Nordfranzoſen, die weder von der Republik noch von dem Mirakelknaben etwas wiſſen wollen, ſondern nur den Wohlſtand Frankreichs wünſchen, ſind juſt keine allzueifrige Anhänger von Ludwig Philipp, rühmen ihn auch eben nicht wegen ſeiner Offenherzigkeit und Gradheit, aber ſie ſind durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er der Mann der Nothwendigkeit ſey; daß man ſein Anſehen unterſtützen müſſe, in ſo fern die öffentliche Ruhe dadurch erhalten werde; daß die Unterdrückung aller Emeuten für den Handel heilſam ſey, und daß man überhaupt, damit der Handel nicht ganz ſtocke, jede neue Revolution und gar den Krieg vermeiden müſſe. Letzteren fürchten ſie nur wegen

des Handels, der ſchon jetzt in einem kläglichen Zuſtande. Sie fürchten den Krieg nicht des Krieges wegen; denn ſie ſind Franzoſen, als ruhmſüchtig und kampfluſtig von Geblüt, und obendrein ſind ſie von größerem und ſtärkerem Gliederbau als die Südfranzoſen, und übertreffen dieſe vielleicht, wo Feſtigkeit und hartnäckige Ausdauer verlangt wird. Iſt das eine Folge der Beimiſchung von germaniſcher Race? Sie gleichen ihren großen gewaltigen Pferden, die eben ſo tüchtig zum muthigen Trab, wie zum Laſttragen und Ueberwinden aller Mühſeligkeiten der Witterung und des Weges. Dieſe Menſchen fürchten weder Oeſterreicher noch Ruſſen, weder Preußen noch Baſchkiren. Sie ſind weder Anhänger noch Gegner von Ludwig Philipp. Sobald es Krieg gibt, folgen ſie der dreifarbigen Fahne, gleichviel, wer dieſe trägt.

Ich glaube wirklich, ſobald Krieg erklärt würde, ſind die innern Zwiſtigkeiten der Franzoſen, auf eine oder die andere Art, durch Nachgiebigkeit oder

Gewalt, ſchnell geſchlichtet, und Frankreich iſt eine gewaltige, einige Macht, die aller Welt die Spitze bieten kann. Die Stärke oder Schwäche von Ludwig Philipp iſt alsdann kein Gegenſtand der Kontroverſe. Er iſt alsdann entweder ſtark oder gar nichts mehr. Die Frage, ob er ſtark oder ſchwach, gilt nur für die Erhaltung des Friedenszuſtandes, und nur in dieſer Hinſicht iſt ſie wichtig für auswärtige Mächte. Ich erhielt von mehreren Seiten die Antwort: **le parti du roi est très nombreux, mais il n'est pas fort.** Ich glaube dieſe Worte geben viel Stoff zum Nachdenken. Zunächſt liegt darin die ſchmerzliche Andeutung, daß die Regierung ſelbſt nur einer Partei und allen Partei-Intereſſen unterworfen ſey. Der König iſt hier nicht mehr die erhabene Obergewalt, die von der Höhe des Thrones dem Kampfe der Parteien ruhig zuſchaut und ſie im heilſamen Gleichgewichte zu halten weiß; nein, er iſt ſelbſt herabgeſtiegen in die Arena. Odilon-Barrot, Mauguin, Carrel, Pagès,

Cavaignac, dünken ſich vielleicht nur durch die Zufälligkeit der momentanen Gewalt von ihm unterſchieden. Das iſt die trübſelige Folge davon, daß der König die Präſidentur des Konſeils ſich ſelbſt zutheilte. Jetzt kann Ludwig Philipp nicht das vorhandene Regierungsſyſtem ändern, ohne daß er alsdann in Widerſpruch mit ſeiner Partei und ſich ſelbſt fiele. So kam es, daß ihn die Preſſe gleich dem erſten Chef einer Partei behandelt, in ihm ſelber alle Regierungsfehler rügt, jedes miniſterielle Wort ſeiner eigenen Zunge zuſchreibt und in dem Bürgerkönige nur den Königminiſter ſieht. Wenn die Götterbilder von ihren erhabenen Poſtamenten herabſteigen, dann entweicht die heilige Ehrfurcht, die wir ihnen zollten, und wir richten ſie nach ihren Thaten und Worten, als wären ſie unſeres Gleichen.

Was die Andeutung betrifft, daß die Partei des Königs zwar zahlreich, aber nicht ſtark ſey, ſo iſt damit freilich nichts Neues geſagt, es iſt die-

ſes eine längſt bekannte Wahrheit; aber bemerkens-werth iſt es, daß auch das Volk dieſe Entdeckung gemacht, daß es nicht wie gewöhnlich die Köpfe zählt, ſondern die Hände, und daß es genau unterſcheidet, die, welche Beifall klatſchen, und die, welche zum Schwerte greifen. Das Volk hat ſich ſeine Leute genau betrachtet, und weiß ſehr gut, daß die Partei des Königs aus folgenden drei Klaſſen beſteht: nämlich aus Handels- und Beſitz-Leuten, welche für ihre Buden und Güter beſorgt ſind, aus Kampfmüden, welche überhaupt Ruhe haben möchten, und aus Bangherzigen, welche die Herrſchaft des Schreckens befürchten. Dieſe königliche Partei, mit Eigenthum bepackt, verdrießlich ob jeder Störniß in ihrer Behaglichkeit, dieſe Majorität ſteht einer Minorität gegenüber, die wenig Bagage zu ſchleppen hat, und dabei unruhſüchtig über alle Maaßen iſt, ohne in ihrem wilden ſchrankenloſen Ideengange den Schrecken anders als wie einen Bundesgenoſſen zu betrachten.

Troz der großen Kopfzahl, troz des Triumphes vom 6. Junius, zweifelt das Volk an der Stärke des Juſtemilieu. Es iſt aber immer bedenklich, wenn eine Regierung nicht ſtark ſcheint in den Augen des Volks. Es lockt dann Jeden, ſeine Kraft daran zu verſuchen; ein dämoniſch dunkler Drang treibt die Menſchen, daran zu rütteln. Das iſt das Geheimniß der Revolution.

Dieppe, 20. Auguſt.

Man hat keinen Begriff davon, welchen Eindruck der Tod des jungen Napoleon bei den untern Klaſſen des franzöſiſchen Volks hervorgebracht. Schon das ſentimentale Bulletin, welches der Temps über ſein allmähliges Dahinſterben vor etwa ſechs Wochen geliefert und welches beſonders abgedruckt in Paris für einen Sou herumverkauft

wurde, hat dort in allen Carrefours die äußerſte Betrübniß erregt. Sogar junge Republikaner ſah ich weinen; die alten jedoch ſchienen nicht ſehr gerührt, und von einem derſelben hörte ich mit Befremdung die verdrießliche Aeußerung: **ne pleurez pas, c'était le fils de l'homme qui a fait mitrailler le peuple le 13 Vendémiaire.** Es iſt ſonderbar, wenn Jemanden ein Mißgeſchick trifft, ſo erinnern wir uns unwillkührlich irgend einer alten Unbill, die uns von ſeiner Seite widerfahren, und woran wir vielleicht ſeit undenklicher Zeit nicht gedacht haben. — Ganz unbedingt verehrt man den Kaiſer auf dem Lande; da hängt in jeder Hütte das Portrait „des Mannes," und zwar, wie die Quotidienne bemerkt, an derſelben Wand, wo das Portrait des Hausſohnes hängen würde, wäre er nicht von jenem Manne auf einem ſeiner hundert Schlachtfelder hingeopfert worden. Der Aerger entlockt zuweilen der Quotidienne die ehrlichſten Bemerkungen, und darüber ärgert ſich dann die

jeſuitiſch feinere Gazette; das iſt ihre hauptſächliche politiſche Verſchiedenheit.

Ich bereiſte den größten Theil der nordfranzöſiſchen Küſtengegenden, während die Nachricht von dem Tode des jungen Napoleon ſich dort verbreitete. Ich fand deshalb überall, wohin ich kam, eine wunderbare Trauer unter den Leuten. Sie fühlten einen reinen Schmerz, der nicht in dem Eigennutze des Tages wurzelte, ſondern in den liebſten Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit. Beſonders unter den ſchönen Normanninnen war großes Klagen um den frühen Tod des jungen Heldenſohnes.

Ja, in allen Hütten hängt das Bild des Kaiſers. Ueberall fand ich es mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Charwoche. Viele Soldaten trugen Flor. Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmüthig die Hand mit den Worten: **à présent tout est fini.**

Freilich, für jene Bonapartiſten, die an eine

kaiſerliche Auferſtehung des Fleiſches glaubten, iſt Alles zu Ende. Napoleon iſt ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, deſſen Leibeserbe in gleicher Weiſe früh verblichen. Aber für die Bonapartiſten, die an eine Auferſtehung des Geiſtes geglaubt, erblüht jetzt die beſte Hoffnung. Der Bonapartismus iſt für dieſe nicht eine Ueberlieferung der Macht durch Zeugung und Erſtgeburt; nein ihr Bonapartismus iſt jetzt gleichſam von aller thieriſchen Beimiſchung gereinigt, er iſt ihnen die Idee einer Alleinherrſchaft der höchſten Kraft, angewendet zum Beſten des Volks, und wer dieſe Kraft hat und ſie ſo anwendet, den nennen ſie Napoleon II. Wie Cäſar der bloßen Herrſchergewalt ſeinen Namen gab, ſo gibt Napoleon ſeinen Namen einem neuen Cäſarthume, wozu nur derjenige berechtigt iſt, der die höchſte Fähigkeit und den beſten Willen beſitzt.

In gewiſſer Hinſicht war Napoleon ein ſaintſimoniſtiſcher Kaiſer; wie er ſelbſt vermöge ſeiner

geiſtigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, ſo beförderte er nur die Herrſchaft der Kapazitäten, und erzielte die phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klaſſen. Er herrſchte weniger zum Beſten des dritten Standes, des Mittelſtandes, des Juſtemilieu, als vielmehr zum Beſten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand beſteht; und gar ſeine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenſtufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erſtiegen wurden. Der geringſte Bauernſohn konnte dort, eben ſo gut wie der Junker aus dem älteſten Hauſe, die höchſten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaiſers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derſelben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn dieſer nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avancirt, oder gar zum Herzog oder zum König, wie ſo mancher arme Burſche, der durch Muth und Talent ſich ſo hoch emporſchwingen

konnte — als der Kaiſer noch regierte. In dem Bilde deſſelben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung ſeiner eigenen Herrlichkeit.

Am öfterſten fand ich in den Bauerhäuſern das Bild des Kaiſers, wie er zu Jaffa das Lazareth beſucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darſtellungen tragen auffallende Aehnlichkeit mit den Heiligenbildern jener chriſtlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloſchen iſt. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von deſſen Berührung die Peſtkranken zu geneſen ſcheinen; auf dem andern Bilde ſtirbt er gleichſam den Tod der Sühne.

Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen ſind, wir ſehen in Napoleons Martyrtod auf St. Helena keine Verſöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiſer büßte dort für den ſchlimmſten ſeiner Irthümmer, für die Treuloſigkeit, die er gegen die Revolution, ſeine Mutter, begangen. Die Geſchichte hatte längſt gezeigt, wie die Vermählung

zwiſchen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt ſehen wir auch, wie die einzige Frucht ſolcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinſtarb.

In Betreff der Erbſchaft des Verſtorbenen ſind die Meinungen ſehr getheilt. Die Freunde von Ludwig Philipp glauben, daß jetzt die verwaiſten Bonapartiſten ſich ihnen anſchließen werden; doch zweifle ich, ob die Männer des Krieges und des Ruhmes ſo ſchnell ins friedliche Juſtemilieu übergehen können. Die Karliſten glauben, daß die Bonapartiſten jetzt dem alleinigen Prätendenten, Heinrich V., huldigen werden; ich weiß wahrlich nicht, ob ich in den Hoffnungen dieſer Menſchen mehr ihre Thorheit oder ihre Inſolenz bewundern ſoll. Die Republikaner ſcheinen noch am meiſten im Stande zu ſeyn, die Bonapartiſten an ſich zu ziehen; aber wenn es einſt leicht war, aus den ungekämmteſten Sanskülotten die brillanteſten Im-

perialiſten zu machen, ſo mag es jetzt ſchwer ſeyn, die entgegengeſetzte Umwandlung zu bewerkſtelligen.

Man bedauert, daß die theuern Reliquien, wie das Schwert des Kaiſers, der Mantel von Marengo, der welthiſtoriſche dreieckige Hut u. dgl. m., welche gemäß dem Teſtamente von St. Helena, dem jungen Reichſtadt überliefert worden, nicht Frankreich anheimfallen. Jede der franzöſiſchen Parteien könnte ein Stück aus dieſem Nachlaſſe ſehr gut brauchen. Und wahrlich, wenn ich darüber zu verfügen hätte; ſo ſollte die Vertheilung folgendermaaßen ſtatt finden: den Republikanern würde ich das Schwert des Kaiſers überliefern, dieweil ſie noch die einzigen ſind, die es zu gebrauchen verſtänden. Den Herren vom Juſtemilieu würde ich den Mantel von Marengo zukommen laſſen; und, in der That, ſie bedürfen eines ſolchen Mantels, um ihre ruhmloſe Blöße damit zu bedecken. Den Karliſten gebe ich des Kaiſers Hut, der freilich für ſolche Köpfe nicht ſehr paſſend iſt, aber

ihnen doch zu Gute kommen kann, wenn ſie nächſtens wieder aufs Haupt geſchlagen werden; ja, ich gebe ihnen auch die kaiſerlichen Stiefel, die ſie ebenfalls brauchen können, wenn ſie nächſtens wieder davon laufen müſſen. Was aber den Stock betrifft, womit der Kaiſer bei Jena ſpazieren gegangen, ſo zweifle ich, ob derſelbe ſich unter der herzoglich Reichſtädtiſchen Verlaſſenſchaft befindet, und ich glaube, die Franzoſen haben ihn noch immer in Händen.

Nächſt dem Tode des jungen Napoleon hörte ich die Fahrten der Herzogin von Berry in dieſen Provinzen am meiſten beſprechen. Die Abenteuer dieſer Frau werden hier ſo poetiſch erzählt, daß man glaubt, die Enkel der Fabliauxdichter hätten ſie in müßiger Laune erſonnen. Dann gab auch die Hochzeit von Compiègne ſehr viel Stoff zur Unterhaltung; ich könnte eine Inſektenſammlung von ſchlechten Witzen mittheilen, die ich in einem karliſtiſchen Schloſſe darüber debitiren hörte. **J. V.**

Einer der Feſtredner in Compiègne ſoll bemerkt ha- ben: in Compiègne ſey die Jungfrau von Orleans gefangen worden, und es füge ſich jetzt, daß wieder in Compiègne einer Jungfrau von Orleans Feſſeln angelegt würden. — Obgleich in allen franzöſiſchen Blättern aufs prunkhafteſte erzählt wird, daß der Zuſammenfluß von Fremden hier ſehr groß und überhaupt das Badeleben in Dieppe dieſes Jahr ſehr brillant ſey, ſo habe ich doch an Ort und Stelle das Gegentheil gefunden. Es ſind hier viel- leicht keine fünfzig eigentliche Badegäſte, Alles iſt triſt und betrübt, und das Bad, das durch die Herzogin von Berry, die alle Sommer hieher kam, einſt ſo mächtig emporblühte, iſt auf immer zu Grunde gegangen. Da viele Menſchen dieſer Stadt hiedurch in bitterſte Armuth verſinken, und den Sturz der Bourbone als die Quelle ihres Unglücks betrachten, ſo iſt es begreiflich, daß man hier viele enragirte Karliſten findet. Dennoch würde man Dieppe verläumden, wenn man annähme, daß mehr

als ein Viertheil ſeiner Bewohner aus Anhängern der vorigen Dynaſtie beſtände. Nirgends zeigen die Nationalgarden mehr Patriotismus als hier; alle ſind hier gleich beim erſten Trommelſchlage verſammelt, wenn exercirt werden ſoll; alle ſind hier ganz uniformirt, welches letztere von beſonderem Eifer zeigt. Das Napoleonsfeſt wurde dieſer Tage mit auffallendem Enthuſiasmus gefeiert.

Ludwig Philipp wird hier im allgemeinen weder geliebt noch gehaßt. Man betrachtet ſeine Erhaltung als nothwendig für das Glück Frankreichs; für ſein Regiment iſt man nicht ſonderlich begeiſtert. Die Franzoſen ſind allgemein durch die freie Preſſe ſo wohlunterrichtet über die wahre Lage der Dinge, ſie ſind ſo politiſch aufgeklärt, daß ſie kleine Uebel mit Geduld ertragen, um größeren nicht anheimzufallen. Gegen den perſönlichen Charakter des Königs hat man wenig einzuwenden; man hält ihn für einen ehrenwerthen Mann.

Rouen, 17. Sept.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der ehemaligen Reſidenz der Herzoge von der Normandie, in der alterthümlichen Stadt, wo noch ſo viele ſteinerne Urkunden uns an die Geſchichte jenes Volkes erinnern, das wegen ſeiner ehemaligen Heldenfahrten und Abenteuerlichkeit und wegen ſeiner jetzigen Prozeßſucht und Erwerbliſt ſo berühmt iſt. In jener Burg dort hauſte Robert der Teufel, den Meyerbeer in Muſik geſetzt; auf jenem Marktplatze verbrannte man die Pucelle, das großmüthige Mädchen, das Schiller und Voltaire beſungen; in jenem Dome liegt das Herz des Richard, des tapfern Königs, den man ſelber Löwenherz, Coeur de lion, genannt hat; dieſem Boden entſproßten die Sieger von Haſtings, die Söhne Tankreds, und ſo viele andre Blumen normanniſcher Ritterſchaft — aber dieſe gehen uns heute alle nichts an, wir beſchäftigen uns hier vielmehr mit der Frage: Hat Ludwig Philipps friedſames Syſtem Wurzel geſchlagen in dem krie-

Digitized by Google

geriſchen Boden der Normandie? Iſt das neue Bürgerkönigthum gut oder ſchlecht gebettet in der alten Heldenwiege der engliſchen und italieniſchen Ariſtokratie, in dem Lande der Normannen? Dieſe Frage glaube ich heute aufs kürzeſte beantworten zu können: Die großen Gutsbeſitzer, meiſtens Adel, ſind Karliſtiſch geſinnt, die wohlhabenden Gewerbsleute und Landbauer ſind Philippiſtiſch, und die untere Volksmenge verachtet und haßt die Bourbonen, und liebt, geringern Theils, die gigantiſchen Erinnerungen der Republik, größern Theils, den glänzenden Heroismus der Kaiſerzeit. Die Karliſten, wie jede unterdrückte Partei, ſind thätiger als die Philippiſten, die ſich geſichert fühlen, und zu ihrem Lobe mag es geſagt ſeyn, daß ſie auch größere Opfer bringen, nämlich Geldopfer. Die Karliſten, die nie an ihrem einſtigen Siege zweifeln und überzeugt ſind, daß ihnen die Zukunft alle Opfer der Gegenwart tauſendfach vergütet, geben ihren letzten Sou her, wenn ihr Parteiintereſſe dadurch

gefördert ſcheint; es liegt überhaupt im Charakter dieſer Klaſſe, daß ſie des eignen Gutes weniger achtet, als ſie nach fremdem Eigenthum lüſtern iſt (sui profusus, alieni appetens.) Habſucht und Verſchwendung ſind Geſchwiſter. Der Roturier, der nicht durch Hofdienſt, Maitreſſengunſt, ſüße Rede und leichtes Spiel, ſondern durch ſchwere ſaure Arbeit ſeine irdiſchen Güter zu erwerben pflegt, hält feſter an dem Erworbenen.

Indeſſen, die guten Bürger der Normandie haben die Einſicht gewonnen, daß die Journale, womit die Karliſten auf die öffentliche Meinung zu wirken ſuchen, der Sicherheit des Staats und ihrer eignen Beſitzthümer ſehr gefährlich ſeyen, und ſie ſind der Meinung, daß man durch daſſelbe Mittel, durch die Preſſe, jene Umtriebe vereiteln müſſe. In dieſem Sinne hat man unlängſt die Eſtafette du Havre geſtiftet, eine ſanftmüthige Juſtemilieu-Zeitung, die der ehrſamen Kaufmannſchaft im Havre ſehr viel Geld koſtet, und woran auch mehrere Pa-

riſer arbeiten, namentlich Monſieur de Salvandy, ein kleiner, geſchmeidiger, wäßrichter Geiſt, in einem langen ſteifen, trockenen Körper (Goethe hat ihn gelobt). Bis jetzt iſt jenes Journal die einzige Gegenmine, die den Karliſten in der Normandie gegraben worden; letztere hingegen ſind unermüdlich, und errichten überall ihre Zeitſchriften, ihre Feſtungen der Lüge, woran der Freiheitsgeiſt ſeine Kräfte zerſplittern ſoll, bis Entſatz kommt von Oſten. Dieſe Zeitſchriften ſind mehr oder minder im Geiſte der Gazette de France und der Quotidienne abgefaßt; letztere werden außerdem aufs thätigſte unter das Volk verbreitet. Beide Blätter ſind ſchön und geiſtreich und anziehend geſchrieben, dabei ſind ſie tief boshaft, perfid, voll nützlicher Belehrung, voll ergötzlicher Schadenfreude, und ihre adeligen Colporteurs, die ſie oft gratis austheilen, ja vielleicht den Leſern manchmal noch Geld dazu geben, finden natürlicherweiſe größern Abſatz als ſanftmüthige Juſtemilien-Zeitungen. Ich kann dieſe beiden Blätter nicht

genug empfehlen, da ich, von einem höhern Standpunkte, ſie durchaus nicht ſchädlich achte für die Sache der Wahrheit; ſie fördern dieſe vielmehr dadurch, daß ſie die Kämpfer, die im Kampfe zuweilen ermüden, zu neuer Thatkraft anſtacheln. Jene zwei Journale ſind die wahren Repräſentanten jener Leute, die, wenn ihre Sache unterliegt, ſich an den Perſonen rächen; es iſt ein uraltes Verhältniß, wir treten ihnen auf den Kopf und ſie ſtechen uns in die Ferſe. Nur muß man zum Lobe der Quotidienne erwähnen, daß ſie zwar eben ſowohl wie die Gazette eine Schlange iſt, daß ſie aber ihre Böswilligkeit minder verbirgt; daß ihr Erbgroll ſich in jedem Worte verräth; daß ſie eine Art Klapperſchlange iſt, die, wenn ſie herankriecht, mit ihrer Klapper vor ſich ſelber warnt. Die Gazette hat leider keine ſolche Klapper. Die Gazette ſpricht zuweilen gegen ihre eigenen Prinzipien, um den Sieg derſelben indirekt zu bewirken; die Quotidienne, in ihrer Hitze, opfert lieber den Sieg, als daß ſie ſich ſol-

cher kalten Selbſtverläugnung unterwürfe. Die Gazette hat die Ruhe des Jeſuitismus, der ſich nicht von Meinungswuth verwirren läßt, welches um ſo leichter iſt, da der Jeſuitismus eigentlich keine Geſinnung, ſondern nur ein Metier iſt; in der Quotidienne hingegen brüten und wüthen hochfahrende Junker und grimmige Mönche, ſchlecht vermummt in ritterlicher Loyalität und chriſtlicher Liebe. Dieſen letztern Charakter trägt auch die Karliſtiſche Zeitſchrift, die unter dem Titel: **Gazette de la Normandie**, hier in Rouen erſcheint. Es iſt darin ein ſüßliches Geklage über die gute alte Zeit, die leider verſchwunden mit ihren chevaleresken Geſtalten, mit ihren Kreuzzügen, Turniren, Wappenherolden, ehrſamen Bürgern, frommen Nonnen, minniglichen Damen, Troubadouren und ſonſtigen Gemüthlichkeiten, ſo daß man ſonderbar erinnert wird an die feudaliſtiſchen Romane eines berühmten deutſchen Dichters, in deſſen Kopf mehr Blumen als Gedanken blühten, deſſen Herz aber voller Liebe war; — bei dem Redakteur

der Gazette de la Normandie iſt hingegen der Kopf voll von kraſſem Obſkurantismus, und ſein Herz iſt voll Gift und Galle. Dieſer Redakteur iſt ein gewiſſer Vicomte Walſh, ein langer gräulicher Blondin, von etwa 60 Jahren. Ich ſah ihn in Dieppe, wo er zu einem Karliſtenkonzilium eingeladen war, und von der ganzen nobeln Sippſchaft ſehr fetirt wurde. Geſchwätzig, wie ſie ſind, hat jedoch ein kleines Karliſtchen mir zugeflüſtert: „c'est un fameux compère;" er iſt eigentlich nicht von gutem franzöſiſchem Adel; ſein Vater, ein Irländer von Geburt, war in franzöſiſchem Kriegsdienſte beim Ausbruche der Revolution, und als er emigrirte und die Konfiskation ſeiner Güter verhindern wollte, verkaufte er ſie zum Scheine ſeinem Sohne; als aber der alte Mann ſpäter nach Frankreich zurückkehrte und von dem Sohne ſeine Güter zurückverlangte, läugnete dieſer den Scheinkauf, behauptete, der Verkauf der Güter habe in vollgültigem Ernſte ſtatt gefunden, und behielt ſomit das Vermögen ſeines geprellten

Vaters und ſeiner armen Schweſter; dieſe wurde Hofdame bei Madame (der Herzogin von Berry) und ihres Bruders Begeiſterung für Madame hat ſeinen Grund ſowohl in der Eitelkeit als im Eigennutze; denn, — „Ich wußte genug.“

Man kann ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher perfiden Konſequenz die Regierung der jetzigen Gewalthaber von den Karliſten untergraben wird. Ob mit Erfolg, muß die Zeit lehren. Wie ihnen kein Menſch zu ſchlecht, wenn ſie ihn zu ihren Zwecken gebrauchen können, ſo iſt ihnen auch kein Mittel zu ſchlecht. Neben jenen kandidiſchen Journalen, die ich oben bezeichnet, wirken die Karliſten auch durch die mündliche Ueberlieferung aller möglichen Verläumdung, durch die Tradition. Dieſe ſchwarze Propaganda ſucht den guten Leumund der jetzigen Gewalthaber, namentlich des Königs, aufs gründlichſte zu verderben. Die Lügen, die in dieſer Abſicht geſchmiedet werden, ſind zuweilen eben ſo abſcheulich, wie abſurd. „Immer verläumden,

immer verläumden, es bleibt was kleben!" war ſchon der Wahlſpruch der ſaubern Lehrer.

In einer Karliſtiſchen Geſellſchaft zu Dieppe ſagte mir ein junger Prieſter: „Wenn Sie Ihren Landsleuten Bericht abſtatten, müſſen Sie der Wahrheit noch etwas nachhelfen, damit, wenn der Krieg ausbricht und Ludwig Philipp vielleicht noch immer an der Spitze der franzöſiſchen Regierung ſtehen geblieben, die Deutſchen ihn deſto ſtärker haſſen und mit deſto größerer Begeiſterung gegen ihn fechten." Auf meine Frage, ob uns der Sieg auch ganz gewiß ſey, lächelte jener faſt mitleidig und verſicherte mir: „die Deutſchen ſeyen das tapferſte Volk, und man werde ihnen nur einen geringen Scheinwiderſtand leiſten; der Norden, ſo wie der Süden, ſey der rechtmäßigen Dynaſtie ganz ergeben; Heinrich V. und Madame ſeyen, gleich einem kleinen Heiland und einer Mutter Gottes, allgemein verehrt; das ſey die Religion des Volks; über kurz oder lang komme dieſer legitime Glau-

benseifer beſonders in der Normandie zum öffentlichen Ausbruche.“ — Während der Mann Gottes ſich ſolchermaaßen ausſprach, erhob ſich plötzlich vor dem Hauſe, worin wir uns befanden, ein ungeheurer Lärm; es wirbelten die Trommeln, Trompeten erklangen, die Marſeiller Hymne erſcholl, ſo laut, daß die Fenſterſcheiben zitterten, und aus vollen Kehlen drang der Jubelruf: „**Vive Louis Philippe! A bas les carlistes! Les carlistes à la lanterne!**“ Das geſchah um 1 Uhr in der Nacht, und die ganze Geſellſchaft erſchrak ſehr. Auch ich war erſchrocken, denn ich dachte an das Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen. Aber es war nur ein Spaß der Diepper Nationalgarden. Dieſe hatten erfahren, das Ludwig Philipp im Schloſſe Eu angekommen ſey, und ſie faßten auf der Stelle den Beſchluß, dorthin zu marſchiren, um den König zu begrüßen; vor ihrer Abreiſe wollten ſie aber die armen Karliſten in Schrecken ſetzen, und ſie machten den entſetzlichſten Lärm vor den Häuſern derſelben,

und ſangen dort wie wahnſinnig die Marſeiller Hymne, jenes **dies irae, dies illa** der neuen Kirche, das zunächſt den Karliſten ihren jüngſten Gerichtstag verkündet.

Da ich mich bald darauf ebenfalls nach Eu begab, ſo kann ich als Augenzeuge berichten, daß es keine angeordnete Begeiſterung war, womit die Nationalgarden dort den König umjubelten. Er ließ ſie die Revüe paſſiren, war ſehr vergnügt über die unverhohlene Freude, womit ſie ihn anlachten, und ich kann nicht läugnen, daß in dieſer Zeit des Zwieſpalts und des Mißtrauens ſolches Bild der Eintracht ſehr erbaulich war. Es waren freie, bewehrte Bürger, die ohne Scheu ihrem Könige ins Auge ſahen, mit den Waffen in der Hand ihm ihre Ehrfurcht bezeugten, und zuweilen mit männlichem Handſchlage ihm Treue und Gehorſam zuſagten. Ludwig Philipp nämlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, gab jedem die Hand. — Ueber dieſes Händedrücken mokiren ſich die Karliſten noch am meiſten, und ich

geſtehe gern, der Haß macht ſie zuweilen witzig, wenn ſie jene, „**messéante popularité des poignées de main,**“ persiffliren. So ſah ich in dem Schloſſe, deſſen ich ſchon früher erwähnt, **en petit comité** eine Poſſe aufführen, wo aufs ergötzlichſte dargeſtellt ward, wie Fip I, König der Philiſter (**Epiciers**), ſeinem Sohne Großkuken (**grand poulot**) Unterricht in der Staatswiſſenſchaft gibt, und ihn väterlich belehrt: „er ſolle ſich nicht von den Theoretikern verleiten laſſen, das Bürgerkönigthum in der Volksſouverainetät zu ſehen, noch viel weniger in der Aufrechthaltung der Charte; er ſolle ſich weder an das Geſchwätz der Rechten, noch der Linken kehren; es komme nicht darauf an, ob Frankreich im Innern frei und im Auslande geehrt ſey, noch viel weniger, ob der Thron mit republikaniſchen Inſtitutionen barrikadirt oder von erblichen Pairs geſtützt werde; weder die oktroyirten Worte noch die heroiſchen Thaten ſeyen von großer Wichtigkeit; das Bürgerkönigthum und die ganze Regierungskunſt beſtehe

darin, daß man jedem Lump die Hand drücke." Und nun zeigt er die verſchiedenen Handgriffe, wie man den Leuten die Hand drückt, in allen Poſitionen, zu Fuß, zu Pferd, wenn man durch ihre Reihen galloppirt, wenn ſie vorbeidefiliren u. ſ. w. Großkuken iſt gelehrig, macht dieſe Regierungskunſtſtücke aufs beſte nach; ja er ſagt, er wolle die Erfindung des Bürgerkönigthums noch verbeſſern, und jedesmal, wenn er einem Bürger die Hand drücke, ihn auch fragen: „Wie geht's, mon vieux cochon?" oder, was ſynonym ſey: „Wie geht's, citoyen?" „Ja, das iſt ſynonym," ſagt dann der König ganz trocken, und die Karliſten lachten. Hernach will ſich Großkuken im Händedrücken üben, zuerſt an einer Griſette, nachher am Baron Louis; er macht aber jetzt Alles zu plump, zerdrückt den Leuten die Finger; dabei fehlt es aber nicht an Verhöhnung und Verläumdung jener wohlbekannten Leute, die wir einſt, vor der Juliusrevolution, als Lichter des Liberalismus feierten, und die wir ſeitdem ſo gern

als Servile herabwürdigen. Bin ich aber ſonſt dem Juſtemilieu nicht ſehr gewogen, ſo regte ſich doch in meinem Gemüthe eine gewiſſe Pietät gegen die einſt Hochverehrten; es regte ſich wieder die alte Neigung, als ich ſie geſchmäht ſah von jenen ſchlechtern Menſchen. Ja, wie derjenige, der ſich in der Tiefe eines dunkeln Brunnens befindet, am hellen lichten Tage die Sterne des Himmels ſchauen kann, ſo habe ich, als ich in eine obſkure Karliſtengeſellſchaft hinabgeſtiegen war, wieder klar und rein die Verdienſte der Juſtemilieu-Leute anerkennen können; ich fühle wieder die ehemalige Verehrung für den ehemaligen Herzog von Orleans, für die Doktrinaire, für einen Guizot, einen Thiers, einen Royer-Callard und für einen Dupin und andre Sterne, die durch das überflammende Tageslicht der Juliusſonne ihren Glanz verloren haben.

Es iſt dann und wann nützlich, die Dinge von ſolch einem tiefen, ſtatt von einem hohen Standpunkte zu betrachten. Zunächſt lernen wir

die Perſonen unpartheiiſcher beurtheilen, wenn wir auch die Sache haſſen, deren Repräſentanten ſie ſind; wir lernen die Menſchen des Juſtemilieu von dem Syſteme deſſelben unterſcheiden. Dieſes letztere iſt ſchlecht, nach unſerer Anſicht, aber die Perſonen verdienen noch immer unſere Achtung, namentlich der Mann, deſſen Stellung die ſchwierigſte in Europa iſt, und der jetzt nur in dem Gedanken vom 13. März die Möglichkeit ſeiner Exiſtenz ſieht; dieſer Erhaltungstrieb iſt ſehr menſchlich. Sind wir gar unter Karliſten gerathen, und hören wir dieſen Mann beſtändig ſchmähen, ſo ſteigt er in unſerer Achtung, indem wir bemerken, daß jene an Ludwig Philipp eben dasjenige tadeln, was wir noch am liebſten an ihm ſehen, und daß ſie eben dasjenige, was uns an ihm mißfällt, noch am liebſten goutiren. Wenn er in den Augen der Karliſten das Verdienſt hat, ein Bourbon zu ſeyn, ſo erſcheint uns dieſes Verdienſt im Gegentheil als eine **levis nota.** Aber es wäre Unrecht, wenn wir ihn und ſeine Familie

nicht von der ältern Linie der Bourbonen aufs rühmendſte unterſchieden. Das Haus Orleans hat ſich dem franzöſiſchen Volke ſo beſtimmt angeſchloſſen, daß es gemeinſchaftlich mit demſelben regenerirt wurde; daß es aus dem ſchrecklichen Reinigungsbade der Revolution, eben ſo wie das franzöſiſche Volk, geſäubert und gebeſſert, geheilt und verbürgerlicht hervorging; — während die ältern Bourbonen, die an jener Verjüngung nicht Theil nahmen, noch ganz zu jener ältern, kranken Generation gehören, die Crebillon, Laclos und Louveſt uns in ihrem heiterſten Sündenglanze und in ihrer blühenden Verweſung ſo gut geſchildert haben. Das wieder jung gewordene Frankreich konnte dieſer Dynaſtie, dieſen Revenants der Vergangenheit, nimmer angehören; das erheuchelte Leben wurde täglich unheimlicher; die Bekehrung nach dem Tode war ein widerwärtiger Anblick; die parfümirte Fäulniß beleidigte jede honnete Naſe; und eines ſchönen Juliusmorgens, als der galliſche Hahn krähte, mußten dieſe Geſpen-

ſter wieder entfliehen. Ludwig Philipp aber und die Seinigen ſind geſund und lebendig, es ſind blühende Kinder des jungen Frankreichs, keuſchen Geiſtes, friſchen Leibes, und von bürgerlich guten Sitten. Eben jene Bürgerlichkeit, die den Karliſten an Ludwig Philipp ſo ſehr mißfällt, hebt ihn in unſerer Achtung. Ich kann mich, trotz des beſten Willens, nicht ſo ganz des Partheigeiſtes entäußern, um richtig zu beurtheilen, wie weit es ihm mit dem Bürgerkönigthume Ernſt iſt. Die große Jury der Geſchichte wird entſcheiden, ob er es ehrlich gemeint hat. In dieſem Falle ſind die **Poignées de main** gar nicht lächerlich, und der männliche Handſchlag wird vielleicht ein Symbol des neuen Bürgerkönigthums, wie das knechtiſche Knien ein Symbol der feudaliſtiſchen Souverainetät geworden war. Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Geſinnung bewahrt und ſeinen Kindern überliefert, kann in der Geſchichte einen großen Namen hinterlaſſen, nicht blos als Stifter einer neuen Dynaſtie, ſon-

dern ſogar als Stifter eines neuen Herrſcherthums, das der Welt eine andere Geſtalt gibt, — als der erſte Bürgerkönig, Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Geſinnung bewahrt, — aber das iſt ja eben die große Frage.

Digitized by Google

DC 266.5
.H49
3 0000 063 862 985
Digitized by Google